Josef Victor Widmann

Ausgewählte Feuilletons



J. V. Widmann

Ausgewählte Feuilletons

Herausgegeben von

Dr. Max Widmann

Druck und Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld 1913

Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.

Zum Geleite.

Ein Jahr ist's her, seit sich das Grab über Josef Victor Widmann geschlossen hat. Pietätvolle Hände haben seither aus seiner da und dort verstreuten Lyrik einen anmutigen Strauß gebunden und ihn den Verehrern des Dichters gereicht. Das Epos Buddha, dem Widmann, als er Ende der 1860er Jahre den Schritt vom Theologen zum Schulmann getan hatte, männlich-ernste Gedanken einer durchaus freien Weltbetrachtung, einer edlen, mitleidsvollen Humanität und entschiedenen Diesseitsstimmung, Gedanken, die für sein ganzes Leben und Schaffen Leitsterne blieben, anvertraute, ist in einer neuen Ausgabe zugänglich gemacht worden. Weiterhin sind im Feuilleton des Berner „Bund", dem Widmann während dreier Dezennien seinen Geist in nie versiegender Fülle und Frische zugute kommen ließ, noch eine Anzahl Bücherbesprechungen, zum Teil umfangreicher Art, die der rastlos Tätige noch in den letzten Wochen vor seiner tödlichen Erkrankung geschrieben hatte, als kostbarer journalistischer Nachlaß zur Veröffentlichung gelangt.

So haben wir seinen Geist und sein Wesen immer aufs neue lebendig um uns gespürt, als wäre der teure Mann noch mitten unter uns, unablässig spendend als Dichter wie als Tagesschriftsteller.

Der hier vorliegende Band möchte der schönen Aufgabe, das Bild des Verstorbenen mit seiner staunenswert beweglichen geistigen Physiognomie und seiner gefesteten Männlichkeit lebendig und eindrucksvoll unter uns zu erhalten, in seiner Weise gleichfalls dienen. Aus der fast unübersehbaren Menge der Arbeiten J. V. Widmanns für die Tagespresse und gelegentlich für Revuen ist hier eine kleine Anzahl herausgehoben und zu einem schmalen Band vereinigt worden. Ein Sohn des Verstorbenen, Redakteur Dr. Max Widmann, hat im wesentlichen die Auswahl getroffen. Daß sie nicht leicht fiel, wird man gerne glauben,

und nachdrücklich sei der Ansicht begegnet, als ob etwa mit dieser Zusammenstellung ein Werturteil gefällt werden sollte, wonach diese hier gebotenen Feuilletons und Artikel das Beste darstellen würden, was der Journalist Widmann je geschrieben hat. Das Absehen ging vielmehr dahin, der gewaltigen Fülle des vorliegenden Materials einige Paradigmata Widmannscher Feuilletonistik zu entnehmen, die von der ungewöhnlichen Vielseitigkeit seiner Interessen, von der Art seiner Betrachtungsweise, von der Persönlichkeit, die hinter allem stand, was er schrieb, eine einigermaßen zureichende Vorstellung vermitteln. Der ernste und der scherzende, der bewundernde und der polemisierende, der philosophisch nachdenkliche und der dankbar genießende Widmann soll uns aus diesen Blättern entgegenblicken. Findet diese Sammlung bei dem so großen Kreis derer, die einst zu jedem Feuilleton und zu jeder J. V. W.-Besprechung mit freudiger Spannung griffen, und die sich diesem Journalisten in einer Weise verbunden und verpflichtet fühlten, wie dies bei Zeitungslesern nicht die Regel zu sein pflegt, eine gute Aufnahme, dann würde nichts leichter fallen, als diesem ersten Band einen zweiten gleich reichhaltigen, gleich fesselnden, gleich charakteristischen folgen zu lassen.

Von der Theologie und der Pädagogik her war J. V. Widmann zum Journalismus gekommen, und poetische Schöpfungen hatten bereits seine dichterische Begabung außer Frage gestellt. So brachte er von vornherein zu seinem neuen Beruf ein reiches Wissen, vielseitigste Interessen, das lebendigste Gefühl für literarisches Schaffen und eine fraglose Kompetenz zur Kritik mit. Als Alleinherrscher konnte er in seinem Feuilleton schalten und walten. Nach allen Seiten war sein Blick offen, und mit dem ihm angebornen, von Vater und Mutter ererbten lebhaften Temperament griff er die verschiedensten Fragen auf, welche die Geister

beschäftigten, bei weitem nicht nur in den Kreis der Literatur und des Ästhetischen sich einschließend.

Als Theologe hatte er, frühe schon aller knechtenden Dogmatik und aller kirchlichen Reglementiererei entwachsen, unerschrocken und selbständig den großen Konflikt zwischen einer geistlich eingeschnürten und einer resolut weltlich gerichteten Lebensanschauung in sich ausgekämpft. Und die Welt war Siegerin geblieben. Daraus hat er denn auch in seiner schriftstellerischen Tätigkeit nie ein Hehl gemacht. Alles pfäffische Wesen, mochte es ihm begegnen wo es wollte, fand in ihm seinen unerbittlichen Gegner. Dabei ist interessant zu beobachten, wie er als freier Geist aller zum Dogma sich verdichtenden jakobinischen Freigeisterei tief abhold war. Er wußte, daß die Intoleranz sich mit einer radikal unreligiösen und unkirchlichen Anschauung ebensogut verbinden kann wie mit einer starr kirchlichen. Er empfand sie daher bei jener als gerade so unleidlich wie bei dieser. Die Ketzerrichter in aller und jeder Form hat er ehrlich verabscheut.

Allen Halbheiten galt sein Manneshaß. Wo ihm die ungebrochene starke Welt des echten Glaubens begegnete, der in seiner Weise auch Großes verrichten kann, da brachte er ihm ein ehrerbietiges Verständnis entgegen. Widerwärtig war ihm dagegen jenes bequeme Paktieren des religiösen Verhaltens mit der Welt. „Entweder – so schreibt er einmal in einem Feuilleton über die Biographie Samuel Gobats, des evangelischen Bischofs von Jerusalem – entweder konsequenter Christ mit Märtyrerkrone, die natürlich von der Welt als Schellenkappe verspottet wird, oder freier Mensch, frei jedem religiösen System gegenüber.“ Ein Artikel wie der in dieses Buch aufgenommene über Gordon zeigt, welches Verständnis sich der einstige Theologe für solche ganze religiöse Persönlichkeiten bewahrt hat.

Den Mut seiner Überzeugung zu haben, das erschien Widmann überall und immer als etwas schlechthin Verehrungswürdiges. An Klopstock hat er einmal gerühmt, daß er den Mut seines eigenen Pathos hatte. Bei Hanns v. Bülow hebt er den ethischen Wert vorbildlichen Mannesmutes hervor. In einem der zahlreichen Feuilletons, die er den Schriften und den Lehren Nietzsches widmete und in denen er, der Mitleidsvolle, den Antimitleidslehren und dem harten Aristokratismus Nietzsches scharfe Kritik entgegensetzte, liest man: „Ein so mutiges und kräftiges Schwimmen gegen den Strom ist an und für sich eine angenehme Erscheinung." Nun, diesen Mut seiner Überzeugung hat der Journalist Widmann selbst in vollem Maße besessen. Das machte ihn auch da, wo man seine Hiebe als ungerecht und als übers Maß zielend empfand, zu einer so ehrenwerten, weil ehrlichen Erscheinung.

Zum Rüstzeug eines tapfern Menschen rechnet Widmann nicht nur den ernsten Ton unbeugsamer Überzeugungstreue, sondern auch die helle Melodie des Humors. Seinem frisch und lebhaft pulsierenden Wiener Naturell lag sie im Blute. In einer Besprechung von Weiningers seinerzeit vielgenanntem und leidenschaftlich diskutiertem Buche „Geschlecht und Charakter" machte Widmann dem Autor gegenüber geltend: Humor sollte nicht fehlen auch bei Behandlung ernsthaftester Dinge. Und er fügt als schöne Lebensweisheit hinzu: „Humor ist eine Tapferkeit, die der Ernst sich schuldig ist, um sein eigenes Pathos immer wieder zu überprüfen." Wie ein wohliges, erfrischendes Fluidum ziehen sich denn auch der Humor, der Scherz, die gute Laune, der leicht sich einstellende, ungern unterdrückte Witz durch Widmanns ganze journalistische Lebensarbeit. Auch der scharfe Satiriker Dr. Slop, den Widmann gelegentlich als alter ego in die Arena treten ließ, wenn er besonders scharfe Pfeile auf irgendwelche Verkehrtheiten und Fehl-

griffe abzusenden das Bedürfnis empfand, auch er pflegt nicht im Gewande puritanischer Seriosität einherzuschreiten.

Man könnte von einem didaktischen Element in Widmanns Journalistik sprechen. Er liebte es auch bei ausgesprochen literarischen Themata abzuspringen und Dinge in den Bereich seiner Erörterung zu ziehen, die unmittelbar mit dem eigentlichen Gegenstand nicht in Verbindung standen. Und es sind gerade diese Digressionen, die seinen Feuilletons etwas so menschlich Anziehendes, man möchte fast sagen Gemütliches verleihen. Über Fragen des Tages, politischer, sozialer, pädagogischer Natur, die ihn stark beschäftigten, auch unter dem Strich das Wort zu ergreifen, war ihm ein Bedürfnis. Ob er sich dabei gelegentlich mit Anschauungen, die über dem Strich vertreten wurden, in Widerspruch setzte, oder sie doch in eine andere Beleuchtung rückte, das kümmerte ihn nicht sonderlich. Das Recht, auch seine Meinung in seiner Weise und an seiner Stelle zu äußern, ließ er sich nicht nehmen.

Widmann besaß jene wundervolle Gabe, welche den echten Lehrer macht: auch über schwierige Dinge einfach und verständlich zu reden, sich dem geistigen Horizonte seiner Leser anzupassen und dadurch seine Worte um so eindringlicher und anregender zu machen. Er schrieb im besten Sinne des Wortes populär. Man sieht das vielleicht am besten, wenn er über philosophische Schriften das Wort ergriff. Er braucht einmal in einer eingehenden Besprechung von Nietzsches „Wille zur Macht“, jenen Bruchstücken zu dem nicht vollendeten Werke, die nach des Philosophen Tod herausgekommen sind, den Ausdruck: er spreche als ein Dilettant der Philosophie zu Dilettanten. Es genügte ihm völlig, wenn der Leser einen wenn auch nicht ganz zureichenden, so doch lebendigen und klaren Begriff erhielt von denjenigen hier zur Diskussion gestellten Fragen, welche, über das bloß fachmännische Interesse hinaus, alle Gebildeten

angehen, die sich um derlei Probleme überhaupt bekümmern. So ist Widmann für viele ein kostbarer Lehrmeister und Mahner geworden.

Postulate, die erst in der Zukunft ihre volle Erfüllung erhoffen, fanden in ihm ihren resoluten Befürworter und Verfechter. So hat er einmal für das Frauenstimmrecht eine Lanze gebrochen, und er, der sich zeitlebens in der Welt der Antike als auf einem vertrauten Boden bewegte, wie er denn nicht davor zurückschreckte, gelegentlich in ausführlicher Weise seine Leser mit Dramen des Euripides bekannt zu machen — er nahm keinen Anstand, dem Latein- und Griechischunterricht in der Schule den Krieg zu erklären. Daß er damit vielerorts Anstoß erregen würde, machte ihm keine Beschwerde. Lustig schreibt er am Schluß des Feuilletons, das sich gegen den heutigen Schulbetrieb der klassischen Sprachen richtete: „Nachdem somit Mr. Feuilleton wieder einmal diejenige Stellung glücklich gefunden hat, für die ihm niemand dankt, in der er es niemandem recht macht, in der er es mit allen verdirbt, empfiehlt er sich einer nach hundert Jahren kommenden Generation als Erziehungsdirektor oder Gymnasialrektor — aber nein! die wird ihn nicht haben wollen; denn seine Ideale werden ja längst in die Praxis übergegangen und schon viel veralteter sein als seine Knochen."

Spricht man von dem Feuilletonisten J. V. Widmann, so werden die meisten nun aber doch wohl immer in erster Linie an den literarischen Kritiker denken, der mit einer beispiellosen Ausdauer und erstaunlichen Promptheit durch ungeheure Massen des Gedruckten sich hindurchlas und seine Werturteile über das Gelesene abgab. In einem Feuilleton über sein Elternhaus, das gastfreundliche, geistig so reich belebte Liestaler Pfarrhaus hebt er als eine besondere Liebhaberei seiner Eltern das Anslichtziehen verborgener, verkannter Talente, vor allem musikalischer hervor. Wer

Widmanns Rezensententätigkeit kennt, wird nicht in Abrede stellen wollen, daß diese Liebhaberei der Eltern sich für das Gebiet der Literatur in vollstem Maße auf den Sohn vererbt hat. Mit welcher Liebe ist er stetsfort noch un- unbekannten oder noch nicht beachteten Talenten nach- gegangen; mit welcher Wärme hat er sie, wenn ihm ihre Begabung fraglos erschien, in die Öffentlichkeit eingeführt! Töricht und ungerecht wäre, ihm gelegentliches Fehlgreifen und Irregehen in der Einschätzung zum Vorwurf machen zu wollen. Was bedeuten diese Nieten gegenüber den vielen Treffern! Und wo er einmal stark und ehrlich be- wunderte, da blieb er treu. Das Beispiel Karl Spittelers wird da immer mit besonderer Auszeichnung genannt werden müssen. Aber viele andere noch haben sein warmes Wohl- wollen und sein selbstloses, herzliches Interesse unwandelbar spüren dürfen — so lange natürlich als sie es verdienten.

Für bloßes literarisches Artistentum hatte Widmann nicht viel Sympathie übrig. Er wollte hinter dem Dichter auch eine wertvolle Persönlichkeit sehen. In einem Feuilleton über Ibsens Briefe schreibt er einmal: „Der Mißerfolg vieler Dichter unserer Zeit beruht darauf, daß sie innerlich nicht warm sind, daß die Kunst ihnen zum dekorativen Spiel wird, daß die tiefe Teilnahme für das Menschliche sich höchstens auf ihre eigene Person und auf die Erfolge bezieht, die sie mehr erlisten als verdienen möchten." Und als notwendig zum Dichterberuf bezeichnet er in dem „Mahnwort" „Die Streblinge des Helikon": „Man muß ein bedeutender Mensch sein, bedeutend durch seine persönlichen Eigenschaften mehr noch als durch Bildung und namentlich ein von Eitelkeit freier Charakter."

Zu Anfang des Jahres 1883 schrieb Gottfried Keller an J. V. Widmann: „So oft ich den „Bund" in die Hand nehme, lieber Freund, steigt mir immer ein Seufzer auf, daß Sie Ihre schönen Jahre an dieser Werkbank verbringen

müssen. So erfreulich und erfrischend Ihre Tätigkeit für uns andern sein mag, sowie die brave, gute Manneslaune, mit der Sie sich der Notwendigkeit fügen, so muß ich mich doch immer fragen, ob es denn keine Auskunft gibt, die Sie mehr zum Herrn Ihrer kostbaren Zeit machen könnte." Man weiß es, der Konflikt zwischen den Anforderungen seines Berufs und den lockenden Stimmen der Muse ist J. V. Widmann nicht erspart geblieben, konnte ihm nicht erspart bleiben, und er hat ihn in dem Aretino-Drama dichterisch vor sich hingestellt. Er hat das seelische Motiv dieses Schauspiels in einem Feuilleton über die Entstehung der „Muse des Aretin" (man darf es nicht verwechseln mit der hier abgedruckten Studie über den Charakter Aretinos) klar formuliert: es sei die an ihm selbst gemachte Erfahrung, wie schwierig es ist, „im journalistischen Beruf die innere Sammlung und reine Stimmung zu bewahren, welche Grundbedingung alles dichterischen Schaffens ist; denn dieser Beruf ist ein zerstreuender und zwingt den Geist, sich täglich auszugeben in kleinen Angelegenheiten des Tages, die allerlei Unruhen, manchmal aufregenden Streit und dergleichen zur Folge haben und weit wegführen von der Stille, deren die Entstehung eines Kunstwerkes bedarf." Ein Aretino zerbricht an diesem Konflikt. Warum? Weil sein Musendienst auf Selbsttäuschung beruht. Er hat die moralische Kraft nicht, um die zerstreuende Welt draußen liegen zu lassen und sich auf eine höchste seelische Angelegenheit zu konzentrieren. Er kommt vom Tagestreiben nicht los, und so gibt es ihn nicht frei. Widmann hat das Problem ganz anders gelöst. Es wird immer bewunderungswürdig bleiben, wie er aus der vielgestaltigen, den Geist nach allen Seiten hin angespannt haltenden, nie zur Ruhe kommen lassenden Arbeit des Journalisten den Weg immer wieder zur ruhigen, freien dichterischen Produktion fand. Das zeugt nicht nur für die Stärke seines poetischen

Talentes, sondern mindestens ebenso sehr für die Stärke seiner ethischen Persönlichkeit. Und weil diese Persönlichkeit auch aus allem herausleuchtet, was der Journalist Josef Victor Widmann aus seiner rastlosen, flinken Feder aufs Papier brachte, darum lebt auch in seinen Arbeiten für den Tag etwas, das ihnen über den Tag hinaus Reiz und Wert verleiht.

H. Trog.

Beim Durchblättern Goethescher Briefe.

„Sie glauben wohl, die Goetheschen Autographen liegen und fliegen bei mir nur so herum?“ sagte mir in etwas geärgertem und zurechtweisendem Tone die Tochter von Werthers Lotte, das alte Fräulein Charlotte Kestner in Basel. Ich war damals Schüler des Basler Pädagogiums und genoß den Vorzug, die interessante Dame zuweilen besuchen zu dürfen. An jenem Tage hatte ich mir als junger Goethe-Enthusiast die kecke Andeutung erlaubt, wie sehr es mich beglücken würde, ein auch noch so unbedeutendes, von der Hand „des Olympiers“ beschriebenes Blatt zu besitzen. Nun stand ich wie ein begossener Pudel da und begriff auf einmal die ungeheure Naivität meiner Bitte, während das geärgerte Fräulein in allen Ecken des Zimmers herumfuhr, um sich von ihrem Verdruß über den unverschämten Bengel zu erholen. Sie war klein und verwachsen und ging so eingeknickt wie ein halbgeöffnetes Taschenmesser; ich mußte, wenn ich sie sah, unwillkürlich an jene Alte in Hauffs Märchen vom Zwerg Nase denken, die zwischen ihren Hündchen, Katzen und Eichhörnchen auf dem gläsernen Boden ihres Palastes wie auf einer Eisbahn hin und her gleitet. Aber meiner Ehrfurcht tat diese Erinnerung keinerlei Eintrag; auch hatten die feinen Züge ihres welken Antlitzes einen Ausdruck vornehmer Strenge, dem niemand Achtung verweigern konnte. Anselm Feuerbach hat Charlotte Kestner etwa zehn Jahre vor ihrem Tode porträtiert; es ist ein schönes Bild einer Greisin und seinerzeit namentlich in Basel, wo jedermann wenigstens vom Sehen auf der Straße die interessante Tochter der Wertherschen Lotte kannte, viel bewundert worden.

Es versteht sich, daß ich meine Bettelei um ein Goethe-Autograph nie mehr wiederholte; auch wurde mir der einmalige Verstoß von dem alten Fräulein bald verziehen. Und als ich ein Jahr später auf eine deutsche Universität

Beim Durchblättern Goethescher Briefe.

„Sie glauben wohl, die Goetheschen Autographen liegen und fliegen bei mir nur so herum?“ sagte mir in etwas geärgertem und zurechtweisendem Tone die Tochter von Werthers Lotte, das alte Fräulein Charlotte Kestner in Basel. Ich war damals Schüler des Basler Pädagogiums und genoß den Vorzug, die interessante Dame zuweilen besuchen zu dürfen. An jenem Tage hatte ich mir als junger Goethe-Enthusiast die kecke Andeutung erlaubt, wie sehr es mich beglücken würde, ein auch noch so unbedeutendes, von der Hand „des Olympiers“ beschriebenes Blatt zu besitzen. Nun stand ich wie ein begossener Pudel da und begriff auf einmal die ungeheure Naivität meiner Bitte, während das geärgerte Fräulein in allen Ecken des Zimmers herumfuhr, um sich von ihrem Verdruß über den unverschämten Bengel zu erholen. Sie war klein und verwachsen und ging so eingeknickt wie ein halbgeöffnetes Taschenmesser; ich mußte, wenn ich sie sah, unwillkürlich an jene Alte in Hauffs Märchen vom Zwerg Nase denken, die zwischen ihren Hündchen, Katzen und Eichhörnchen auf dem gläsernen Boden ihres Palastes wie auf einer Eisbahn hin und her gleitet. Aber meiner Ehrfurcht tat diese Erinnerung keinerlei Eintrag; auch hatten die feinen Züge ihres welken Antlitzes einen Ausdruck vornehmer Strenge, dem niemand Achtung verweigern konnte. Anselm Feuerbach hat Charlotte Kestner etwa zehn Jahre vor ihrem Tode porträtiert; es ist ein schönes Bild einer Greisin und seinerzeit namentlich in Basel, wo jedermann wenigstens vom Sehen auf der Straße die interessante Tochter der Wertherschen Lotte kannte, viel bewundert worden.

Es versteht sich, daß ich meine Bettelei um ein Goethe-Autograph nie mehr wiederholte; auch wurde mir der einmalige Verstoß von dem alten Fräulein bald verziehen. Und als ich ein Jahr später auf eine deutsche Universität

reiste, schenkte sie mir in schönem, braunem Samtrahmen das herrliche Jugendbildnis ihrer Mutter, das man da und dort in illustrierten Literaturgeschichten reproduziert findet. Wie es mit den warmen – ich weiß nicht, soll ich sagen Sonnen- oder Honigaugen? – den Beschauer lächelnd anblickt – ei! das war dem jungen Studiosus nun doch lieber als irgend ein beschriebenes Blatt; ja, ich war von da an ein- für allemal von jeglicher Autographenjägerei gründlich geheilt, und wenn später durch Zufall einige besonders wertvolle handschriftliche Blätter in meinen Besitz kamen, zum Beispiel Beethovensche mit Notenschrift, so fiel es mir nicht schwer, mich von ihnen zu trennen, wenn ich damit einen Freund beglücken konnte. Nur kein Reliquiendienst! auch nicht mit weltlichen Heiligen! In ihren Werken besitzen wir diese Großen. Und – was Goethes Briefe betrifft – die nächstbeste Sammlung, wenn sie nur von einem gewissenhaften Herausgeber herrührt, genügt, um uns all den Genuß und die geistige Erbauung zu verschaffen, die uns jedesmal sicher sind, wenn wir diesem Genius nahen. Ich möchte um dieser Äußerung willen nicht jenen Goethe-Pfaffen zugezählt werden, gegen deren byzantinisches Treiben ich im Gegenteil den parodistischen Vers in Bereitschaft halte: „Einen zu beräuchern nur von allen ...“ Aber wenn ich, wie dieser Tage wieder, in den von Eduard von der Hellen in chronologischer Folge herausgegebenen Goethe-Briefen blättere, so wallt mir das Herz in Liebe zu dem großen Manne, der sein schönes Menschentum zu allen Zeiten seines Lebens, am herrlichsten aber in seinen jüngeren Mannesjahren, frei und natürlich und mit fast immer der Sache angemessenen Worten betätigt hat.

Die Briefe aus den ersten paar Jahren nach der italienischen Reise (also von 1788 bis 1797) haben es mir besonders angetan durch die kraftvolle Männlichkeit der darin enthaltenen herzhaften Urteile. Und wie hat das

meiste auch für unsere Zeit noch Geltung, vor allem gegenüber den rückläufigen Bewegungen, die wir in der Gegenwart allenthalben beobachten. Unseren Mystikern und Spiritisten zum Beispiel mag es gesagt sein, was Goethe an Herder schreibt: „Man wird selbst zum Traum, zur Niete, wenn man sich ernstlich mit diesen Phantomen beschäftigt.“ Er bezieht sich auf die „verwünschte Aufmerksamkeit“, welche Frau v. Stein und Herders Gattin ihren Träumen schenkten. Charakteristisch ist ferner, wie frei sich Goethe dem ersten Geistlichen Weimars gegenüber über Kirche und Religion ausspricht. Er schreibt an Herder, der ihm sein Buch „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ zugesandt hatte: „Das Christentum hast Du nach Würden behandelt; ich danke Dir für meinen Teil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunstseite es näher anzusehen, und da wird's auch recht erbärmlich. Überhaupt sind mir bei dieser Gelegenheit so manche Gravamina wieder rege geworden. Es bleibt wahr: das Märchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10000 Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebensoviel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu verteidigen, als es zu bestreiten. Nun gehen die Generationen durcheinander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wider, was alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen so wesentlich sind, so großen Einfluß hätte.“ Und ebenfalls an Herder schreibt Goethe: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten (Lavater ist gemeint) nicht antreffen ließ. Die Welt ist groß; laßt ihn lügen darin! Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talente 2c. ist ihre Nase

wie eine Wünschelrute gerichtet. Er hofiert der herrschenden Philosophie schon lange. Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht, ihn von mancherlei sudelhaften Vorstellungen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlibbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen."

Das ist die rückhaltlose Sprache einer gefestigten Weltanschauung, die, wie man sieht, keine schwächlichen Kompromisse kennt; ich könnte solcher Stellen, vornehmlich aus den an Herder gerichteten Briefen, noch eine Menge anführen; aber ich weiß: „Die Kinder, sie hören's nicht gerne."

Auf ein neutraleres Gebiet führen uns die Briefe an die „liebe Kleine", wie er Christiane Vulpius in den ersten Jahren dieser Ehegemeinschaft, die keine legale Ehe war, meistens anzureden pflegte. Den Anlaß zu einer Menge kurzer Briefe gab 1792 die Campagne in Frankreich. Es sind die Billette eines zärtlichen Liebhabers, der nicht müde wird, seinem Schatz zu sagen, wie sauer ihm die längere Trennung ankommt. Erinnerungen an Stunden gemeinsam genossener Freuden wechseln mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß es im Augenblick anders ist, und mit hoffnungsvollen Bildern einer angenehmen Zukunft, wo sie einander wieder ganz angehören werden. Es ist schon richtig: Goethe behandelt in diesen Briefen Christiane häufig als ein unwissendes Kind, wie sie es ja auch war; aber seiner zärtlichen Neigung tut dies keinen Abbruch. „Wo das Trier in der Welt liegt, kannst Du weder wissen noch Dir vorstellen, das Schlimmste ist, daß es weit von Weimar liegt; und daß ich weit von Dir entfernt bin." So schreibt er ihr am 25. August jenes Kriegsjahres aus „dem alten Pfaffennest Trier, das in einer angenehmen Gegend liegt. Ein paar Tage vorher hat er ihr aus Frankfurt ein „Judenkrämchen" geschickt und wünscht sich „ein Mäuschen zu

sein und beim Auspacken zuzusehen." Aus Paris aber wolle er ihr ein Krämchen mitbringen, das dann noch ganz was anderes sein solle als das Frankfurter „Judenkrämchen." Und immer wieder die Versicherung: „Es ist doch nichts besser, als wenn man sich liebt und zusammen ist." Oder — aus dem Kriegslager vor Verdun am 10. September: „Wärst Du nur jetzt bei mir! Es sind überall große breite Betten, und Du solltest Dich nicht beklagen, wie es manchmal zu Hause geschieht. Ach! mein Liebchen! Es ist nichts besser, als beisammen zu sein; wir wollen es uns immer wieder sagen, wenn wir uns wieder haben." Doch auch ernstere Saiten des Gemütes werden berührt. Die Geliebte soll, wenn sie die Ruhe des heimatlichen Friedens genießt, daran denken, wie jetzt so viele tausend Menschen, von Haus und Hof und allen ihren Gütern vertrieben, in der Welt herumirren und nicht wissen wohin. „Küsse den Kleinen und liebe mich!" Und aus dem Lager bei Marienborn (vor Mainz) schreibt er ihr: „Wenn wir nur nicht das traurige Schauspiel ansehen müßten, daß alle Nacht die Stadt bombardiert wird und nun so nach und nach vor unsern Augen verbrennt, die Kirchen, die Türme, die ganzen Gassen und Quartiere eins nach dem andern in Feuer aufgeht. Wenn ich Dir einmal dann erzähle, wirst Du kaum glauben, daß so etwas geschehen könne." Interessant ist, zu vergleichen, wie Goethe denselben Eindruck aus dem Lager vor Mainz in einem gleichzeitigen Briefe an Fritz Jakobi eine dem Briefempfänger gemäße andere Fassung gibt: „Bei uns geht es von der einen Seite lustig, von der anderen traurig zu, wir stellen eine wahre Haupt- und Staatsaktion vor, worin ich den Jacques (siehe Shakespeare: „Wie es euch gefällt") nach meiner Art und Weise repräsentiere. Im Vordergrund hübsche Weiber und Weinkrüge, hinten Flammen, gerade wie Lot mit seinen Töchtern vorgestellt wird."

Wie nun überhaupt aus allen den Briefen die Persönlichkeit Goethes dem Leser immer näher rückt und ihm oft Züge offenbart, die man nicht erwartete, dafür mögen hier noch einige Beispiele folgen. Welche Bescheidenheit drückt sich in einem Briefe an Wieland aus, den er im September 1793 bittet, drei Gesänge des Reinecke Fuchs mit kritischem Griffel in der Hand zu durchgehen; er will sie ganz seiner Sanktion unterwerfen. „Du verzeihst lieber Herr und Bruder, daß ich mich eines alten Rechtes bediene, das ich nicht gerne entbehren möchte, und weißt, welchen großen Wert ich auf deine Bemerkungen und deine Beistimmung lege." Ebenso läßt es sich Goethe gefallen, daß ihm sein Verleger Göschen schreibt, „seine Sachen seien nicht so kurrent als andere, an denen ein größeres Publikum Geschmack findet." Hiemit stimmt auch ein Brief aus etwas späterer Zeit an Schillers Gattin überein, der mit den Worten anhebt: „Je seltener dem Dichter in unserer Zeit auf seine Mitteilungen eine erwünschte, teilnehmende Stimme entgegenkommt, umso erfreulicher war mir Ihr Blatt, das mir einen schönen Lohn für meine stillen, treuen Arbeiten darbietet." Allerdings verhehlt sich Goethe keineswegs, was er vom deutschen Publikum zu halten habe. Hiefür ist sein Brief an Reichardt aus dem Februar 1790 wohl am bezeichnendsten: „Die Deutschen sind im Durchschnitte rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerkes haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit einem Worte: sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den roheren Teil hat man durch Abwechslung und Übertreiben, den gebildeteren durch eine Art Honettität zum besten. Ritter, Räuber, Wohltätige, Dankbare, ein redlicher, biederer tiers état, ein infamer Adel &c. und durchaus eine wohlsoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige

Schritte wagt, das sind nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele."

Was in Deutschland geschrieben wurde, kannte Goethe nicht bloß vom Büchermarkte her und vom Theater, sondern ihm wurden auch von jungen Leuten mitunter Manuskripte zur Begutachtung zugesandt, auf die zu antworten er sich mit großer Langmut herbeiließ. Nur daß er dann freilich mit seiner wahren Meinung nicht hinterm Berge hielt! Ein wahres Modell eines Briefes an einen talentlosen Dichter ist der am 11. Februar 1800 an einen gewissen D. Bünderstraß gerichtete. Der Adressat, Sohn eines Soldaten, hoffte durch literarische Arbeiten seine Mittel zum medizinischen Studium aufbessern zu können. Goethe schrieb: „Ihre Absicht, sich durch irgend eine Nebenarbeit die Mittel zu verschaffen, um Ihren Hauptzweck desto besser verfolgen zu können, ist löblich; nur werden Sie durch das Schauspiel, das ich Ihnen hiemit zurückschicke, Ihren Endzweck nicht erreichen. Schwerlich wird es weder auf der Bühne noch im Buchhandel Glück machen. Ein gutes Kunstwerk sieht sich so leicht an, und mancher gute junge Mann wird dadurch verführt, zu glauben, daß es auch leicht zu verfertigen sei. Indessen, wenn Sie nach diesem mißlungenen Versuch den festen Vorsatz fassen, nie wieder dergleichen zu unternehmen, so haben Sie hiedurch schon viel gewonnen, indem Sie Zeit und Kräfte zur Ausbildung anderer Anlagen sparen, die Ihnen die Natur nicht versagt zu haben scheint."

Das war klarer und — der Form nach — höflicher Bescheid. Doch konnte Goethe auch mit Absicht grob werden, wo es ihm notwendig schien. Nach allen den Stänkereien, welche Kotzebue 1802 in Weimar angerichtet hatte, um womöglich Goethe und Schiller auseinanderzubringen, hatte auch Kotzebues Mutter an Goethe einen gereizten Brief gerichtet, den er folgendermaßen beantwortete:

„Da Sie sich, werte Frau Legationsrätin, anmaßen, mir geradezu zu sagen, daß ich in einer Sache, in der ich mein Amt nach meiner Überzeugung verwalte, völlig Unrecht habe, so muß ich Ihnen dagegen ebenso gerade versichern: daß ich solche Begegnung weder leiden kann noch werde, und daß ich mir alle unüberlegten Zudringlichkeiten dieser Art, sowohl für jetzt als künftig, ausdrücklich verbitte; um so mehr, als es mir äußerst unangenehm ist, wenn man mich durch Unhöflichkeiten nötigt, aus den Grenzen herauszugehen, in denen ich mich so gerne halten mag."

Psychologisch nicht uninteressant ist, daß Menschen, deren Sinn für gewöhnlich aufs Große gerichtet ist, bei Dingen, die sich auf ihr leibliches Wohl und insbesondere auf Speise und Trank beziehen, für den brieflichen Ausdruck regelmäßig den Humor zu Hilfe rufen, manchmal den Humor sogar etwas forcieren. Solche Briefe – von Beethoven, von Brahms auch gibt es ihrer – sind ein Gemisch behaglichen Schmunzelns im Vorgenuß der guten Dinge, die man sich bestellt, und einer gewissen Beschämung über die eigene Leckerhaftigkeit. Eine im Dezember 1794 verfaßte Epistel Goethes an Fritz Jakobis Halbschwester Lene über köstlich geräucherte Rinds- und Schweinszungen, geräucherte Aale, fremden Käse usw., wovon allem sie ihm ein Musterkästchen schicken soll, ist ein Spezimen solchen gastronomischen Briefhumors: „Nach der eigentlichen Anti-Hausordnung muß der Bösewicht alle sieben Kardinalsünden begehen; um mit Ehren verdammt werden zu können. So ladet Don Juan, nachdem er mit Mord und Totschlag angefangen, mit Notzucht fortgefahren, mit Wortbrüchigkeit die Laster gesteigert, endlich noch die Statue zum Essen ein, damit auch gulositas (Schlemmerei) ausgeübt werde und sein schmähliches Ende desto gerechter akzeleriert werden könne." Auch er, führt nun Goethe vor, wolle die löbliche Anzahl unerlaubter Handlungen, die ihn bereits zum Höllenkandidaten stempeln,

durch Schlemmerei noch vermehren, aber Weimarer Schöpsenbraten und leidliche Knackwurst reichten zur gulositas nicht aus. Und nun folgt die Bestellung der erwähnten guten Dinge.

Es mag heutzutage, wo so viele grämliche Menschheitschulmeister auch aus rein sanitären Gründen die absolute Abstinenz vom Wein predigen, einen gewissen tröstlichen Wert haben, daß Goethe, der ein so hohes und schönes Greisenalter erreichte, den Wein unter Umständen für die beste Medizin hielt. In einem Briefe an Schiller (aus Lauchstedt, 5. Juli 1802) schreibt Goethe über den Schweizer Künstler Meyer, den er bei sich hatte: „Meyer verflucht seinen hiesigen Aufenthalt, indessen wird ihm das Baden gut bekommen. Hätte er sich, statt Pyrmonter Wasser hier teuer in der Apotheke zu bezahlen, ein Kistchen Portwein zur rechten Zeit von Bremen verschrieben, so sollte es wohl anders mit ihm aussehen." Goethe selbst trank im Durchschnitt täglich seine zwei Flaschen Rheinwein. „Und wenn er das nicht getan hätte", werden die Abstinenzmönche sagen, „so würde er statt 83 wohl 93 oder gar 103 Jahre alt geworden sein" — worauf mir dann freilich keine Antwort einfällt, die sich mit meiner Ehrfurcht vor Goethe ganz vereinigen ließe.

Ich muß aus Rücksicht für den Raum hier abbrechen. Aber wie viele, auch wie sachlich interessante Stellen habe ich mir noch notiert! Da begutachtet Goethe — natürlich warm zustimmend — im Jahre 1792 eine auf Abschaffung der Duelle gerichtete Eingabe der Jenenser Studenten an den Herzog von Weimar. Da schreibt er ein andermal, daß Iphigenie im Theater keineswegs ganz weiß gekleidet erscheinen müsse; er hat nicht diese gipserne Vorstellung von den Antiken. „Man flieht die Farben nur, weil es so schwer ist, sich ihrer mit Anmut zu bedienen." Oder das Wort über Operntextdichtung von Reichardt, dem er einen Text mit nordischen Helden und Zauberinnen, denen er „die

„Da Sie sich, werte Frau Legationsrätin, anmaßen, mir geradezu zu sagen, daß ich in einer Sache, in der ich mein Amt nach meiner Überzeugung verwalte, völlig Unrecht habe, so muß ich Ihnen dagegen ebenso gerade versichern: daß ich solche Begegnung weder leiden kann noch werde, und daß ich mir alle unüberlegten Zudringlichkeiten dieser Art, sowohl für jetzt als künftig, ausdrücklich verbitte; um so mehr, als es mir äußerst unangenehm ist, wenn man mich durch Unhöflichkeiten nötigt, aus den Grenzen herauszugehen, in denen ich mich so gerne halten mag."

Psychologisch nicht uninteressant ist, daß Menschen, deren Sinn für gewöhnlich aufs Große gerichtet ist, bei Dingen, die sich auf ihr leibliches Wohl und insbesondere auf Speise und Trank beziehen, für den brieflichen Ausdruck regelmäßig den Humor zu Hilfe rufen, manchmal den Humor sogar etwas forcieren. Solche Briefe – von Beethoven, von Brahms auch gibt es ihrer – sind ein Gemisch behaglichen Schmunzelns im Vorgenuß der guten Dinge, die man sich bestellt, und einer gewissen Beschämung über die eigene Leckerhaftigkeit. Eine im Dezember 1794 verfaßte Epistel Goethes an Fritz Jakobis Halbschwester Lene über köstlich geräucherte Rinds- und Schweinszungen, geräucherte Aale, fremden Käse usw., wovon allem sie ihm ein Musterkästchen schicken soll, ist ein Spezimen solchen gastronomischen Briefhumors: „Nach der eigentlichen Anti-Hausordnung muß der Bösewicht alle sieben Kardinalsünden begehen; um mit Ehren verdammt werden zu können. So ladet Don Juan, nachdem er mit Mord und Totschlag angefangen, mit Notzucht fortgefahren, mit Wortbrüchigkeit die Laster gesteigert, endlich noch die Statue zum Essen ein, damit auch gulositas (Schlemmerei) ausgeübt werde und sein schmähliches Ende desto gerechter akzeleriert werden könne." Auch er, führt nun Goethe vor, wolle die löbliche Anzahl unerlaubter Handlungen, die ihn bereits zum Höllenkandidaten stempeln,

durch Schlemmerei noch vermehren, aber Weimarer Schöpsenbraten und leidliche Knackwurst reichten zur gulositas nicht aus. Und nun folgt die Bestellung der erwähnten guten Dinge.

Es mag heutzutage, wo so viele grämliche Menschheitschulmeister auch aus rein sanitären Gründen die absolute Abstinenz vom Wein predigen, einen gewissen tröstlichen Wert haben, daß Goethe, der ein so hohes und schönes Greisenalter erreichte, den Wein unter Umständen für die beste Medizin hielt. In einem Briefe an Schiller (aus Lauchstedt, 5. Juli 1802) schreibt Goethe über den Schweizer Künstler Meyer, den er bei sich hatte: „Meyer verflucht seinen hiesigen Aufenthalt, indessen wird ihm das Baden gut bekommen. Hätte er sich, statt Pyrmonter Wasser hier teuer in der Apotheke zu bezahlen, ein Kistchen Portwein zur rechten Zeit von Bremen verschrieben, so sollte es wohl anders mit ihm aussehen." Goethe selbst trank im Durchschnitt täglich seine zwei Flaschen Rheinwein. „Und wenn er das nicht getan hätte", werden die Abstinenzmönche sagen, „so würde er statt 83 wohl 93 oder gar 103 Jahre alt geworden sein" — worauf mir dann freilich keine Antwort einfällt, die sich mit meiner Ehrfurcht vor Goethe ganz vereinigen ließe.

Ich muß aus Rücksicht für den Raum hier abbrechen. Aber wie viele, auch wie sachlich interessante Stellen habe ich mir noch notiert! Da begutachtet Goethe — natürlich warm zustimmend — im Jahre 1792 eine auf Abschaffung der Duelle gerichtete Eingabe der Jenenser Studenten an den Herzog von Weimar. Da schreibt er ein andermal, daß Iphigenie im Theater keineswegs ganz weiß gekleidet erscheinen müsse; er hat nicht diese gipserne Vorstellung von den Antiken. „Man flieht die Farben nur, weil es so schwer ist, sich ihrer mit Anmut zu bedienen." Oder das Wort über Operntextdichtung von Reichardt, dem er einen Text mit nordischen Helden und Zauberinnen, denen er „die

Opernstelzen bereits untergebunden", schreiben will: „Um so etwas zu machen, muß man alles poetische Gewissen, alle poetische Scham nach dem edlen Beispiel der Italiener ablegen." Er hat denn auch diesen nordisch-mythologischen Operntext nie ausgeführt. Doch, wie gesagt, man würde zu keinem Ende kommen, wollte man von allem sprechen, was uns – fast Seite für Seite – in Goethes Briefen nach so langer Zeit, daß sie geschrieben wurden, noch immer lebendig berührt. Und so mag den besten Schluß dieser flüchtigen Andeutungen der schöne Ausspruch bilden, den Goethe am 14. Juni 1796 an Schiller richtete: „Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Teilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht wert ist. Lust, Freude, Teilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur."

Briefe Hölderlins.

Der Name Hölderlin setzt eine schmerzliche Saite in Schwingung. Wohl ist es über hundert Jahre her, daß der Geist des edlen Dichters von Wahnsinn umnachtet wurde. Aber diese weite Zeitferne wird uns in größere Nähe gerückt durch die furchtbare Tatsache, daß Hölderlin dann noch bis 1843 lebte, daß wir also ein ins Greisenalter sich hinein erstreckendes Menschenleben vor uns haben, von dem mehr als vierzig Jahre in irrem Denken, in geistiger Zerrüttung und trostloser Stumpfheit zugebracht wurden. Und ganz abgesehen von Zeitferne oder Zeitnähe – ein solches Menschenschicksal gräbt sich dem Gedächtnis

aller, die davon wissen, als etwas Ungeheuerliches ein, um das sich, so oft wir daran erinnert werden, die Klage erneuert. Für denjenigen vollends, der noch gewohnt ist, Schicksale mit der Vorstellung einer gerecht waltenden Vorsehung zu verbinden, wird diese Lebenstragödie über alle andern furchtbar durch die Erwägung, daß nicht nur ein Dichter, dem wunderbare Seelentöne zu Gebot standen, sondern zugleich ein an Hoheit der Gesinnung, an Herzensreinheit, an Güte, Pietät, Liebe und harmloser Genügsamkeit unvergleichlicher Mensch von diesem Schicksal heimgesucht wurde. Wer — so fragt man sich — hat noch ein Recht zu hoffen, daß ein in treuer Pflichterfüllung sich vollziehendes, geordnetes und bescheidenes Leben auch ein freundlich sich gestaltendes, ja ein glückliches bleibe, wenn einem so durch und durch guten Menschen so grausam konnte mitgespielt werden? Hölderlins Fall ist in dieser Beziehung weit ergreifender, als der Nietzsches; denn Nietzsche, dessen innerste Herzensgüte zwar ebenfalls nicht darf angezweifelt werden, war eine streitbare Kampf- und Angriffsnatur, die keine Schonung kannte und mit unbarmherzigen Waffen des Spottes, des Hohnes, der Verachtung nach allen Seiten Wunden schlug. „Seine Hand wider jedermanns Hand“ — während Hölderlins Verhältnis zu den Menschen einzig durch Ehrfurcht und Liebe bestimmt wurde.

Man würde allein schon aus der Kenntnis von Hölderlins Gedichten wohl zu einer solchen Auffassung der Tragik seines Lebens gelangen. Nun aber wird sie durch die Briefe verdeutlicht und tiefer begründet. Diese mit trefflicher Einführung von Wilhelm Böhm herausgegebenen Briefe Hölderlins sind uns daher nicht einfach ein Zuwachs literarischen Wissens, sondern im oben angedeuteten Sinne heilige Dokumente des Menschentums, dessen Würde, aber auch dessen Wehrlosigkeit sie in ergreifender Weise offenbaren.

Selbstverständlich geben uns die Briefe nur den jungen Hölderlin; an der Schwelle des Mannesalters, mit dreißig Jahren, ist er ja bereits dem Wahnsinn verfallen. Den auf württembergischen Klosterschulen (Denkendorf und Maulbronn) untergebrachten Schüler, später den Theologiestudenten im Tübinger Stift, dann den jungen Privatgelehrten, der in Jena des Umgangs mit Schiller sich erfreuen darf, lernen wir kennen; weiter kommen die Jahre, in denen Hölderlin als Hauslehrer tätig war, erst in der Familie v. Kalb in Waltershausen, später in dem reichen Patrizierhause Gontard in Frankfurt am Main, wo das Verhängnis seinen Anfang nahm mit der schwärmerisch-empfindsamen Liebe des Hauslehrers zu der jungen Mutter seiner Zöglinge, die unter dem Namen „Diotima" in Hölderlins Werken fortlebt. Nach zwei Jahren reißt er sich los, um sich vor der Übermacht seiner Gefühle zu retten, diesen wahren Grund der Trennung in den Briefen aus jener Zeit mit der Abneigung verhüllend, die ihm der „unhöfliche Stolz" und der ganze ihm nicht anstehende Ton dieser reichen Frankfurter Häuser eingeflößt habe. Nun noch eine kurze Pause vor dem Untergang, das Jahr in Homburg bei dem treuen Freunde Sinclair. Dann noch einmal der Versuch mit Hauslehrerstellen, erst ein Vierteljahr bei einem Schweizer Kaufmann (Gonzenbach) am Bodensee, dann in einer Familie in Bordeaux, wo ihn der Brief Sinclairs, der ihm den plötzlichen Tod Diotimas meldet, schon nicht mehr antrifft, da ihn vorher unruhvolle Sehnsucht nach der Heimat zur fluchtähnlichen Abreise von Bordeaux getrieben hatte. Auf der langen einsamen Wanderung durchs fremde Land scheint der Irrsinn, dessen erste Anzeichen man aber bereits vorher in den Briefen wahrnimmt, zum Ausbruch gelangt zu sein.

Die hauptsächlichen Adressaten der Briefe sind die Mutter, ein Bruder (Karl), die Schwester, Studiengenossen und treue Freunde, wie namentlich Neuffer und Sinclair, Schiller und

Diotima. Was die Briefe in literargeschichtlicher Hinsicht bedeuten, soll hier unerörtert bleiben; wichtiger scheint uns, ihnen Züge zu entnehmen, die das Charakterbild des Dichters aufbauen oder vervollständigen.

Da ist nun vor allem das innige Verhältnis zur Mutter hervorzuheben, das sich von den Knabenjahren angefangen bis ans Ende gleich bleibt an Bezeigung von Ehrfurcht, treuer Erfüllung der Kindespflicht und größter Herzenszartheit, dies letztere besonders, als die fromme und gläubige Mutter nicht recht versteht, warum Hölderlin sich nicht zu einem Pfarramt bequemt. Schon der zwanzigjährige Student beruhigt die „liebste Mama“ über sein Spinoza-Studium. „Ich fand, daß man, wenn man genau prüft, mit der Vernunft, der kalten, vom Herzen verlassenen Vernunft, auf Spinozas Ideen kommen muß, wenn man nämlich alles erklären will. Aber da blieb mir der Glaube meines Herzens, dem so unwidersprechlich das Verlangen nach Ewigem, nach Gott gegeben ist, übrig. Zweifeln wir aber nicht gerade an dem am meisten, was wir wünschen? Wer hilft uns aus allen diesen Labyrinthen? Christus.“ Und ein andermal schreibt der nun Dreiundzwanzigjährige frohlockend: „Mir ist deutlich und lebendig, daß wenige eine solche Mutter haben wie ich. Und sehen Sie: Das ist mein Ahnenstolz. Das ist mir unendlich mehr, als wenn meine Mutter sich Baronesse von p. p. schriebe.“

Man hat auch keinen Grund, anzunehmen, daß Hölderlin in bezug auf sein Verhältnis zur Religion seiner Mutter etwas vorspiegelte, was nicht seiner wahren Überzeugung entsprochen hätte. Gewiß kleidete er, als eifriger Hörer Fichtes in Jena, für seinen eigenen Gebrauch und im Umgang mit Studienfreunden seine religiösen Ansichten in die Sprache abstrakt philosophischen Denkens oder noch lieber in die poetischer Symbolik; aber die theistische Grundlage seiner Religiosität ging ihm durch keine wissenschaftliche

Kritik verloren. Warum aber dann die Scheu vor dem Pfarramt? Ein solches würde ihm, der als gänzlich vermögenslos irgend einen Erwerbszweig ergreifen mußte, der eigentlich gemäßeste Lebensberuf gewesen sein. Wie später seinem Landsmann Mörike würde ihm die Stille des ländlichen Pfarrhauses reichlich Muße zum Dichten gewährt haben. Mir scheint ein an seinen Bruder gerichteter Brief aus dem Jahre 1798 Antwort auf diese Frage zu geben. Zwar spricht hier Hölderlin nicht vom Predigen, sondern vom Briefschreiben; aber man beachte, in welchem Grade die Worte auch aufs Predigen passen: „Die Briefe sind zwischen uns so selten, weil sie aus dem Herzen und nicht, wie so Manches, aus der Feder gehn. Eine lebendige Blume entstehet langsamer als eine Blume von Taft, und so muß auch ein lebendiges Wort sich langsamer in unserer Brust bewegen, ehe es zum Vorschein kommt und kann so haufenweise nicht sich geben, wie die Sachen, die man aus dem Ärmel schüttelt." Das ist es; wie Hölderlin nie ein Gedicht „gemacht" hat, sondern wie seine Strophen aus dem Tiefgrund seiner Seele gleich Kornähren aus dem Acker emporwuchsen, so wäre ihm die Nötigung, auf einen alle sieben Tage wiederkehrenden Termin vom Heiligsten zu den Menschen sprechen zu sollen, ein unerträgliches Schreckgespenst gewesen. Übrigens vergleiche man hiezu die Verse, mit denen in Hölderlins „Empedokles" dieser sizilische Zarathustra einen Priester fortweist:

„Hinweg! ich kann vor mir den Mann nicht sehn,
Der Heiliges wie ein Gewerbe treibt . . ."

Dennoch hat er, wenigstens in Briefen an die Mutter, und also wohl zu ihrer Beruhigung, es immer wieder erwogen, ob er nicht doch eine Pfarrstelle auf dem Dorfe, „recht weit von der Hauptstadt und von den geistlichen Herren weg" annehmen sollte. Aber indem die Ansprüche,

die er für seinen leiblichen Bedarf ans Leben stellte, so äußerst bescheidene waren, glaubte er am Ende mit dem spärlichen Ertrag seiner Schriften auskommen und so einer eigentlichen Anstellung entraten zu können. Wöchentlich 14 Groschen gibt er für die Kost als Student in Jena aus. Der Krug Bier kostet ihn täglich drei Pfennig. „Ich will alles tun, um der Mutter nicht lästig zu fallen, und lebe deswegen sehr sparsam, esse des Tages nur einmal ziemlich mittelmäßig und denke bei einem Kruge Bier an unsern Neckarwein und die schönen Stunden, die ihn heiligten."

Doch nicht allein in solch spartanischer Lebensführung gibt sich die Bescheidenheit seiner Ansprüche ans Leben kund; sie spricht sich auch in Bekenntnissen aus, in denen er, voraus in die Zukunft blickend oder mitunter auch die Gegenwart erfassend, die schlichte Beschaffenheit seiner Wünsche und Lebensfreuden sich und andern schildert. So lesen wir in einem Briefe aus Frankfurt (1796): „Ich werde mich noch mehr daran gewöhnen und mein Herz mehr darauf richten, daß ich der ewigen Schönheit mehr durch eigenes Streben und Wirken mich zu nähern suche, als daß ich etwas, was ihr gliche, vom Schicksal erwartete." Und drei Jahre später (an die Schwester):

„Jeder Mensch hat doch seine Freude, und wer kann sie ganz verschmähen? Die meine ist nun das schöne Wetter, die heitere Sonne und die grüne Erde, und ich kann diese Freude mir nicht tadeln, sie heiße wie sie will, ich habe nun einmal keine andere in der Nähe. Und hätt' ich noch eine andere, so würde ich diese niemals doch verlassen, denn sie nimmt niemand nichts und altert nicht, und der Geist findet so viel Bedeutung in ihr. Und wenn ich einmal ein Knabe mit grauen Haaren bin, so soll der Frühling und der Morgen und das Abendlicht mich Tag für Tag noch ein wenig verjüngen, bis ich das letzte fühle und mich ins Freie setze und von da aus weggehe zur ewigen Jugend.

„Sogar auf Nachruhm kann er verzichten, wenn nur überhaupt in der Welt das Gute gedeiht und zum Siege gelangt. „Was ist's, wenn auch wir armen Schelme vergessen werden oder nie ganz ins Andenken kommen, wenn's nur mit den Menschen überhaupt besser wird, wenn die heiligen Grundsätze des Rechtes und der reinen Erkenntnis ganz ins Andenken kommen und ewig nimmer vergessen werden."

Aber freilich, ein paar liebe Menschen müsse er um sich haben, die ihn verstehen. Vor Einsamkeit graut ihm. Schon als Schüler in Maulbronn schreibt er einem Freunde: „Ich habe mich gefreut wie ein Kind, daß mich nur auch jemand angeredet hat." Und darum kam es ihn, als er die Stelle in Südfrankreich annahm, so unendlich schwer an, die Heimat zu verlassen. „Ich bin jetzt voll Abschied", schreibt er dem Freunde Böhlendorf, „ich habe lange nicht geweint, aber es hat mich bittere Tränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was habe ich lieber auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und die Nahrungsnot nach Otahaiti triebe."

Man sieht, auf den Kampf mit der harten Welt war Hölderlin innerlich nicht eingerichtet; auch er selbst hat es eingesehen. So schreibt er (1798) an seinen Freund Neuffer: „Meine Empfindlichkeit scheint darin ihren Grund zu haben, daß ich im Verhältnis mit den Erfahrungen, die ich machen mußte, nicht fest und unzerstörbar genug organisiert war." Und im gleichen Briefe: „Ach! Die Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurückgescheucht und daran leid' ich noch immer." Auch darüber ist sich Hölderlin völlig klar, daß die Jünglingsjahre und der Übergang ins Mannesalter für ihn keineswegs eine glückliche Zeit waren und es wohl überhaupt für niemand zu sein pflegen. „Erfuhr ich nicht schon als Bube, was den Mann seufzen machen

würde? Und als Jüngling, geht's da besser? Und dies sei die Zeit, sagen sie, wo wir's am besten haben! Du lieber Gott!" In einem Briefe an seinen Bruder wiederholt er (1798) die bereits früh gewonnene Erkenntnis in festerer Prägung: „Man hat oft bei aller Kraft der Jugend kaum für das Notwendige Gedanken und Geduld genug übrig, so störend ist manchmal das Leben, und keine Zeit ist schlimmer in jeder Rücksicht, als der Übergang vom Jüngling zum Mann. Die andern Menschen und die eigene Natur machen einem, glaub ich, in keiner andern Lebensperiode so viel zu schaffen und diese Zeit ist eigentlich die Zeit des Schweißes und des Zorns und der Schlaflosigkeit und der Bangigkeit und der Gewitter und die bitterste im Leben, so wie die Zeit, die auf den Mai folgt, die unruhigste im Jahr ist."

Da wir Hölderlins Schicksal kennen, ergreifen uns gewisse Stellen in den Briefen in ähnlicher Weise wie Worte, die der dem Untergang geweihte Held einer Tragödie im ersten Akt noch ahnungslos spricht, aus denen die Zuschauer aber eine tiefere Beziehung heraushören. So berührt es eigentümlich, wenn der Siebzehnjährige dem Freunde schreibt: „Heute ging ich so vor mich hin, plötzlich kommt mir meine Lieblingsnarrheit, das Schicksal meiner Zukunft, vors Auge, und höre nur, aber lach' mich toll aus, da fiel mir ein, ich wolle nach vollendeten Universitätsjahren Einsiedler werden. Und der Gedanke gefiel mir so wohl, eine ganze Stunde glaub' ich, war ich in meiner Phantasie Einsiedler." Gewiß, kein unbegreiflicher Einfall bei einem zum Dichten und Träumen geneigten jungen Menschen. Aber dann so vom Schicksal beim Wort genommen zu werden! Vierzig Jahre Wahnsinn – das ist wohl die einsamste Einsiedlerzelle. Ebenso erschrickt man, wenn man ihn, als bereits nach der Frankfurter Zeit trübe Stimmungen ihn heimzusuchen beginnen, plötzlich den Verstand als „die heilige Ägide"

preisen sieht, „die im Kriege der Welt das Herz vor giftigen Pfeilen bewahrt" Und man schaudert, wenn man beim Weiterlesen der Stelle bemerkt, wie sehr er sich irrt. Denn er fährt fort: „Und ich glaube, zu meinem Trost, daß dieser ruhige Verstand, mehr als irgend eine Tugend der Seele, durch die Einsicht seines Wertes und gutwillige beharrliche Übung kann erworben werden ... Wir fürchten überhaupt das Schicksal viel weniger für uns als für die, die unseren Herzen teuer sind."

Aber nicht immer spricht der Ärmste so zuversichtlich. In der Frankfurter Zeit, als das Geheimnis seiner Liebe ihn nicht mehr nur beseligt, sondern allmählich auch belastet, indem er selbst dem vertrautesten Freunde davon nicht sprechen darf und doch nicht weiß, was aus alledem werden soll, da schreibt er an Neuffer (1797): „O Freund! Ich schweige und schweige und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar ist, wie sonst. Ich will es Dir gestehn, daß ich glaube, ich sei besonnener gewesen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigsten Jahre ... O! gib mir meine Jugend wieder, ich bin zerrissen von Liebe und Haß."

Einige Erleichterung gewährt es dem Leser, neben solchen Ausbrüchen tiefer Herzensnot die Briefstellen zu lesen, in denen der Dichter, zwar ohne jemals zu verraten, wer der Gegenstand seiner stillen Anbetung ist, dem Freunde dann doch das Glück offenbart, das ihm die Nähe eines schönen geliebten Wesens gewährt. Nicht oft geschieht es, eigentlich nur zweimal fließen Mund und Feder über von dem, wes das Herz übervoll ist. So hat er an denselben Freund ein Jahr vor dem eben angeführten tief traurigen Briefe in überschwenglich frohlockendem Tone geschrieben: „Es gibt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende

verweilen kann und wird und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit und Ruh und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt ist Ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, daß selten so etwas geahndet und schwerlich wiedergefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war, weißt, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen und darum so elend. Konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh, wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eins erschienen wäre und mir das Leben, das mir nichts mehr wert war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit seinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir so durchaus töricht scheinen, so unbegreiflich wie den Kindern." Und ein paar Monate später, wieder an Neuffer, nun ruhiger, aber ebenso selig: „Noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige, fröhliche, heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientiert sich ewig an diesem Madonnenkopf. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüt besänftigt, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer, ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden ... Ich dichte wenig und philosophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu tun, als bisher."

Aber nun fährt er fort: „Ich denke mir wohl, lieber Bruder, daß Du begierig sein wirst, umständlicher von meinem

preisen sieht, „die im Kriege der Welt das Herz vor giftigen Pfeilen bewahrt“ Und man schaudert, wenn man beim Weiterlesen der Stelle bemerkt, wie sehr er sich irrt. Denn er fährt fort: „Und ich glaube, zu meinem Trost, daß dieser ruhige Verstand, mehr als irgend eine Tugend der Seele, durch die Einsicht seines Wertes und gutwillige beharrliche Übung kann erworben werden ... Wir fürchten überhaupt das Schicksal viel weniger für uns als für die, die unseren Herzen teuer sind.“

Aber nicht immer spricht der Ärmste so zuversichtlich. In der Frankfurter Zeit, als das Geheimnis seiner Liebe ihn nicht mehr nur beseligt, sondern allmählich auch belastet, indem er selbst dem vertrautesten Freunde davon nicht sprechen darf und doch nicht weiß, was aus alledem werden soll, da schreibt er an Neuffer (1797): „O Freund! Ich schweige und schweige und so häuft sich eine Last auf mir, die mich am Ende fast erdrücken, die wenigstens den Sinn unwiderstehlich mir verfinstern muß. Und das eben ist mein Unheil, daß mein Auge nimmer klar ist, wie sonst. Ich will es Dir gestehn, daß ich glaube, ich sei besonnener gewesen als jetzt, habe richtiger als jetzt geurteilt von andern und mir in meinem zweiundzwanzigsten Jahre ... O! gib mir meine Jugend wieder, ich bin zerrissen von Liebe und Haß.“

Einige Erleichterung gewährt es dem Leser, neben solchen Ausbrüchen tiefer Herzensnot die Briefstellen zu lesen, in denen der Dichter, zwar ohne jemals zu verraten, wer der Gegenstand seiner stillen Anbetung ist, dem Freunde dann doch das Glück offenbart, das ihm die Nähe eines schönen geliebten Wesens gewährt. Nicht oft geschieht es, eigentlich nur zweimal fließen Mund und Feder über von dem, wes das Herz übervoll ist. So hat er an denselben Freund ein Jahr vor dem eben angeführten tief traurigen Briefe in überschwenglich frohlockendem Tone geschrieben: „Es gibt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende

verweilen kann und wird und dann noch sehen, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit und Ruh und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt ist Ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, daß selten so etwas geahndet und schwerlich wiedergefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war, weißt, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so karg geworden war mit meinem Herzen und darum so elend. Konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh, wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eins erschienen wäre und mir das Leben, das mir nichts mehr wert war, verjüngt, gestärkt, erheitert, verherrlicht hätte mit seinem Frühlingslichte? Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir so durchaus töricht scheinen, so unbegreiflich wie den Kindern." Und ein paar Monate später, wieder an Neuffer, nun ruhiger, aber ebenso selig: „Noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige, fröhliche, heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme, geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat. Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientiert sich ewig an diesem Madonnenkopf. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr und mein uneinig Gemüt besänftigt, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer, ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden ... Ich dichte wenig und philosophiere beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu tun, als bisher."

Aber nun fährt er fort: „Ich denke mir wohl, lieber Bruder, daß Du begierig sein wirst, umständlicher von meinem

Glück mich sprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe schon oft genug geweint und gezürnt über unsre Welt, wo das Beste nicht einmal in einem Papiere, das man einem Freunde schickt, sich nennen darf."

In diesen paar andeutenden Worten meldet sich der Konflikt von Leidenschaft und Pflicht, der bei einer so durch und durch reinen und ehrenhaften Natur wie Hölderlin zum Meiden der Nähe der Geliebten, zum Verlassen des Hauses führen mußte, mit dessen Herrin eine Seelenfreundschaft ihn verband, die um so gefährlicher war, als die Gefühle des Dichters nicht unerwidert blieben.

Welche Rolle der Gemahl Diotimas dabei spielte? Klar geht es aus den Briefen nicht hervor. In einem Briefe an die Mutter stellt Hölderlin als Grund seines Scheidens allerdings den „unhöflichen Stolz" in den Vordergrund, der ihm das Haus verleidet habe. Er spricht, ohne den Namen des Hausherrn zu nennen, von Herabwürdigung aller Wissenschaft und Bildung und von der Äußerung, daß die Hofmeister auch Bediente wären und dergleichen. Aber man muß bedenken, daß er der Mutter von seinem Verhältnis zu Frau Gontard nichts schreiben wollte und also andere Gründe vorschob, die für ihn selbst höchstens in zweiter Linie in Betracht kamen. Jedenfalls aber wird die Sage von einem heftigen Auftritt mit dem Hausherrn durch die Worte in dem Briefe an die Mutter widerlegt: „Ich erklärte Herrn Gontard, daß es meine künftige Bestimmung erfordere, mich auf einige Zeit in eine unabhängige Lage zu versetzen, ich vermied alle weiteren Erklärungen und wir schieden höflich auseinander."

Die räumliche Trennung der Liebenden war keine Trennung ihrer Seelen; schwärmerische Briefe gingen hin und her. Und so ist anzunehmen, daß der Dichter, obschon sich seit dem Abschied von Diotima eine gewisse weiche Melancholie seiner bemächtigte, die Krisis doch würde über-

standen haben, wenn ihm damals nur sonst im Leben etwas recht geglückt wäre. Aber im Gegenteil mißlang ihm gerade jetzt ein Lieblingsplan. Er hatte gehofft, durch Herausgabe einer Zeitschrift in der Schriftstellerwelt Deutschlands festen Fuß zu fassen und durch Übernahme der Redaktion sich selbst, wenn auch nur in bescheidenstem Maße, ökonomisch sicherzustellen. Bereits war ein junger Verleger gewonnen; auch hatte sich Hölderlin an die hervorragendsten Geister der Nation mit der Bitte um Beiträge gewendet, vor allem an Schiller, von dem „unüberwindlich zu dependieren" er bekennt. Aber Wochen und Monate verstrichen, ohne daß er von irgend einem der bedeutenden Männer, an die er geschrieben, eine Zusage erhalten hätte. Und am niederschmetterndsten war die wohlwollend gemeinte Antwort Schillers, nicht, weil der große Dichter unter Berufung auf seine sonstige viele Arbeit einen Beitrag verweigern mußte, sondern weil er auf Grund seiner eigenen Erfahrungen als Herausgeber periodischer Schriften dem jungen Kollegen als aufrichtiger Freund aufs ernstlichste vorstellte, wie so gar keine Aussicht sei, „mit einem unbedeutenden Anfänger von Verleger und ohne einen gewissen Rückhalt an eigenem Vermögen" ein derartiges Unternehmen ins Werk zu setzen. Es unterblieb denn auch, aber ein froh ins Auge gefaßter Lebensplan Hölderlins war damit zerstört. Und als nahezu zwei Jahre später Hölderlin sich an Schiller noch einmal wandte, diesmal in dem Gedanken, sich in Jena als Dozent der griechischen Literatur zu habilitieren, erhielt er überhaupt keine Antwort und mußte sich für eine von Schiller aufgegebene Existenz halten. Sollte Schiller, um diese Zeit mitten im Schaffen seiner größten dramatischen Meisterwerke, nicht nur über der Arbeit die Erledigung dieser Korrespondenz vergessen, sondern sie mit Absicht unterlassen haben, so dürfen wir ihn auch darum nicht tadeln. Denn gerade aus einigen der letzten Briefe Hölderlins mochte

ihm doch bei all der darin sich kundgebenden Ehrfurcht und Anhänglichkeit ein gewisser Zweifel über die geistige Gesundheit seines jungen Landsmannes aufgestiegen sein, so daß der Gedanke, Hölderlin nach Jena übersiedeln zu sehen in der ausgesprochenen Absicht intimen Verkehrs, für Schiller etwas Beunruhigendes haben konnte. Die Annahme, daß Hölderlins geistige Gestörtheit schon vor der Katastrophe in Südfrankreich sich vorbereitete und kund gab, wird auch dadurch bestätigt, daß der Kaufmann Gonzenbach, der Hölderlin zum Hauslehrer seiner Kinder nach Hauptwil am Bodensee hatte kommen lassen, dieses Verhältnis bereits nach einem Vierteljahr löste, wobei in Anschlag zu bringen ist, daß Hölderlin, der sich in diesem Hause sehr wohl fühlte, vom Hausvater und der Familie in Worten höchster Anerkennung spricht, mithin kaum eine andere Ursache dieser so baldigen Verabschiedung anzunehmen ist als von seiten Gonzenbachs die Wahrnehmung der sich manifestierenden Gemütskrankheit des ihm sonst so sympathischen Mannes.

Und so erfüllte sich dieses Geschick, für das Hölderlin selbst nach seiner Rückkehr aus Südfrankreich in einem stellenweise die Worte nicht mehr meisternden, Sinn und Unsinn wunderlich mischenden Briefe an seinen Freund Böhlendorf (2. Dezember 1802) schließlich doch den dichterisch schönsten Ausdruck gefunden hat: „Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen. Und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen."

Louise v. François und Conrad Ferd. Meyer.

Was hervorragende und treffliche Menschen einander intim anvertrauten, vor die große Öffentlichkeit gebracht zu sehen, wird feinfühlenden Naturen immer zuerst eine etwas peinliche Empfindung erregen, dies besonders, wenn es sich um Personen handelt, die vor einigen Jahrzehnten noch unsere Zeitgenossen waren. Gegen diese Empfindung gibt es nur ein heilkräftiges Mittel: die Erkenntnis des hohen Wertes einer solchen Veröffentlichung. Diese Erkenntnis nun kommt dem Briefwechsel zwischen der „Reckenburgerin“, wie Louise v. François nach ihrem berühmtesten Roman etwa genannt wird, und dem edlen Züricher Dichter in ungewöhnlichstem Maße zu statten. Der feinsinnige Herausgeber und erprobte Meister auf dem Gebiete biographischer Darstellung, Herr Dr. Anton Bettelheim, sagt nicht zu viel, wenn er sowohl in der Vorrede wie in seinem schönen Nachwort es ausspricht, daß „solche Zwiegespräche nicht alle Tage laut werden“ und daß „Charaktere dieses Schlages in der Liebe und Verehrung jedes kommenden Geschlechtes beständig wachsen werden.“ Ein Beispiel seien die beiden den Nachlebenden, „wie sie so lange aufrecht nebeneinander hergingen, eins in der Wahrhaftigkeit des Wesens, eins in der reinen, tapferen Lebensführung, eins im Glauben an den Sieg, sich selbst niemals genugtuender Kunstübung.“ Und sehr richtig erkennt er die eigentliche Bedeutung dieses Briefwechsels, den er mit persönlicher Huldigung Frau Marie v. Ebner-Eschenbach gewidmet hat, dadurch, daß er ihn zugleich „Freunden echter Kunst und edler Menschlichkeit“ darbringt. Denn über das Literarische hinaus gibt das Menschliche dem Buche seinen größten Wert, obschon selbstverständlicherweise auch der Literaturfreund, ja selbst der literarische Kuriositätenjäger bei einem Briefwechsel nicht leer ausgehen kann, in dem zwei Meister der historischen

ihm doch bei all der darin sich kundgebenden Ehrfurcht und Anhänglichkeit ein gewisser Zweifel über die geistige Gesundheit seines jungen Landsmannes aufgestiegen sein, so daß der Gedanke, Hölderlin nach Jena übersiedeln zu sehen in der ausgesprochenen Absicht intimen Verkehrs, für Schiller etwas Beunruhigendes haben konnte. Die Annahme, daß Hölderlins geistige Gestörtheit schon vor der Katastrophe in Südfrankreich sich vorbereitete und kund gab, wird auch dadurch bestätigt, daß der Kaufmann Gonzenbach, der Hölderlin zum Hauslehrer seiner Kinder nach Hauptwil am Bodensee hatte kommen lassen, dieses Verhältnis bereits nach einem Vierteljahr löste, wobei in Anschlag zu bringen ist, daß Hölderlin, der sich in diesem Hause sehr wohl fühlte, vom Hausvater und der Familie in Worten höchster Anerkennung spricht, mithin kaum eine andere Ursache dieser so baldigen Verabschiedung anzunehmen ist als von seiten Gonzenbachs die Wahrnehmung der sich manifestierenden Gemütskrankheit des ihm sonst so sympathischen Mannes.

Und so erfüllte sich dieses Geschick, für das Hölderlin selbst nach seiner Rückkehr aus Südfrankreich in einem stellenweise die Worte nicht mehr meisternden, Sinn und Unsinn wunderlich mischenden Briefe an seinen Freund Böhlendorf (2. Dezember 1802) schließlich doch den dichterisch schönsten Ausdruck gefunden hat: „Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen. Und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen."

Louise v. François und Conrad Ferd. Meyer.

Was hervorragende und treffliche Menschen einander intim anvertrauten, vor die große Öffentlichkeit gebracht zu sehen, wird feinfühlenden Naturen immer zuerst eine etwas peinliche Empfindung erregen, dies besonders, wenn es sich um Personen handelt, die vor einigen Jahrzehnten noch unsere Zeitgenossen waren. Gegen diese Empfindung gibt es nur ein heilkräftiges Mittel: die Erkenntnis des hohen Wertes einer solchen Veröffentlichung. Diese Erkenntnis nun kommt dem Briefwechsel zwischen der „Reckenburgerin", wie Louise v. François nach ihrem berühmtesten Roman etwa genannt wird, und dem edlen Züricher Dichter in ungewöhnlichstem Maße zu statten. Der feinsinnige Herausgeber und erprobte Meister auf dem Gebiete biographischer Darstellung, Herr Dr. Anton Bettelheim, sagt nicht zu viel, wenn er sowohl in der Vorrede wie in seinem schönen Nachwort es ausspricht, daß „solche Zwiegespräche nicht alle Tage laut werden" und daß „Charaktere dieses Schlages in der Liebe und Verehrung jedes kommenden Geschlechtes beständig wachsen werden." Ein Beispiel seien die beiden den Nachlebenden, „wie sie so lange aufrecht nebeneinander hergingen, eins in der Wahrhaftigkeit des Wesens, eins in der reinen, tapferen Lebensführung, eins im Glauben an den Sieg, sich selbst niemals genugtuender Kunstübung." Und sehr richtig erkennt er die eigentliche Bedeutung dieses Briefwechsels, den er mit persönlicher Huldigung Frau Marie v. Ebner-Eschenbach gewidmet hat, dadurch, daß er ihn zugleich „Freunden echter Kunst und edler Menschlichkeit" darbringt. Denn über das Literarische hinaus gibt das Menschliche dem Buche seinen größten Wert, obschon selbstverständlicherweise auch der Literaturfreund, ja selbst der literarische Kuriositätenjäger bei einem Briefwechsel nicht leer ausgehen kann, in dem zwei Meister der historischen

Novelle zehn Jahre lang ihre Ansichten über ihre eigenen und über die Werke anderer Dichter austauschten.

Was die erwähnte persönliche Widmung betrifft, so ersieht, wer es nicht sonst wußte, aus dem Briefwechsel selbst, daß Frau v. Ebner die intime Freundin der Louise v. François war, die z. B. im September 1881 an Meyer schreibt: „Ich war mehrere Wochen in Reichenhall; in anmutiger Landschaft und fast ausschließlichem, stillem Verkehre mit meiner Freundin Ebner, der liebenswertesten Frau, die mir im Leben begegnet ist, und gewiß eine der seltensten unserer Zeit und ihrer Zone. Impulsiv wie ein Kind, warmherzig wie eine Achtzehnjährige von der rechten Art und klar und freidenkend wie ein Mann. Ich wüßte mich kaum so angenehmer, friedlich belebter Wochen zu erinnern." Ihrerseits hat Frau Baronin Ebner in einem Nachrufe an Louise v. François die an sie gerichteten Briefe als einen „reichen Schatz an Weisheit, Liebenswürdigkeit und unerschöpflichem Humor" bezeichnet. Gewiß gebührte somit das erste Anrecht auch an diese neue Briefsammlung der großen österreichischen Dichterin.

. Meyer war es, der sich Louise v. François zuerst näherte. Mit einem wunderbar bescheidenen Briefchen, in dem er sich auf Kollegenschaft in der „Deutschen Rundschau" bezieht und beifügt: „Wäre ich nur auch Ihr Kollege an Talent!", sandte er 1881 seinen „Heiligen" an die in Weißenfels bei Halle lebende preußische Dichterin und fragte an, ob er vielleicht auch seinen „Jenatsch" schicken dürfe. Ehrlich und gerade bekannte Louise v. François in ihrer Antwort, daß sie von Meyer noch nichts gewußt, seinen Namen umsonst im Konversationslexikon gesucht, geschweige etwas von seinen Werken gelesen habe; zugleich aber sprach sie ihm ihre Freude über die zugesandten Dichtungen aus, in denen sie eine „Shakespearesche Ader" pulsieren zu fühlen glaubte.

Das war der Anfang des Briefwechsels, der bald zu einem so herzlichen Einverständnisse gedieh, daß Meyer schon 1883 die Freundin „die Unentbehrliche“ nennen konnte. Doch mußten immerhin manche Schreiben zwischen Weißenfels und Kilchberg hin und her gehen, bis Louise v. François über den in seinen persönlichen Angelegenheiten von jeher zurückhaltenden Schweizer Dichter orientiert war und zum Beispiel wußte, daß er, den sie anfänglich für einen in den Dreißigern stehenden Doktor der Medizin gehalten, gleich ihr selbst die Fünfzig schon überschritten, den Doktor h. c. von der Universität Zürich geschenkt erhalten habe und ein in ökonomischer Unabhängigkeit auf seinem Landgut lebender Züricher Patrizier sei. Als sie über letzteres völlig im klaren war, schrieb sie ihm gelegentlich: „Ich begreife, daß Sie Aristokrat sind – selbstverständlich nicht in unserem Junkersinne. In einer Mansarde wie der meinigen wird man naturgemäß Demokrat.“

Ganz hat sie übrigens, so wenigstens will es mir vorkommen, die aristokratische, ja in einer gewissen Richtung vielleicht auch die künstlerische Natur C. F. Meyers nie begriffen. Sonst würde sie dem Freunde nicht angesonnen haben, er solle in Stunden, in welchen der Fabelgenius schweige, sein Leben beschreiben, eine gerade diesem Dichter gegenüber ungeheuerliche Zumutung. Das war es doch hauptsächlich, was Meyer immer und immer wieder aus der Gegenwart in ferne Zeiten flüchten und historische Stoffe wählen ließ – diese Scheu, sein eigenes Ich der Welt ohne schützende Verhüllung bloßzustellen. Schon im Jahre 1882 hatte er der Freundin geschrieben: „Wahr kann man (oder wenigstens ich) nur unter der dramatischen Maske al fresco sein. Im „Jenatsch“ und im „Heiligen“ (beide ursprünglich dramatisch konzipiert) ist in den verschiedensten Verkleidungen weit mehr von mir, von meinen wahren Leiden und Leidenschaften als in meiner Lyrik, die kaum mehr als Spiel

oder höchstens die Äußerung einer untergeordneten Seite meines Wesens ist." Und fünf Jahre später schrieb er ihr, nachdem er zuerst bekannt, er habe im letzten Winter „viel menschliche Komödie mit angesehen" („aber gottlob weder im eigenen Herzen noch zu Hause, wo es still war"): „Es ist seltsam, mit meinem (ohne Selbstlob) geübten Auge komme ich oft in Versuchung, Gegenwart zu schildern, aber dann trete ich plötzlich davon zurück. Es ist mir zu roh und zu nahe." Auch darin, daß Louise v. François den Züricher Dichter immer wieder anhielt, er möchte doch ein Drama „Zwingli" schreiben, anfänglich sogar dabei an ein eigentliches Volksstück dachte und selbst nach zehnjähriger Freundschaft im letzten ihrer Briefe diesen Wunsch noch einmal andeutete, erblicke ich eine gewisse Verkennung der in der Stoffwahl und Formgebung noch mehr als andere Dichter nur von den eigenen Gemüts- und Phantasie-Impulsen geleiteten Natur Meyers.

Aber dem Züricher Dichter, der außer „seinem jungen Freunde und Landsmann Adolf Frey" (Brief v. 9. Juni 1881) niemanden hatte, mit dem er über sein eigenes Schaffen sowie über Poesie und Literatur im allgemeinen sich vertraulich unterhalten konnte, war die von ihm gesuchte und rasch gewonnene preußische Dichterin ein viel zu wertvoller Fund an Gemüt, Gesinnung, bewiesener Schaffenskraft, Urteilsfähigkeit und namentlich auch an zuverlässiger Wahrhaftigkeit, als daß er über solche gelegentlich sich äußernde gutgemeinte Angriffe auf den verschlossenen Schrein seines innersten Lebens nicht hätte hinwegsehen können. Je nach Umständen ließ er dergleichen scheinbar unbeachtet oder antwortete leicht ausweichend; selten daß er sich ausdrücklich gegen eine unrichtige Vermutung verwahrte, wie in dem Briefe vom 2. August 1884, wo er schreibt: „Aber Freundin, was denken Sie, daß ich die Semiten nicht möge? Ich bin – wissentlich – einer Ungerechtigkeit nicht fähig, aber

man darf doch schimpfen. Mir lag eigentlich der ganze Literaturmarkt, jüdischer und christlicher, im Sinn, und auch der verdrießt mich nicht arg. Was geht's mich an!"

Es wäre mithin so falsch als möglich, wenn man aus meiner obigen Bemerkung den Schluß zöge, zwischen den beiden Briefschreibern habe in ihrem Seelenaustausch nicht die schönste Harmonie bestanden. Stimmten sie doch vor allen Dingen in den großen entscheidenden Lebensfragen, in ihrer religiösen Anschauung, im Glauben an eine heilvolle geschichtliche Mission des Protestantismus aufs innigste überein. Ja, der schweizerische Dichter übertraf beinahe die Preußin in den politischen Hoffnungen, die er in Preußens protestantische Vormacht setzte und in Bismarck verkörpert fand, von dem er 1881 schreibt: „Ich gehe mit ihm durch dick und dünn" — allerdings mit dem Zusatz: „bis auf einen Punkt, eine Allianz mit dem Zentrum."

In die zehn Jahre des Briefwechsels fallen — um beim Politischen hier noch zu bleiben — der Tod des greisen Heldenkaisers, daran unmittelbar anschließend die Tragik der hundert Tage Kaiser Friedrichs, in Bezug auf welche Louise v. François verständnisvoll schreibt: „Ja, die Lehre Ihres Pescara kommt zu rechter Zeit. Tun, was die Stunde fordert, schweigen und sterben"; dann die Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. Da beide Briefschreiber in ihren Novellen so hervorragend historischen Sinn bewiesen haben, kann man sich vorstellen, mit welchen feinen Bemerkungen sie diese Zeitereignisse begleiten.

Aber auch zeitgenössische Dichter sahen sie ins Grab sinken: Geibel, Kinkel, Gottfried Keller. Über Kinkel schreibt Meyer: „Ich hatte ihn — trotz diametral entgegengesetzter religiöser und politischer Überzeugung — recht lieb." Bei Geibels Tod läßt sich Louise v. François vernehmen: „Die schönen Menschen sind nicht so dicht gesät, daß man einen leicht entbehren könnte, und Geibel war

eine schöne Natur, verwandt seinem Freunde Mendelssohn, nur nicht so ungetrübt heiter – weil dieser jung starb und jener ein Greis wurde." Und sie weist auf die besondere edle Eigenschaft Geibels hin, daß es ihm höchste Genugtuung gewesen sei, wenn ein moderner Dichter etwas leistete, das ihn mit Begeisterung erfüllen konnte. Geibel habe, nachdem er C. F. Meyers Roman „Der Heilige" gelesen, den Ausspruch getan, er sei stolz darauf, daß dieses Meisterwerk geschaffen worden.

Die Größe Gottfried Kellers ist von Louise v. François nicht begriffen worden: „das Kleinliche, Krähwinkliche" seiner Novellen ist ihr nicht sympathisch. Als einen geist- und gedankenreichen Autor läßt sie ihn wohl gelten, meint jedoch, er habe sich selbst in einer von ihm mit seinem überlegenen Können geschaffenen Schule – Die Kellerei! – festgenistet. Daß durch Kellers Roman „Martin Salander", den zu lesen Meyer der Freundin öfter empfahl, deren Liebe zu Kellers Schrifttum nicht gesteigert werden konnte, begreift man leicht. Doch muß sie bei Kellers Tod zugeben, seit Pestalozzi sei kein Schweizer Dichter von Deutschland so gewürdigt worden wie Keller. Daß Meyer selbst besonders energisch versucht habe, der Freundin über G. Keller eine richtigere Anschauung beizubringen, kann man aus den vorliegenden Briefen nicht erkennen. Dagegen versichert er, Kellers Hinscheiden gehe ihm nahe, wenn auch nicht so nahe wie das gleichzeitige Pfitzers, mit dem ihn die besten Jugenderinnerungen verbanden: „Immerhin kann man sich kaum daran gewöhnen, daß Keller tot sei."

Der Briefwechsel berührt noch eine große Menge anderer Dichter und Künstler, lebende und tote. Von damals jungen deutschen Bildhauern nennt Louise v. François bereits mit Auszeichnung Hildebrand. Mit Böcklin kann sie sich, seine „Toteninsel" abgerechnet, nicht befreunden. Wildenbruch taucht mit seinem ersten historischen Drama

auf und weckt das Interesse der Briefschreiber nicht ohne kritischen Vorbehalt. Über Richard Wagner bekennt Meyer (1883): „Er fesselt mich als seltsames Amalgam mit einer gewissen, ja einer unbestrittenen Größe und läßt mich dabei gemütlich völlig frei, was mir auch recht ist." Ein andermal ist von Renan die Rede, über den Louise v. François dem Freunde mit einer gewissen Begeisterung geschrieben hatte. Meyer antwortet humorvoll: „Also Renan statt Pascal! Der lächelnde Skeptiker statt des ringenden! Die reine Eva in der Haut eines preußischen Fräuleins! Ohne Scherz. Renan ist eine der merkwürdigsten Menschenerscheinungen, in ungeheurem Grade ein Kind seiner Zeit. Mir persönlich freilich geht er gegen den Mann. Die welken Züge, das verschwatzte Maul, der unvertilgliche Weihrauchgeruch verderben mir die freie Stirn" usw.

Sehr entschiedene Ansichten äußert Louise v. François über Werke der deutschen Klassik und Romantik, so über Schillers „Tell", von dem sie meint, der Held der Dichtung hätte seinen „Meuchelmord" durch eigenen Tod im Befreiungskampf der Waldstätte sühnen müssen. Auch in Goethes „Iphigenie" fordert sie den Tod des Orestes und sucht dies ausführlich zu begründen. Eher als hierin dürfte man ihr in dem Ausspruch über Kleist zustimmen: „Ich halte Kleist für in der nachträglichen Schätzung überschraubt. Er hat seine Kraft nie und nirgends zum Schönen gebändigt, und das Krankhafte in dem Dichter schimmert aller Orten durch."

Wenn nun in den ersten Jahren des Briefwechsels solche Auseinandersetzungen über poetische und literarische Dinge und Menschen vorherrschen, so treten dagegen allmählich, indem inzwischen auch der Besuch der Freundin in Kilchberg stattgefunden, persönliche Angelegenheiten etwas mehr in den Vordergrund, und der Austausch in Bezeigung des herzlichen Einvernehmens wird immer wärmer. Meyer ist an der Schwelle des Greisenalters angelangt. Louise

v. François, die Siebzigjährige, hat diese Schwelle bereits überschritten. Nun gehen die Fragen und Antworten nach den Gesundheitsverhältnissen hin und her. Nun plaudert der sonst in allem, was seine nächsten Lieben angeht, sehr zurückhaltende Züricher Dichter auch von Frau und Töchterlein. So erzählt er von seiner kleinen Camilla, wie streng sie an der Einheit Gottes festhalte. Neulich sagte sie sehr unbefangen, als sie in dem Spruchbüchlein las, der Heiland regiere: „Also ist der Gott gestorben, weil der Sohn an die Regierung gekommen ist.“ Und von der Gattin erzählt Meyer, wie, als bei der Weinlese auf seinem Gut ein Weib aus dem Dorfe, eine alte Hexe, mit vollen Körben gestohlener Trauben davon gelaufen sei und er sich nicht habe enthalten können, der Diebin nachzurufen: „Gott wird Euch strafen!“ – wie da seine Frau zu ihm gesagt habe: „Meinst du? Für ein paar Körbe voll?“ Auch über seine Wohlbeleibtheit scherzt er gelegentlich: „Ich stieg in Lausanne vom Bahnhof in die Stadt hinauf. Ein kleiner Junge betrachtete die Aussteigenden von einer Terrasse. „Oh, le gros Vieux!“ rief er. Was meint er, dachte ich und sah mich um. Es war niemand weiter da als ich.“ (Ähnlich erging es einmal Johannes Brahms, als ich mit ihm in Padua spazierte. Zwei junge Männer, die uns begegneten, blieben bei seinem Anblick stehen und der eine rief dem anderen zu: „Vedi, Giovanni, che siamo svelti!“ (Schau, Giovanni, wie schlank wir sind!)

In behaglichem Ton, manchmal auch etwas satirisch, erzählt Meyer von seiner Vaterstadt Zürich, die ihm, „besonders seit sie sich so schrecklich rühmt oder rühmen läßt“, mitunter langweilig wird. Furchtbare Steuern müsse er ihr zahlen, da er – eine seltene Ausnahme – sein Haben ehrlich und redlich deklariere. Ein andermal gibt er eine lustige Augenblicksaufnahme aus einer Konzertprobe des bürgerlichen Gesangsvereines „Harmonie“: „Auf einmal

nach der Pause, nachdem die Herren ein paar Biere geleert, treten sie zusammen und intonieren vor ihren Gattinnen und Töchtern mit Donnerstimmen: „Nicht gezeugt sein, wäre das beste!“ Es war der berühmte Chor des Sophokles — und unendlich lächerlich. Beim Weggehen sagte ich dem Präsidenten der „Harmonie“: „Ich hoffte, die Herren, die ein sehr gesundes Aussehen haben, hätten nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen gesungen.“

Auch prächtige Aussprüche, die schon die Prägung zu „geflügelten Worten“ aufweisen, würden sich aus diesem Briefwechsel leicht zusammenstellen lassen. Hier sei nur das Diktum Meyers zitiert: „Ein vollkommener Dramenstoff ist so selten als eine vollkommene Frau.“ Die Bemerkung von Louise v. François: „Bei aller Individualitätssucht wollen die Deutschen im Gebiete der Kunst einem Leithammel folgen“, darf man wohl ebenfalls im Auge behalten; sie erklärt vielleicht das große Ansehen, das so manche eilig über die neuesten Erscheinungen der Poesie zusammengeschriebene Literaturgeschichten des neunzehnten Jahrhunderts genießen. Und wenn Louise v. François 1886 schrieb: „Das Schlagwort Nationalität hat den konfessionellen Hader früherer Jahrhunderte abgelöst“, so ist diese Klage jetzt womöglich noch berechtigter, als sie es vor 20 Jahren war.

Sein Ende fand der Briefwechsel durch Meyers geistige Umwölkung im Spätsommer 1892. Als er nach seiner Leidenszeit in Königsfelden wieder seiner Familie zurückgegeben worden, war inzwischen die Freundin verstorben, und es mag wohl sein, daß Meyer, der seine vollen geistigen Kräfte nie mehr erlangte, ihrer nicht mehr gedachte, wodurch jedoch, wie Bettelheim mit Recht hervorhebt, die Bedeutung dieses Freundschaftsbundes nicht berührt wird. Von Greisenalter und Tod ist besonders in den späteren Briefen manchmal die Rede. So schreibt Louise v. François im Oktober 1889 an Meyer: „Kennen Sie das schöne

Uhland-Lied von den grauen Tagen, wenn ihrer still bewegten Flur gerührte Greise Abschied sagen? Ein Gegenstück zu Ihrem „Noch einmal!!“ Und Meyer hatte von einer Frau Mathilde Escher gewiß nicht ohne Stolz auf solche Seelentapferkeit der Mitbürgerin an die Freundin geschrieben: „Als man M. Escher den Tod verkündigte, sagte sie lachend zu den Umstehenden: „Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich mich fürchte.“

Im Sinne dieses mutigen Wortes waren auch C. F. Meyer und Louise v. François zwei Gewappnete und Gerüstete. Und das besonders auch verleiht ihrem Briefwechsel einen tiefen Unterton, gleichsam eine Art Orgelton, der fest dasteht, gleichviel was für Melodien in den Oberstimmen über die Zufälligkeiten des Tages dahinspielen. Wir haben in dem Buche die Zwiesprache völlig ausgereifter Geister von edelster Kernhaftigkeit, die den Sinn des Lebens erfahren und ergründet haben, wie dies nur dichterischen Naturen von großer Gedankentiefe gelingt. Als Dichter haben sie beide das Leben auch geliebt, weil sie im Spiegel ihrer Kunst es doppelt und verklärt zu genießen wußten. Aber Erdenschwere belastete sie weniger, als dies den meisten anderen Sterblichen geschieht. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man den Briefwechsel aus der Hand legt mit dem Gefühle, ein Lebensbuch gelesen zu haben, ja ein Erbauungsbuch, zu dem man wieder zurückzukehren, aus dem man noch manchmal zu schöpfen hofft.

Der Charakter des Aretin.

Nach seinen Briefen beurteilt.

„Ein freier Mann von Gottesgnaden...“ Wenn man sich erinnert, daß dieses stolze Wort in bewußtem Widerspruch zum monarchischen Gottesgnadentum ein paar Jahr-

hunderte vor der französischen Revolution nicht etwa von einem Schweizer Freiheitshelden, sondern von demselben Pietro Aretino geprägt wurde, den man sich als einen Fürstenschmeichler und als einen überhaupt höchst wurmstichigen Charakter vorzustellen pflegt, so kann man doch stutzig werden und sich fragen, ob in der Beurteilung dieses ersten großen Journalisten modernen Stils auch immer alles recht in Anschlag gebracht worden sei, was zu Gunsten des merkwürdigen Mannes spricht. Selbst Jakob Burckhardt, der gründlichste Kenner aller literarischen Dokumente der italienischen Renaissance, gibt in seinem berühmten Buche über die Kultur jener Zeit den Charakter Aretins überall ohne weiteres preis. Er geht dabei so weit, daß er da, wo er Aretins Natursinn loben muß, ein Bedauern nicht unterdrücken kann, solch damals noch ziemlich seltenes Naturgefühl gerade bei diesem Manne anzutreffen: „Von den Briefschreibern ist leider Aretin zu nennen als derjenige, der zuerst einen prachtvollen abendlichen Licht- und Wolkeneffekt umständlich in Worte gefaßt hat.“ Und an einer andern Stelle seines Buches bekennt Jakob Burckhardt, er habe Aretins Briefe nie „ohne tiefen Widerwillen“ lesen können.

Ich gebe zu, daß diese Briefe auf die Dauer eine etwas ermüdende Lektüre sind, schon ihrer großen Menge wegen; in der Pariser Ausgabe umfassen sie sechs Bände. Und das Verständnis des Italienisch, in dem sie geschrieben sind, wird dadurch ein wenig erschwert, daß Aretin, obwohl von Geburt Toskaner – aus Arezzo, daher der „Aretiner“ genannt – venetianisch-phonetisch schrieb, das heißt die Eigentümlichkeiten der venetianischen Aussprache in seine Schreibweise aufnahm. Daher haben deutsche Gelehrte hie und da einen Brief falsch verstanden. So hat zum Beispiel Hermann Grimm in seinem Michel-Angelo-Buche eine sehr komische Übersetzung einer Briefstelle geliefert (die auch in der Spemannschen Prachtausgabe stehen geblieben ist). Aretin

rühmte einem Francesco Bacci (1537) das herrliche, üppige Leben, das man in Venedig führe, wie ein Florentiner erstaunt gewesen sei, als er eine venetianische Braut in ihrer reichen vergoldeten Gondel habe zur Trauung fahren sehen, wie die Frauen von Bäckern und Schneidermeistern in einem Pomp daher kommen, den anderswo kaum Edelfrauen auftreiben. Dann fährt er wörtlich fort: „Was für Gesichter man hier küßt, was für Fleisch man zu berühren bekommt" (e che visi ci si bascia e che carni si tocca). Hermann Grimm übersetzte das: „Wie die türkischen Paschas leben wir hier! „Und welch ein Fleisch wird in Venedig gegessen!" Als ob Aretin, der nun gleich fortfährt: „Hieher und nicht nach Cypern sollte das Reich der Venus und Amors verlegt werden" — venetianisches Roastbeaf hätte loben wollen!

Man mag gleich aus dieser Briefstelle ersehen, daß das Lesen der „Lettere" im Original sich immerhin lohnt durch charakteristische Streiflicher, die auf damaliges Kulturleben fallen. Für mich aber muß ich bekennen, daß mir die Briefe Aretins mehr als einen bloßen Beitrag zur Sittengeschichte Italiens im sechzehnten Jahrhundert geschenkt haben; ich habe aus ihnen die Überzeugung gewonnen, daß Aretin bei großen Charakterfehlern, die sich allerdings nicht bestreiten lassen, im Grunde seines Wesens ein gutmütiger Mensch und edler Regungen durchaus nicht unfähig war. Rechnet man hiezu sein schriftstellerisches Talent, das niemand in Abrede stellt, ferner, daß er, obschon im allgemeinen eitel, doch Unzufriedenheit mit seinem eigenen Schaffen kannte und sich sehnte, in der Poesie ein großes würdiges Werk hervorzubringen, was ihm freilich nicht gelungen ist, so wird man zugeben, daß das Studium der Briefe dieses merkwürdigen Mannes, indem es uns über alle diese Seiten seiner Natur Aufschluß gibt, nicht bloß „Widerwillen" erregt, wie Burckhardt meinte. Das göttliche Vergnügen, „durch

tiefes Verderben ein menschliches Herz zu sehen“, braucht doch nicht auf die Entdeckungen eingeschränkt zu bleiben, die man in dieser Beziehung an einer Bajadere machen kann.

Aus der unendlich reichen Fülle des Materials sollen hier nur wenige Belegstellen zu der eben geäußerten Beurteilung des Charakters Aretins angeführt werden.

Zuerst, da man bei Aretin immer vor allem daran denkt, wie er die großen Monarchen und die kleinen Fürsten, mit denen er in Korrespondenz stand, an Bezahlung seiner publizistischen Dienste zu mahnen pflegte, möge ein Brief Aretins an seinen venetianischen Verleger Marcolini angeführt werden, in dem er auf ein Honorar für den ersten Band der Briefe verzichtet, damit der Verleger dieselben billiger verkaufen könne. Die Hauptstelle lautet: „Io voglio con il favore di Dio, che la cortesia dei Principi mi paghi le fatiche de lo scrivere, e non la miseria di chi le compra“, zu deutsch: „Ich wünsche mit Gottes Gunst, daß die Höflichkeit der Fürsten mir die Mühe meiner Schriftstellerei bezahle, und nicht, daß die Armut der Käufer (meiner Bücher) dies tue.“ Der Brief ist vom Januar 1538 datiert. In Erwägung aller Verhältnisse kann man sich keine demokratischere Auffassung des Schriftstellerberufes denken. Leben muß doch jeder, und Aretin will allerdings bequem leben. Darum sollen ihn die Fürsten gut bezahlen, die kleinen Leute aber dafür seine Schriften billig haben.

Und in einem Briefe vom 3. April des Jahres vorher schreibt er: „Man darf mir nicht vorwerfen, daß ich in Brokat gehe, aus goldenem Becher trinke, mit Edelsteinen und goldenen Ketten geschmückt bin; denn ich bin der Erlöser für den ganzen Literatenstand, den ich mit starken Armen aus der Knechtschaft der Höfe befreit habe.“ Das ist keine leere Ruhmredigkeit. Die Briefe Aretins, zuerst als Flugschriften verbreitet, dann nach Jahrgängen als ganze Bände noch bei seinen Lebzeiten in den Handel

gebracht, waren ganz einfach der Anfang des Zeitungswesens und begründeten die neue Großmacht der Presse. Feuilletonistisch im Stil, waren sie ihrem Inhalt nach zuweilen politische Leitartikel, so zum Beispiel die in drohendem Tone an König Franz I. von Frankreich gerichteten Briefe, die den König mahnten, ein besseres Verhältnis zu Kaiser Karl V. zu gewinnen, das Bündnis mit den Türken aufzugeben, die Seemacht Venedigs zu scheuen: „Denn Fortuna zerbricht gläserne Köpfe, die gegen ihren Diamanten stoßen." Mit solchen Briefen, von denen gar manche allerdings in den Ton des Pamphlets verfallen, gab er den Literaten, zunächst Italiens, das Beispiel, wie sie sich den Fürsten gegenüber unabhängig stellen könnten, ein Beispiel, das bald genug große Nachfolgeschaft fand.

Interessanter noch als dieser demokratische Zug war mir in den Briefen Aretins die oft zutage tretende natürliche Gutmütigkeit des Mannes, der freilich auch, wo er einen Feind vor sich sah, vor der ärgsten Bosheit nicht zurückschreckte. Denn für den „elendesten Menschen" hielt er „denjenigen, der das Gute nur vollbringt, weil er zum Bösen zu ungeschickt ist." (Il più pessimo uomo che viva, è quello, che fa bene per non essere abile a far male.) Nun, Aretin hat seine Geschicklichkeit zum Bösen allerdings in einem Briefe bewiesen, der die Infamie seines Lebens bleibt, in dem Briefe, in dem er Michelangelo – den einzigen großen Meister Italiens, der ihm nicht genug Achtung bezeigte – unter Hinweis auf die nackten Figuren des jüngsten Gerichts in der Sixtina als obszönen Nuditätenmaler zu verdächtigen suchte. Dieser im Zorn begangene Racheakt des in seiner Eitelkeit beleidigten Schriftstellers ist aber auch das Schlimmste, was man im ganzen Leben Aretins findet. Und er hat wenigstens durch ein freilich übel angebrachtes scherzhaftes Postskriptum den Versuch gemacht, den Eindruck etwas abzuschwächen.

Dieser Monstrosität stehen jedoch zahlreiche Briefe gegenüber, aus denen echte Gutherzigkeit spricht. Da ist vor allem sein Verhältnis zu den Kindern. Denen Tizians war er wie ein Vater und nahm sich ihrer ungefähr so an, wie es von Goethe gegenüber den Kindern Herders (während dessen Abwesenheit in Italien) bekannt ist. Überhaupt darf diese bei täglichem Umgang bestehende, die ganze Lebenszeit ausdauernde Freundschaft mit Tizian wohl auch als ein Beweis wenigstens der Liebenswürdigkeit im Wesen Aretins gelten. Als Pomponio, Tizians Söhnchen, im Alter von dreizehn Jahren noch bis spät in den Herbst (1537) irgendwo auf dem Lande in Ferien weilt, schreibt ihm Aretin ein reizendes Mahnbriefchen, nun doch wieder zu den Studien zurückzukehren. Zuerst kommen ein paar kleine Witze, und des kleinen Brüderchens Pomponios, des „bel fratellins Orazio", geschieht liebreiche Erwähnung. Dann folgt die Aufforderung, die Villeggiatur aufzugeben. „La città è la pellicia del Verno" – „Die Stadt ist des Winters Pelzrock", heißt es unter anderm. Und Pomponio solle zurückkehren und sein Hebräisch, Griechisch und Latein wieder hervornehmen und so fleißig sein, daß er später alle Doktoren der Welt gerade so zur Verzweiflung bringe, wie sein Vater die Maler der ganzen Welt mit seinen Gemälden. (Es mag hier eingeschaltet werden, daß Pomponio später ganz mißriet, ein Taugenichts wurde, weil Tizian in unbegreiflicher Verblendung den feurigen jungen Menschen dem Priesterstande bestimmt hatte, nur um ihn zeitig mit einer guten Pfründe zu versorgen. Eine Novelle Alfred de Mussets: „Le fils du Titien" beruht auf willkürlicher Erfindung.)

Aus einem andern Briefe erfahren wir, daß Aretin jeweilen zu Ostern seinem ältern Töchterchen, der abgöttisch von ihm geliebten Adria – die jüngere, Austria, starb früh – die Kinder armer Leute, der Gondolieri des Quartiers, zu

einem kleinen Festmahle einzuladen pflegte, bei dem er die Kinder selbst bediente und an ihrem guten Appetit seine Freude hatte.

Daß deshalb sein Haus – die Casa Bolani am Canale Grande – ein sonderlich moralisches oder gar ein pädagogisches Haus gewesen wäre, darf freilich nicht behauptet werden. Niemals verheiratet, hatte er der Reihe nach und manchmal auch gleichzeitig mehrere Liebchen. Unter dem Namen „die Aretinerinnen" waren seine Mädchen in ganz Venedig bekannt. Doch nahm an solchen Verhältnissen damals niemand Anstoß, am wenigsten Tizian und Sansovino, die oft Aretins Gäste waren, während er selbst kaum jemals außer Hause speiste. Und keinesfalls darf man ihn einen Don Juan nennen, da er keine seiner Geliebten verließ oder verstieß oder sonstwie schnöde behandelte. Das Verhältnis zu der früh verstorbenen Mutter seiner Adria – Caterina Sandella – war doch ungefähr das, was man heutzutage eine Gewissensehe zu nennen pflegt. Und er hat die schöne Frau durch eine Münze ausgezeichnet, die er auf ihr Andenken prägen ließ; das griechische Profil und das wunderbar reiche Haar, das in einem sogenannten Ährenzopf über die Mitte des Scheitels gelegt und hinten zu einem prächtigen Knoten verschlungen ist, erbte sich auch auf die Tochter fort, deren Bildnis man auf dem Revers der Medaille sieht. Am meisten aber zeigt sich Aretins Gutmütigkeit in den Briefen, die man über sein Verhältnis zu Pierina – oder, wie er schreibt: Perina – Riccia besitzt. Dieses überschlanke, feine Geschöpf hatte drei Jahre in seinem Hause zugebracht, als sie plötzlich verschwand, einen jüngeren Liebhaber bevorzugend. Der erste Zornesbrief, den Aretin hierüber an einen Freund schrieb, kargt allerdings nicht mit Injurien gegen den schönen Flüchtling. Bald aber wird die Sehnsucht nach Perina mächtiger als der Grimm über ihren Verrat. Endlich nach Jahren, da sie

ihm ganz aus den Augen gekommen war, kehrt sie wieder, aber als eine Schwindsüchtige, die nichts anderes mehr will, als ruhig sterben. Wie er sie nun aufs gütigste aufnimmt und aufs zärtlichste pflegt, bis sie (1545) in seinen Armen stirbt, das geht namentlich aus den an ihre Mutter Marietta Riccia gerichteten Briefen hervor. Einmal liest man da sogar die Worte: „Ich habe sie geliebt, ich liebe sie und werde sie lieben bis zum jüngsten Tag, da über unsere Eitelkeit gerichtet wird." Danach darf man es nicht als falsche Selbstcharakterisierung bezeichnen, wenn Aretin einmal an Bernardo Tasso schreibt: „Ich habe doch eher Grund, Gott zu loben, daß er mich der Liebe untertan gemacht hat, als wenn er mir ein auf Haß gerichtetes Temperament gegeben hätte." Zorn allerdings lodert leicht in ihm auf. So entschuldigt er sich (1537) in einem Schreiben an einen Girolamo Quirini, „daß er sich gestern abends vom Zorn habe so hinreißen lassen"; es sei ein Nationallaster: „Il furor subito è molto famigliare alla nazione Aretina."

Und weil sich Aretin hier auf seine Heimat Arezzo zur Entschuldigung seines leidenschaftlichen Temperaments bezieht, so sei auch des schönen Briefes gedacht (an Tarlato Vitali), in dem der in Venedig, fern von der Heimat lebende Schriftsteller die Sehnsucht nach der Vaterstadt auf eine Weise ausspricht, wie sie nur einem harmonischen Gemüte eigentümlich ist. Man liest da: „Wenn ein Mann von einigem Verdienst sich von allen Sorgen befreien und eine volle innere Zufriedenheit genießen will, so kehre er alle zehn Jahre einmal in seiner lieben Vaterstadt ein. Gewiß wird er in den vierzehn kurzen Tagen, die er da zubringt, die Seligkeit genießen, deren sich die Engel erfreuen, wenn sie in den Himmel zurückkehren. Sogar die Straßen, die er nach so langer Zeit wieder sieht, werden ihm Vergnügen machen, und auch der letzte der Mitbürger wird ihm lieb

sein. Und teurer ist ihm der Rauch aus dem Kamin des einstigen väterlichen Hauses als alle Weihrauchwolken der bewundernden Mitwelt."

Neben solche Stellen müßte ich nun noch diejenigen setzen, in denen Aretin seiner Freude an der Natur und an den schönen Künsten so herzlichen Ausdruck gibt, daß man, auch wenn die Darstellung manchmal ein wenig stilisiert ist, doch fühlt, wie er mit der ganzen Seele dabei ist, sei es, daß er die verschiedenen Jahreszeiten und ihre Freuden behaglich Revue passieren läßt, sei es, daß er die Aussicht aus seinen Fenstern auf das Gewühl der Marktgondeln schildert, oder sein helles Entzücken über den in jene Zeit fallenden Fund der Laokoon-Gruppe kundgibt, oder auswärtigen Freunden das neueste Gemälde Tizians beschreibt. Und auch die unzähligen Dankesbriefe würden hieher gehören, die er an venezianische Nobili, auch an befreundete Gelehrte, hohe Geistliche usw. richtete, wenn sie ihm Keller und Speisekammer mit feinen Weinen, mit Schinken aus dem Friaul, mit Schnepfen und sonstiger Jagdbeute, mit Boleten und andern Speisepilzen versorgten. Denn es ist in solchen Briefen bei allem echten Phäakentum, das ihren Inhalt ausmacht, ein seelisches Schmunzeln und eine harmlose Fröhlichkeit, die uns beinahe an den Ausspruch Cäsars denken lassen, er wolle fette Leute um sich sehen und Leute, die des Nachts gut schlafen.

Aber obwohl in dieser Beziehung noch sehr viele Briefstellen zu zitieren wären, so muß ich mich doch auf das Mitgeteilte beschränken, da ich mich erinnere, noch über zwei andere überraschende Züge im Wesen Aretins Auskunft schuldig zu sein: Anwandlungen der Unzufriedenheit mit seinem Schaffen soll er gehabt haben und daneben den Trieb, in der Poesie ein eigentliches Meisterwerk hervorzubringen.

Die Mehrzahl der Briefe zeigt ihn uns allerdings zufrieden mit seiner Arbeit. Aber sieht man näher zu, so freut er

sich eigentlich nur über seinen Fleiß, der tatsächlich immens war, über seine ungeheure Arbeitskraft, die er einmal selbst eine „bestialische“ nennt, die Arbeitskraft eines Stiers. Darum auch die oft wiederkehrende Phrase, er lebe vom „Schweiße seines Tintenfasses.“ Über seine Werke aber schreibt er an Paolo Pietro Santa: „Wäre es nicht ein Unternehmen, wie die Köpfe der Hydra abzuschlagen, so würde ich suchen, alles zu verbrennen, was ich jemals geschrieben habe.“ Ein Geständnis, das an Deutlichkeit gewiß nichts zu wünschen übrig läßt. Ob es ehrlich gemeint war? Dies zu bejahen würde ich nicht wagen, hätten wir daneben die Briefe nicht, in denen Aretin seiner brennenden Sehnsucht nach wahrer Meisterschaft Ausdruck gibt. Und ist diese Sehnsucht denn so unverständlich an einem Manne, der in der Lage war, ums Brot satirische und politische Flugschriften schreiben zu müssen, während er im täglichen vertrautesten Umgange mit einem Tizian lebte, der inzwischen ein ewiges Kunstwerk nach dem andern schuf? Wohl beschwichtigte er sich zuweilen mit dem Gedanken, es genüge, wenn er „in der Medisance der Erste sei, wie Tizian der Erste in der Malerei.“ Aber nicht immer hielt solcher Trost vor. Und auch der Blick auf die nicht ohne Erfolg gebliebenen Komödien, Courtisanen-Dialoge, Sonette und andern Dichtungen, die er geschrieben, konnte sein Streben nach etwas Höherem, Größerem nicht völlig beruhigen. Es kommen da namentlich zwei Briefe in Betracht. In dem einen, an Gianfrancesco Pocopanno in Brescia, der ihm eine besonders schöne Schere mit eingelegter Arbeit gesendet hatte (die Aretin seiner geliebten Perina schenkte), knüpfte er an das Prachtstück des Waffenschmieds zuerst einen Exkurs über den neuen Stil im Kunsthandwerk. „Die Antiken würden staunen,“ meint er, „und Mars selbst würde im Vergleich zu seinem Bogen und Speer dem „Don Arquebuso“ und dem „Don Canone“ einen bewundernden

Blick gönnen. So aber sei es auf allen Gebieten.“ „Wir schreiten vorwärts.“ Er spricht von Rafaels Tapeten und von Michelangelos „Jüngstem Gericht.“ Auch in der Poesie werde sich ein anderer, ein donnernder Klang hören lassen. „Die parfümierten galanten Wortspielereien haben wir satt.“ Und wer diesen donnernden Klang in der Poesie werde hören lassen, geht aus dem im gleichen Jahre (am 30. Juni 1537) an den Herzog von Urbino, seinen besondern Gönner, gerichteten Brief hervor. Der Brief beginnt mit der Versicherung, er – Aretin – fühle sich besser und habe angefangen, sich tugendhafter zu halten, seit drei so hohe Personen wie der Kaiser, der Herzog und die Herzogin ihn ihrer Gunst würdigten. „Denn ein Karl V. würde seine Gnade nicht einem Hofnarren spenden, und eine Leonore würde nicht die blinde Ignoranz unterstützen. Das will ich durch ein Werk beweisen, ein Werk, das Eurer Gattin würdig sein soll. Ich will Euch die Schrecken des jüngsten Gerichtes in meiner Dichtung zeigen und will ein furchtbares Schauspiel aufführen, indem ich diese elementare Maschine, die man Welt nennt, Himmel, Erde, Mond und Sonne, auseinandernehme, auf eine Art, die ebenso wunderbar ist, als ihre jetzt bewunderte Zusammengehörigkeit.“ Daß nichts von allem, was Aretin geschrieben hat, dieser etwas bombastischen Ankündigung eines bedeutenden Werkes auch nur einigermaßen entspricht, ist bekannt. Zu einer Dichtung von danteskem Charakter, wie man sie hinter diesen Worten als in der Absicht gelegen vermuten könnte, hätte übrigens der ganze geistige Zuschnitt Aretins niemals gereicht. Ariostisch heitere Poesie wäre seiner Art gemäß gewesen, und es finden sich bei ihm auch Ansätze zu solcher novellistischer Romantik in Ottaven. Daß er aber etwas wirklich Großes nicht zu vollenden vermochte, daran war hauptsächlich sein journalistisches Temperament schuld, das ihn ins Gewühl des Tages riß, ihm die Illusion fortwährend auf leichte

Weise errungener kleiner Triumphe gab und nicht zuließ, daß er seinen Blick dauernd auf große Ziele heftete. Ist er damit nicht ein Vorläufer so manchen Talentes unserer Tage, von dem es schließlich auch heißen dürfte: „Am Feuilleton verdorben"? Und er selbst hat das gefühlt. In einem merkwürdigen Briefe an einen Hofherrn des Herzogs von Urbino – Gianjacopo Linoardi – beschreibt er (1537), wie er vom Parnaß geträumt habe und welche Kränze ihm Apoll verlieh, einen Rautenkranz für seine Dialoge (die „ragionamenti"), einen aus Brennesseln für die beißenden Sonette auf die Pfaffen, ein buntes Blumenkränzchen für die Komödien, einen Kranz aus Zypressen „für den Tod, den meine Feder so manchem Manne brachte", einen aus Eichenlaub für die robuste Kraft seines Fleißes, einen Olivenkranz für seine Bemühungen friedlicher Aussöhnung entzweiter Fürsten, endlich eine Dornenkrone für seine christlichen Erbauungsschriften (denn solche gibt es auch von ihm, obschon die meisten – besonders sein Traktat von der menschlichen Natur Christi – durch die Inquisition später vernichtet wurden). Wenn wir nun zu alledem noch die vielen Briefe nehmen, in denen der erstaunliche Mann die gelehrten Pedanten seiner Zeit aufs heftigste angriff, z. B. erklärte, er pfeife auf ein ciceronianisches Latein, die Muttersprache müsse man pflegen, und in der Dichtung stünden ihm die Improvisatoren der öffentlichen Plätze, die Straßenpoeten, viel höher als die hartleibigen gelehrten Studierzimmerdichter, ja, wenn wir finden, daß er, auf Tizian und andere Maler weisend, auch für die Poesie das Prinzip naturalistischer Treue aufstellte, so müssen wir bekennen, daß aus den „Lettere" ein unendlich interessantes und sozusagen modernes Antlitz uns anblickt und wir nicht mehr daran denken dürfen, eine so komplizierte und reiche Natur mit Schlagworten wie „frivoler Spötter" u. dgl. kurz abzutun. Gewiß kann

seine Frivolität nicht geleugnet werden, und durch sie war Aretins Leben schließlich doch nur eine große Lüge, mit der er vor allem auch sich selbst belog. Erinnern wir uns aber, daß der Aventurier des Parnasses von Haus aus ein armes vaterloses Bürschchen war, das sich selbst seinen Weg im Leben bahnen mußte, so überwiegt zuletzt die Teilnahme an diesem einzigen Charakterproblem doch bei weitem den moralischen Tadel, der bisher immer den Grundton abgab, wenn in historischen und literarischen Büchern oder in Dichtungen von Aretin die Rede war.

Von Ariosts kleineren Werken.

> Wir sind in einer Zeit, wo wen'ge nur
> Nicht schaden, wenn sie's können; um so mehr,
> Je größer just die Menschen sind ....

Wer könnte in diesem beiläufigen Wort aus der Ariostschen Komödie „Der Nekromant" die genau zutreffende Kritik der in ethischer Beziehung so furchtbaren Zustände des Renaissancezeitalters verkennen, jener Zustände, die von Jakob Burckhardt mit dem Ausdruck „allgemeiner Frevelsinn" gekennzeichnet worden? Vergegenwärtigen wir uns, daß der Dichter am Hof der Este von Ferrara lebte, daß sein besonderer Gönner jener Kardinal Ippolito war, der 1505 seinem Halbbruder Giulio, als dieser der schönen Angela Borgia besser gefiel als er selbst, in seiner Gegenwart die Augen ausglühen ließ. Die Missetat zeugte weitere Frevel, die zu Mordanschlägen und zu grausamen Hinrichtungen führten. (Modernen Lesern hat C. F. Meyer in der Novelle „Angela Borgia", der letzten, die er schrieb, bevor seine dichterische Phantasie in krankhafte Wahnvorstellungen sich verzerrte, diese blutige Geschichte wieder aufgefrischt.) Auch ein so hochberühmter und verehrter Dichter, wie es Ariost

seit der Veröffentlichung seines „Orlando furioso“ war, hätte über solche Taten der Mächtigen kein Wort der Mißbilligung dürfen laut werden lassen. Um so mehr mochte oft genug die Wahrnehmung derartiger schrecklicher Begebenheiten das Rechtsgefühl des gütigen und friedlichen Mannes empfindlich berühren und ihn seufzen lassen über ein Zeitalter: „wo wen'ge nur nicht schaden, wenn sie's können.“ Daß der die Leute ausbeutende Astrolog in jener Komödie diesen Raubtierzustand als eine selbstverständliche, allbekannte Sache voraussetzt, das gerade zeigt, wie tief der Dichter selbst den Hauptschaden der damaligen Gesellschaft erkannte, deren sonstige Schönheit wir jetzt aus der sichern Entfernung von vier Jahrhunderten ungefähr so genießen, wie wir das kraftvolle Muskelspiel des durch sein eisernes Gitter von uns getrennten Königstigers bewundern.

Ich möchte mit dem Hervorheben jener paar beiläufigen Zeilen aus einer nun zum erstenmal in deutscher Übersetzung vorliegenden Komödie Ariosts nur zu verstehen geben, daß ein sich Bekanntmachen mit denjenigen Werken des Meisters, die durch sein großes Hauptwerk, das Epos vom „Rasenden Roland“, in den Hintergrund gedrängt, ja so ziemlich vergessen worden sind, sich ebenfalls lohnt. Finden wir doch auch in ihnen nicht allein den phantasievollen Bildner aller möglichen Gestalten und Erscheinungen des Lebens, sondern zugleich den philosophischen Geist wieder, der im „Orlando“ so oft mitten in den reizvollen, lebensfrohen Fabeleien des Abenteuers seine ernste Stimme laut werden läßt. (Man denke zum Beispiel an die grollenden Strophen des elften Gesanges über die „frevelhafte und tief hassenswerte“ Erfindung des Schießpulvers.) Freilich hat man in deutschen Landen noch viel zu wenig die gehaltvolle dichterische Größe auch der epischen Dichtung Ariosts erkannt. Der „Orlando“ gilt vielen, hauptsächlich wohl denen, die ihn nur vom

Hörensagen kennen oder nur flüchtig hineingeblickt haben, als eine zwar in Einzelheiten ganz hübsche Folge von spassigen, mitunter pikanten Abenteuern, im ganzen aber als ein Werk, das eigentlich zu den veralteten Ritterbüchern gehören dürfte, die schon Cervantes mit seiner genialen Parodie des Don Quijote tot gemacht hat. Kenner allerdings urteilen anders. Vernehmen wir, was der Romanist Heinrich Morf schreibt: „Ariost hat in die reizende Traumwelt gerade das Maß von Realismus, von Verständigkeit, von Ernst, ja von Tragik hineingelegt, das sie vertrug, und damit jenes Maß von Ironie und Schalkhaftigkeit verbunden, das nötig ist, um das moderne Bewußtsein mit dem ganzen Anachronismus dieser Fabeleien fortwährend zu versöhnen. . ."

Doch, wie gesagt, nicht vom „Orlando" soll hier die Rede sein, obwohl auch hiezu der Anlaß sich bieten würde, indem die kleineren Schriften Ariosts, auf die ich hinweisen möchte, nur den dritten Band einer neuen Gesamtausgabe bilden, die in Übersetzung von Alfons Kißner und in prächtiger Ausstattung bei Georg Müller (München) nun vollständig erschienen ist. Dank dem besseren Geschmack unserer Zeit ist sie nicht eine den Text der Dichtung durch Illustrationen veranschaulichende Ausgabe, wie zum Beispiel die von Gustav Doré, dessen phantastische Bilder mit ihren verschwommenen Konturen durchaus nicht zu der realistischen Plastik der Gestalten der Ariostschen Dichtung passen. Bildertafeln hat allerdings auch diese Neuausgabe; aber es sind historische Porträte, Städteansichten und Landschaften, die auf das Leben Ariosts Bezug haben, also fürstliche Personen aus dem Hause der Este, der Gonzaga, Sforza, Ariosts Geburtsort Reggio in der Emilia, das Schloß von Ferrara usw.

Diese Art Bilder stimmt besonders gut zum Inhalt der kleinen Schriften Ariosts, die uns überall — und das ist vielleicht ihr Hauptreiz — auf die Persönlichkeit des Dichters

zurückleiten, auf sein intimes Leben, in das man sich gerne vertieft, weil einem dabei der Mann, der seine ganze Umgebung geistig und als Charakter so hoch überragte und sich doch so bescheiden gab, immer lieber wird. Natürlich sind es die lyrischen Gedichte und unter diesen die Satiren besonders, die uns Ariosts Persönlichkeit nahe bringen; in den Komödien finden wir mehr nur das Bild der damaligen Gesellschaft, in welcher der Dichter sich bewegte, kleine Züge aus dem Leben des Hofes und der Stadt, Anspielungen auf Sitten und Zustände. Bloß durch die Handlung und durch die Charaktere würden Ariosts Komödien uns heute nicht mehr zu fesseln vermögen. Es sind ihrer fünf: „Die Kastenkomödie", „Die Untergeschobenen", „Lena, die Kupplerin", „Der Nekromant", „Die Scholastika". Jedem, der sie gelesen, dürfte es schwer werden, auch nur zwei Tage später sich noch auf den Inhalt der einzelnen Stücke so deutlich zu besinnen, daß sie ihm mit ihren kleinen Intrigen nicht durcheinander kommen. Wie in der antik römischen Komödie, die für Ariost vorbildlich war, spielen schlaue Diener, die dem jungen Herrn gegen einen strengen Vater zu seinem Liebchen verhelfen, auch in diesen Stücken eine große, den modernen Leser etwas anwidernde Rolle. Dazu unverhofftes Wiederfinden längst verloren geglaubter Kinder, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß in jenen Zeiten der Türkenraubzüge an die Küsten Italiens derartige abenteuerliche Lösungen eines dramatischen Konflikts nicht so ganz aus der Luft, sondern aus dem Adriatischen oder Jonischen Meer gegriffen waren. Aber, wie gesagt, nicht um der Handlung willen wird man die Ariostschen Komödien sich ansehen, sondern weil sie in lebendigem und witzigem Dialog uns das Leben Italiens im Cinquecento widerspiegeln, wobei es dem Leser ganz besonderen Spaß macht, zuweilen auch das moderne Italien in dem Spiegel vorzufinden. Kommen doch zum Beispiel in dem

Lustspiel: „Die Untergeschobenen" bereits die Doganieri vor. Da klagt ein Reisender über schlechte Herberge, fügt aber bei:

„. . . doch eine Kleinigkeit
Eracht ich's gegen all die Plag' und Langeweil,
Die einem hier die Zollbeamten schaffen.
Was meint ihr wohl, wie oft sie mir den Koffer,
Dazu ein Kästchen, das ich auf dem Schiffe
Nah bei mir hatte, aufgeschlossen haben
Und umgewühlt und durcheinand geworfen,
Was drinnen war, und mir in Tasch' und Brust
Geguckt? Ich glaubte manchesmal, man werde
Mich schinden, um zu sehn, ob ich nicht Waren,
Zollpflicht'ge, führe zwischen Fleisch und Fell."

In der „Kastenkomödie" ist Ferrara als Ort der Handlung angenommen und so treu geschildert, daß wir, wie der Übersetzer hervorhebt, noch heutzutage imstande sind, nach den im Stück genannten Örtlichkeiten unsere Wanderung durch die Stadt zu den Kirchen, den öffentlichen Gebäuden, den Toren und in die Umgebung vorzunehmen. Dasselbe gilt von dem stark naturalistischen Lustspiel „Lena, die Kupplerin", das ein englischer Ausleger des Ariost als eine „zweifellos genaue Studie des niederen Lebens in Ferrara während der Zwanzigerjahre des Cinquecento" bezeichnet. Und wieviel kulturgeschichtlich interessantes Material findet sich im „Nekromant" und in der fröhlichen, aber von Ariost als Fragment zurückgelassenen, von einem seiner Brüder nicht übel zu Ende geführten Studentenkomödie („Scholastika")!

Aber auch der Witz Ariosts, seine munteren schalkhaften Einfälle erweisen sich noch heute als unterhaltend, obgleich manche seiner Späße – nicht nur die erotisch derben – den Geschmack eines andern Zeitalters verraten. Da ist zum Beispiel der Prolog zu einer Neubearbeitung der „Kastenkomödie", ein Prolog, den bei der ersten Aufführung einer der Prinzen des herzoglichen Hauses sprach. Der

Dichter behandelt darin mit naivem Humor den Gedanken, seine alte Komödie habe er wohl auffrischen und neu machen können; er bedaure nur, nicht Wundermann genug zu sein, eine solche Verwandlung auch mit den Damen unter den Zuschauern vornehmen zu können, die einer Auffrischung gewiß ebenfalls bedürftig wären.

„O! könnt' er euch dasselbe tun, ihr Damen,
Was er an seiner Fabel hat vollbracht:
Euch durch Verwandlung schöner noch gestalten
Als jemals in der Zeit der ersten Blüte."

Man sieht, die Galanterie des großen Dichters, der sein großes Epos mit „Le donne . . ." („Die Frauen . . . sing' ich") begann, versagt hier oder nimmt etwas bärenhafte Formen an, dies besonders, als er Wendungen sucht, den Eindruck des gefährlichen Scherzes zu mildern. „Den schönen, den jungen, die just im allerherrlichsten Flor prangen", sage er das nicht. Dagegen:

„Die Damen mein' ich, die den bösen Vierzig
Verfallen, oder auf dem Weg dahin."

Mit den Herren sei es übrigens ganz dieselbe Sache. Er schildert, wie gern die Greise ihr Alter verleugnen möchten, die Glatze unter einem Käppchen bergen, den Silberbart schwarz oder blond färben. Und, auf dem Standpunkt heutiger Zahntechnik, lesen wir mit einigem Schaudern von

"... Zähnen,
Die spärlich sind und wackeln und vielleicht
Schon gänzlich fehlten, würden sie nicht künstlich
Im Mund durch starke Bindung festgehalten. —"

Schließlich versichert der Prolog vom Dichter selbst:

„Stänď's in seiner Kraft, euch, Herrn und Damen,
Wie seine Fabeln, jung und schön zu machen,
So hätt' er sich schon selbst so jung gestaltet,
So schön und anmutvoll . . ."

– ein Zugeständnis, das ihm wohl seitens der Zuhörer für seine etwas indiskreten Anspielungen Absolution eintrug.

Wie alle wirklich für die Bühne gedachten Lustspiele haben auch die Ariostischen jene für den Leser etwas öden Stellen, in denen irgend eine Situation zu rein theatralischer Komik ausgenützt wird, was bei der Aufführung oft überraschende Wirkungen ergibt, wie leer im übrigen an geistigem Gehalt die betreffende Szene sein mag. Wir finden dergleichen selbst bei Shakespeare, zum Beispiel in seinem „Heinrich IV." der Auftritt, in welchem der eilige Kellner, den der Prinz absichtlich mit Fragen festhält, von dem hinter der Szene stehenden Poins alle Augenblicke gerufen wird und mit seinem stereotypen „Gleich, Herr!" antwortet. Solche Mittel niederer Komik, die jedoch im Theater das Publikum oft mehr belustigen als die geistreichsten Wendungen, sind auch in den Ariostischen Stücken zahlreich. Manchmal aber gesellt sich ihnen im Dialog geistige Grazie. Eine solche ist zum Beispiel die Szene im „Nekromant", wo der Astrolog einem feurigen Liebhaber einen Brief übergibt und ihn glauben macht, das Billett komme von dem geliebten Mädchen:

„Vom Alabaster, Marmor, dem Liguster
Des Busens kommt er, wo er zwischen zwei
Süß duftenden und kleinen Äpfeln lag –"

während der Diener des Astrologen in seinen a parte gesprochenen Reden verrät, gar nichts zu tun habe der Brief mit jenem Busen und mit jener Hand, weißer als Milch und Schnee, sondern aus der schweißigen, schmutzigen Hand seines Patrons komme er. Dazu nun die Küsse und andern Liebkosungen, die der Liebhaber an das vermeintlich von seinem Schätzchen ihm gesandte Papier verschwendet – eine gewiß dankbare Szene!

Daß auch die Ariostische Komödie sich in der Behandlung

erotischer Motive der vollen Freiheit erfreut, die den Sitten des Landes und des Jahrhunderts gemäß war, bedarf keiner besonderen Versicherung. Doch wird das allenfalls Anstößige stets durch das Drollige des Einfalls gemildert, so wenn zum Beispiel im „Nekromant" eine erfahrene Magd ihrer Herrin auseinandersetzt, nur auf Probe sollte man die Männer nehmen.

„. . . Nie
Kauft man sonst Dinge, die man nicht zuvor
Von vorn und hinten oft betrachtet. Gebt
Ihr Geld hinaus für einen bloßen Haspel,
Schaut ihr ihn zehnmal sorglich an und dreht
Ihn in der Hand – und blindlings sollen wir
Die Männer nehmen, die so wichtig sind!"

Die Herrin meint „Du bist betrunken!" Die Magd aber versichert, sie sei nie nüchterner gewesen, und erzählt dann eine allerdings sehr gewagte Geschichte, die das Verständige einer solchen Männerprüfung beweisen soll. Die strenge Herrin fertigt die Magd mit einem kurzen: „Du Schwein!" ab; aber man kann sich das vergnügte Schmunzeln der Zuhörer vorstellen, auch das heimliche Lächeln der ehrbaren Damen, ganz so, wie es uns im „Decamerone" geschildert ist.

Die Lyrik Ariosts, die uns mit seiner Persönlichkeit, mit seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Lebensansichten und auch mit seinen Erlebnissen genauer bekannt macht, besteht aus Gedichten, die je nach der Form als Elegien, Capitoli, Kanzonen, Sonette, Madrigale und Satiren benannt sind. Die Elegien, die Capitoli und die in Briefform gehaltenen Satiren gewähren die reichste Ausbeute an solchen Personalien. So gibt zum Beispiel die zweite Satire Auskunft, warum er den Dienst des Kardinals Ippolito d'Este quittierte. Dieser war auf zwei Jahre nach Ungarn gegangen; ihm dorthin zu folgen, hatte der Dichter sich geweigert und war deshalb in Ungnade entlassen worden. Er hatte sich

namentlich vor gewissen, durch das Klima bedingten Veränderungen seiner Lebensweise gefürchtet:

„Vor kaltem Winter muß ich auf der Hut sein,
Und nicht nur Kälte würde Schaden bringen,
Auch Stubenwärme, die vor allen Dingen
Mir greulich ist: die meid' ich wie die Pest."

Der echte Italiener, der sich durch seinen oftmals doch recht rauhen Winter tapfer durchfriert! Auch die ungarischen Weine und Paprika machen ihm Bedenken:

„Mehr als den Chianti meid' ich starken Wein;
Dort aber lädt man zum Bescheidtun ein,
Und wehe, wer nicht Bechers Grund kann weisen!
Mit Zimt und Pfeffer sind gewürzt die Speisen, usw."

Der Übersetzer meint allerdings, daß noch anderes in die Wagschale für das Zuhausebleiben fiel: die Leidenschaft des Dichters für seine geliebte Alessandra Benucci, die später sein heimlich angetrautes Weib wurde. (Öffentlich durfte er sich zu der Ehe nicht bekennen, um nicht den Genuß einer geistlichen Pfründe zu verlieren.)

In der an einen Vetter gerichteten dritten Satire schwelgt Ariost ordentlich im Nichtverreisenmüssen. Ohne Geld zu verbrauchen, mache er jetzt die größten Fahrten auf der Weltkarte des Ptolomäus. Zugleich erzählt er dem Vetter, wie er sich in dem neuen Dienste, beim Herzog Alfons, gefalle. Besser schon als beim Kardinal, das merkt man an der fröhlichen Stimmung der ganzen Epistel. Aber ausdrücklich wird doch volle Unabhängigkeit von jedem Hofe als höchster Vorzug gepriesen. Wenn das Glück ihm einmal wohlwolle, so hofft er, daß er:

„. . . von dannen gehen werde.
Nicht jeder Sattel paßt für alle Pferde.
Der Käfig bringt die Nachtigall herunter,
Der Stieglitz und der Gimpel bleiben munter,
Die Schwalbe stirbt vor Sehnsucht und vor Wut."

Bei solcher Gesinnung mochte es Ariost doch freuen, daß er vier Jahre später (1522) vom Herzog einen selbständigen Statthalterposten (in Castelnovo di Garafagna) erhielt. Freilich, die dritte der Elegien, welche erzählt, wie er im Februar auf schlechten Wegen mühsam durch die Apenninen vordringt, um sein in einer berüchtigten Räubergegend gelegenes Kastell zu erreichen, gibt zunächst nur Unmutgefühlen Ausdruck, weil jeder Schritt des Pferdes ihn von der geliebten Frau entfernt, die ihm nicht folgen kann. Prächtig ist die Schilderung des rauhen Wetters, mit dem er zu kämpfen hat:

„Dieweil ich spreche, wächst des Sturmes Sausen,
Des Winters Frost zu voller Kraft; mit Brausen
Stürzt von der Felsenhöhe die wilde Flut.
Schlamm unten! – Hemmend stellt sich mir entgegen,
Bald hier, bald dort Gehölz: der scharfe Regen,
Wie Nadeln spitz, peitscht mir das Angesicht usw."

Ja, wenn es umgekehrt wäre, wenn er ihr, der Teuren näher rückte –

„Dann würde mir das Wetter wenig machen,
Gefels und Berg und Strom; mir würden lachen
Die steilen Gipfel und der wilde Fluß."

Auch ein Jahr später, gerade am Jahrestag seiner ersten Ankunft in Castelnovo, schreibt er einen Brief in Versen (die vierte Satire), in dem er abermals die Trennung von der Geliebten als Grund der Unzufriedenheit mit seinem jetzigen Aufenthalt angibt. Seinen andern Freunden, sagt er, nenne er andere Gründe; aber gegen den Adressaten (seinen Vetter Sismondo Malaguccio) wolle er aufrichtig sein. Daß er von ihr, „die einzig halte seines Herzens Zügel, sei abgetrennt durch Schnee und Wald und Hügel", das könne er ihm als Grund seiner Melancholie nicht verhehlen. Andere freilich würden ihn auslachen:

„Nur dir gesteht die Sünde frei mein Mund.
Mit scheelem Blick — tät' ich sie andern kund —
Gekniffnen Lippen ließe man mich stehen,
Spräche: „Kommt her, den tollen Kerl zu sehen!
Ein würd'ger Mann, als Haupt von Menschenscharen:
Ist ein Patron von nahzu fünfzig Jahren,
Und wie ein Bürschlein — schaut! — verliebt ist der!""

Wie sich der Dichter in diesen Worten selbst ironisiert, so darf man wohl auch die Unmutsäußerungen nicht zu tragisch nehmen, die er in derselben vierten Satire über seine Statthalterstellung und die mit ihr verbundenen Schwierigkeiten macht. Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß einer satirischen Epistel ein gewisses Murren und Schimpfen zu Gesicht steht. Also brummt er, daß es in dieser Apenningegend immer auf und ab, nie eben fort gehe, wenn man spazieren wolle, daß ihn wie im Hause, so auch draußen die Bauern mit ihren Streitsachen belästigen. Es war gewiß keine Sinekure, oberster Beamter in einer Landschaft zu sein, in welcher kurz vorher unter der päpstlichen Verwaltung das Räuberunwesen so mächtig und kühn geworden war, daß selbst die zur Strafexpedition ausgesandten Truppen vor dem Pack Furcht bezeigten. Das alles steht in der Satire. Aber wir wollen doch nicht übersehen, daß, als Herzog Alfons seinem Dichterstatthalter den Vorschlag machen ließ, als sein Gesandter an den Hof des neuen Papstes Clemens VII. nach Rom zu gehen, Ariost entschieden ablehnte und an den Geheimsekretär des Herzogs (in der sechsten Satire) schrieb: „Ich danke dir, daß du mich aus einem Zugstier zu einem Paradehengst machen willst. Aber um mich in dieses Netz geraten zu sehen, müßt Ihr Euch einer andern Lockpfeife bedienen, als der Vorstellung von Ehre und Glanz . ." Man kann daher voraussehen, daß Ariost, der nur hier, während seiner Statthalterschaft, den einst seinem Vater von Friedrich III.

verliehenen Grafentitel führte und unter seine amtlichen Mandate das „Conte Ariosto" setzte, doch wohl mit einer gewissen Befriedigung empfand, was es heißen wolle, in einem wenn auch kleinen Gebiet der Erste zu sein und nicht, wie in seinen früheren Hofstellungen, sich vor anderen bücken zu müssen. Wenn er also nach drei Jahren seinen Statthalterposten aufgab und von nun an als ruhiger Privatmann in seinem kleinen Hause in Ferrara lebte (das heute noch den Reisenden gezeigt wird), so begreifen wir, daß es hauptsächlich der Wunsch der Vereinigung mit seiner Alessandra war, der ihn aus den Toskanischen Bergen heimkehren ließ.

Und nun die Gedichte auf diese geliebte Alessandra? Wird man doch nicht zweifeln, daß Ariost ein solches Verhältnis, das durch die notwendige Geheimhaltung und die öftere Trennung der Liebenden noch einen besonders leidenschaftlichen Charakter annehmen mußte, in Dichtungen gefeiert hat. Die Voraussetzung ist richtig, und namentlich in den Elegien findet man sie aufs schönste bestätigt. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß der Ton ein noch freierer ist, als selbst in Goethes „Römischen Elegien." Von der fünften Ariostschen Elegie meint der Übersetzer in seinem Vorwort sogar, daß sie den Dichter heutzutage vor den Staatsanwalt bringen würde, wenn sie auch durch künstlerische Fassung gehoben sei. „Oh, più che il giorno a me lucida . . ." hebt sie an, und die drei ersten Zeilen darf man immerhin ohne Besorgnis vor dem Staatsanwalt deutsch wiedergeben:

„O! Die mir heller als des Tages Leuchte
Und lieblicher und wonnevoller deuchte,
Du nimmermehr gehoffte, teure Nacht!"

Ihr Gegenstück, die Schilderung eines mißglückten Stelldicheins, bringt dann die fröhlich und graziös durchgeführte

sechste Elegie. Aber auch die ernsten Herzenstöne fehlen nicht. So in der siebenten:

„Tief in mein Herz gemeißelt, eingehauen
Ist Euer Wesen: – Bilder andrer Frauen
Verdrängen's nicht; Ihr bleibt allein darin."

Das Bild der Geliebten habe in ihm feste Form gefunden, wie wenn ein Künstler in hartem Stoff, in Marmor oder Elfenbein, ein Gebilde geschaffen hat; ein solches Gebilde mache kein Gott zu neuer Formung frei.

„Mein Herz ist härtern Stoffes, als dies alles:
Man tötet's und vernichtet's allenfalles,
Doch nie bewirket Amors Bilderei,
Daß andere Gestalt darinnen sei."

Das sind nicht leere Worte; man kennt tatsächlich von diesem Dichter, der in seinem großen Epos hundert, zum Teile recht lose Liebschaften und Liebeswirren in immer gleich göttlicher Laune erzählt, aus seinem eigenen Leben nicht den kleinsten amorosen Seitensprung. Denn Treue in allem, und darum auch in der Liebe, war der Grundzug in dem goldlauteren Charakter des großen Dichters; man liest ihn auch auf dem ehrlichen mannhaften Antlitz seines Bildnisses, das jedem der drei Bände beigegeben ist. Schwerlich gehen wir fehl, wenn wir die frohe Heiterkeit, welche die ganze Poesie Ariosts durchströmt, aus dem Seelenfrieden herleiten, der die natürliche Folge einer so ehrenhaften und gütigen Gesinnung und Lebensführung war. Als ein Beispiel dieser Heiterkeit sei nur noch die fünfte Satire genannt, in welcher der Dichter seinem Vetter Messer Annibale Malaguccio, der auf Freiersfüßen ging, seine Ansichten vom Heiraten darlegt und darauf bezügliche ernstgemeinte Ratschläge gibt. Der Grundton ist:

„Heirate, Vetter! Es ist gut. – Doch fein
Bedenk's vorher! Es frommt nicht sagen: Nein,
Ist nur ein einzigmal dein „Ja" erklungen."

Nicht die Lockung eines lieblichen Gesichtes dürfe entscheiden.

„Beim Gattinsuchen sei mit Fleiß bedacht
Zu prüfen, wie's die Mutter hat gemacht
Und wie die Schwestern, hältst du recht auf Ehre!
Bei Pferden, Rindern, allen Tieren wäre
Die Rasse wichtig und bei diesen nicht,
Die mehr als andre doch auf Trug erpicht?
Die Kuh wird niemals eine Hündin bringen;
Von einer Taube wird kein Aar entspringen,
Von schlechter Mutter nie ein gutes Weib."

Nett und anmutig soll die Erwählte freilich sein, stets guten Humors, schamhaft, sauber, auch religiös, letzteres doch nicht zu sehr, ein- bis zweimal im Jahre beichten gehen sei genug. Den Schluß der Epistel macht dann eine echt Ariostsche lustige Geschichte mit einer allerdings in ihrer Derbheit nicht wiederzugebenden Pointe, deren Sinn jedoch ein gesunder ist und ungefähr mit den Worten übereinstimmt, mit denen Graziano die Shakespearesche Komödie beschließt:

„Gut, lebenslang hüt' ich kein ander Ding
Mit solchen Ängsten als Nerissas Ring."

Mit den hier mitgeteilten Lesefrüchten aus den kleineren Schriften Ariosts ist der Reichtum namentlich der lyrischen Werke des Dichters bei weitem nicht erschöpft; sie sind nur Proben und Andeutungen der auch für den modernen Leser noch genußvollen, bald ernsten, bald anmutig spielerischen Gedanken, denen man in diesen Gedichten überall begegnet. Wie frappieren zum Beispiel die herrlichen Landschaftsschilderungen in der zwölften Elegie und an vielen andern Stellen gegenüber der weitverbreiteten Meinung, als sei der Sinn für landschaftliche Reize eigentlich erst von den Naturschwärmern des achtzehnten Jahrhunderts entdeckt

Hörensagen kennen oder nur flüchtig hineingeblickt haben, als eine zwar in Einzelheiten ganz hübsche Folge von spassigen, mitunter pikanten Abenteuern, im ganzen aber als ein Werk, das eigentlich zu den veralteten Ritterbüchern gehören dürfte, die schon Cervantes mit seiner genialen Parodie des Don Quijote tot gemacht hat. Kenner allerdings urteilen anders. Vernehmen wir, was der Romanist Heinrich Morf schreibt: „Ariost hat in die reizende Traumwelt gerade das Maß von Realismus, von Verständigkeit, von Ernst, ja von Tragik hineingelegt, das sie vertrug, und damit jenes Maß von Ironie und Schalkhaftigkeit verbunden, das nötig ist, um das moderne Bewußtsein mit dem ganzen Anachronismus dieser Fabeleien fortwährend zu versöhnen. . ."

Doch, wie gesagt, nicht vom „Orlando" soll hier die Rede sein, obwohl auch hiezu der Anlaß sich bieten würde, indem die kleineren Schriften Ariosts, auf die ich hinweisen möchte, nur den dritten Band einer neuen Gesamtausgabe bilden, die in Übersetzung von Alfons Kißner und in prächtiger Ausstattung bei Georg Müller (München) nun vollständig erschienen ist. Dank dem besseren Geschmack unserer Zeit ist sie nicht eine den Text der Dichtung durch Illustrationen veranschaulichende Ausgabe, wie zum Beispiel die von Gustav Doré, dessen phantastische Bilder mit ihren verschwommenen Konturen durchaus nicht zu der realistischen Plastik der Gestalten der Ariostschen Dichtung passen. Bildertafeln hat allerdings auch diese Neuausgabe; aber es sind historische Porträte, Städteansichten und Landschaften, die auf das Leben Ariosts Bezug haben, also fürstliche Personen aus dem Hause der Este, der Gonzaga, Sforza, Ariosts Geburtsort Reggio in der Emilia, das Schloß von Ferrara usw.

Diese Art Bilder stimmt besonders gut zum Inhalt der kleinen Schriften Ariosts, die uns überall — und das ist vielleicht ihr Hauptreiz — auf die Persönlichkeit des Dichters

zurückleiten, auf sein intimes Leben, in das man sich gerne vertieft, weil einem dabei der Mann, der seine ganze Umgebung geistig und als Charakter so hoch überragte und sich doch so bescheiden gab, immer lieber wird. Natürlich sind es die lyrischen Gedichte und unter diesen die Satiren besonders, die uns Ariosts Persönlichkeit nahe bringen; in den Komödien finden wir mehr nur das Bild der damaligen Gesellschaft, in welcher der Dichter sich bewegte, kleine Züge aus dem Leben des Hofes und der Stadt, Anspielungen auf Sitten und Zustände. Bloß durch die Handlung und durch die Charaktere würden Ariosts Komödien uns heute nicht mehr zu fesseln vermögen. Es sind ihrer fünf: „Die Kastenkomödie“, „Die Untergeschobenen“, „Lena, die Kupplerin“, „Der Nekromant“, „Die Scholastika“. Jedem, der sie gelesen, dürfte es schwer werden, auch nur zwei Tage später sich noch auf den Inhalt der einzelnen Stücke so deutlich zu besinnen, daß sie ihm mit ihren kleinen Intrigen nicht durcheinander kommen. Wie in der antik römischen Komödie, die für Ariost vorbildlich war, spielen schlaue Diener, die dem jungen Herrn gegen einen strengen Vater zu seinem Liebchen verhelfen, auch in diesen Stücken eine große, den modernen Leser etwas anwidernde Rolle. Dazu unverhofftes Wiederfinden längst verloren geglaubter Kinder, wobei allerdings in Betracht zu ziehen ist, daß in jenen Zeiten der Türkenraubzüge an die Küsten Italiens derartige abenteuerliche Lösungen eines dramatischen Konflikts nicht so ganz aus der Luft, sondern aus dem Adriatischen oder Jonischen Meer gegriffen waren. Aber, wie gesagt, nicht um der Handlung willen wird man die Ariostschen Komödien sich ansehen, sondern weil sie in lebendigem und witzigem Dialog uns das Leben Italiens im Cinquecento widerspiegeln, wobei es dem Leser ganz besonderen Spaß macht, zuweilen auch das moderne Italien in dem Spiegel vorzufinden. Kommen doch zum Beispiel in dem

Lustspiel: „Die Untergeschobenen" bereits die Doganieri vor. Da klagt ein Reisender über schlechte Herberge, fügt aber bei:

„. . . doch eine Kleinigkeit
Eracht ich's gegen all die Plag' und Langeweil,
Die einem hier die Zollbeamten schaffen.
Was meint ihr wohl, wie oft sie mir den Koffer,
Dazu ein Kästchen, das ich auf dem Schiffe
Nah bei mir hatte, aufgeschlossen haben
Und umgewühlt und durcheinand geworfen,
Was drinnen war, und mir in Tasch' und Brust
Geguckt? Ich glaubte manchesmal, man werde
Mich schinden, um zu sehn, ob ich nicht Waren,
Zollpflicht'ge, führe zwischen Fleisch und Fell."

In der „Kastenkomödie" ist Ferrara als Ort der Handlung angenommen und so treu geschildert, daß wir, wie der Übersetzer hervorhebt, noch heutzutage imstande sind, nach den im Stück genannten Örtlichkeiten unsere Wanderung durch die Stadt zu den Kirchen, den öffentlichen Gebäuden, den Toren und in die Umgebung vorzunehmen. Dasselbe gilt von dem stark naturalistischen Lustspiel „Lena, die Kupplerin", das ein englischer Ausleger des Ariost als eine „zweifellos genaue Studie des niederen Lebens in Ferrara während der Zwanzigerjahre des Cinquecento" bezeichnet. Und wieviel kulturgeschichtlich interessantes Material findet sich im „Nekromant" und in der fröhlichen, aber von Ariost als Fragment zurückgelassenen, von einem seiner Brüder nicht übel zu Ende geführten Studentenkomödie („Scholastika")!

Aber auch der Witz Ariosts, seine munteren schalkhaften Einfälle erweisen sich noch heute als unterhaltend, obgleich manche seiner Späße – nicht nur die erotisch derben – den Geschmack eines andern Zeitalters verraten. Da ist zum Beispiel der Prolog zu einer Neubearbeitung der „Kastenkomödie", ein Prolog, den bei der ersten Aufführung einer der Prinzen des herzoglichen Hauses sprach. Der

Dichter behandelt darin mit naivem Humor den Gedanken, seine alte Komödie habe er wohl auffrischen und neu machen können; er bedaure nur, nicht Wundermann genug zu sein, eine solche Verwandlung auch mit den Damen unter den Zuschauern vornehmen zu können, die einer Auffrischung gewiß ebenfalls bedürftig wären.

„O! könnt' er euch dasselbe tun, ihr Damen,
Was er an seiner Fabel hat vollbracht:
Euch durch Verwandlung schöner noch gestalten
Als jemals in der Zeit der ersten Blüte."

Man sieht, die Galanterie des großen Dichters, der sein großes Epos mit „Le donne . . ." („Die Frauen . . . sing' ich") begann, versagt hier oder nimmt etwas bärenhafte Formen an, dies besonders, als er Wendungen sucht, den Eindruck des gefährlichen Scherzes zu mildern. „Den schönen, den jungen, die just im allerherrlichsten Flor prangen", sage er das nicht. Dagegen:

„Die Damen mein' ich, die den bösen Vierzig
Verfallen, oder auf dem Weg dahin."

Mit den Herren sei es übrigens ganz dieselbe Sache. Er schildert, wie gern die Greise ihr Alter verleugnen möchten, die Glatze unter einem Käppchen bergen, den Silberbart schwarz oder blond färben. Und, auf dem Standpunkt heutiger Zahntechnik, lesen wir mit einigem Schaudern von

„. . . Zähnen,
Die spärlich sind und wackeln und vielleicht
Schon gänzlich fehlten, würden sie nicht künstlich
Im Mund durch starke Bindung festgehalten. —"

Schließlich versichert der Prolog vom Dichter selbst:

„Ständ's in seiner Kraft, euch, Herrn und Damen,
Wie seine Fabeln, jung und schön zu machen,
So hätt' er sich schon selbst so jung gestaltet,
So schön und anmutvoll . . ."

— ein Zugeständnis, das ihm wohl seitens der Zuhörer für seine etwas indiskreten Anspielungen Absolution eintrug.

Wie alle wirklich für die Bühne gedachten Lustspiele haben auch die Ariostschen jene für den Leser etwas öden Stellen, in denen irgend eine Situation zu rein theatralischer Komik ausgenützt wird, was bei der Aufführung oft überraschende Wirkungen ergibt, wie leer im übrigen an geistigem Gehalt die betreffende Szene sein mag. Wir finden dergleichen selbst bei Shakespeare, zum Beispiel in seinem „Heinrich IV." den Auftritt, in welchem der eilige Kellner, den der Prinz absichtlich mit Fragen festhält, von dem hinter der Szene stehenden Poins alle Augenblicke gerufen wird und mit seinem stereotypen „Gleich, Herr!" antwortet. Solche Auftritte niederer Komik, die jedoch im Theater das Publikum oft mehr belustigen als die geistreichsten Gedanken, sind auch in den Ariostschen Stücken zahlreich. Manchmal aber gesellt sich ihnen im Dialog geistige Grazie. Wie hübsch ist zum Beispiel die Szene im „Nekromant", wo der Astrolog einem feurigen Liebhaber einen Brief übergibt und ihn glauben macht, das Billett komme von dem geliebten Mädchen:

„Vom Alabaster, Marmor, dem Liguster
Des Busens kommt er, wo er zwischen zwei
Süß duftenden und kleinen Äpfeln lag —"

während der Diener des Astrologen in seinen a parte gesprochenen Reden verrät, gar nichts zu tun habe der Brief mit jenem Busen und mit jener Hand, weißer als Milch und Schnee, sondern aus der schweißigen, schmutzigen Hand seines Patrons komme er. Dazu nun die Küsse und andern Liebkosungen, die der Liebhaber an das vermeintlich von seinem Schätzchen ihm gesandte Papier verschwendet — eine gewiß dankbare Szene!

Daß auch die Ariostsche Komödie sich in der Behandlung

erotischer Motive der vollen Freiheit erfreut, die den Sitten des Landes und des Jahrhunderts gemäß war, bedarf keiner besonderen Versicherung. Doch wird das allenfalls Anstößige stets durch das Drollige des Einfalls gemildert, so wenn zum Beispiel im „Nekromant" eine erfahrene Magd ihrer Herrin auseinandersetzt, nur auf Probe sollte man die Männer nehmen.

„. . . Nie
Kauft man sonst Dinge, die man nicht zuvor
Von vorn und hinten oft betrachtet. Gebt
Ihr Geld hinaus für einen bloßen Haspel,
Schaut ihr ihn zehnmal sorglich an und dreht
Ihn in der Hand – und blindlings sollen wir
Die Männer nehmen, die so wichtig sind!"

Die Herrin meint „Du bist betrunken!" Die Magd aber versichert, sie sei nie nüchterner gewesen, und erzählt dann eine allerdings sehr gewagte Geschichte, die das Verständige einer solchen Männerprüfung beweisen soll. Die strenge Herrin fertigt die Magd mit einem kurzen: „Du Schwein!" ab; aber man kann sich das vergnügte Schmunzeln der Zuhörer vorstellen, auch das heimliche Lächeln der ehrbaren Damen, ganz so, wie es uns im „Decamerone" geschildert ist.

Die Lyrik Ariosts, die uns mit seiner Persönlichkeit, mit seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Lebensansichten und auch mit seinen Erlebnissen genauer bekannt macht, besteht aus Gedichten, die je nach der Form als Elegien, Capitoli, Kanzonen, Sonette, Madrigale und Satiren benannt sind. Die Elegien, die Capitoli und die in Briefform gehaltenen Satiren gewähren die reichste Ausbeute an solchen Personalien. So gibt zum Beispiel die zweite Satire Auskunft, warum er den Dienst des Kardinals Ippolito d'Este quittierte. Dieser war auf zwei Jahre nach Ungarn gegangen; ihm dorthin zu folgen, hatte der Dichter sich geweigert und war deshalb in Ungnade entlassen worden. Er hatte sich

— ein Zugeständnis, das ihm wohl seitens der Zuhörer für seine etwas indiskreten Anspielungen Absolution eintrug.

Wie alle wirklich für die Bühne gedachten Lustspiele haben auch die Ariostschen jene für den Leser etwas öden Stellen, in denen irgend eine Situation zu rein theatralischer Komik ausgenützt wird, was bei der Aufführung oft überraschende Wirkungen ergibt, wie leer im übrigen an geistigem Gehalt die betreffende Szene sein mag. Wir finden dergleichen selbst bei Shakespeare, zum Beispiel in seinem „Heinrich IV." den Auftritt, in welchem der eilige Kellner, den der Prinz absichtlich mit Fragen festhält, von dem hinter der Szene stehenden Poins alle Augenblicke gerufen wird und mit seinem stereotypen „Gleich, Herr!" antwortet. Solche Auftritte niederer Komik, die jedoch im Theater das Publikum oft mehr belustigen als die geistreichsten Gedanken, sind auch in den Ariostschen Stücken zahlreich. Manchmal aber gesellt sich ihnen im Dialog geistige Grazie. Wie hübsch ist zum Beispiel die Szene im „Nekromant", wo der Astrolog einem feurigen Liebhaber einen Brief übergibt und ihn glauben macht, das Billett komme von dem geliebten Mädchen:

„Vom Alabaster, Marmor, dem Liguster
Des Busens kommt er, wo er zwischen zwei
Süß duftenden und kleinen Äpfeln lag —"

während der Diener des Astrologen in seinen a parte gesprochenen Reden verrät, gar nichts zu tun habe der Brief mit jenem Busen und mit jener Hand, weißer als Milch und Schnee, sondern aus der schweißigen, schmutzigen Hand seines Patrons komme er. Dazu nun die Küsse und andern Liebkosungen, die der Liebhaber an das vermeintlich von seinem Schätzchen ihm gesandte Papier verschwendet — eine gewiß dankbare Szene!

Daß auch die Ariostsche Komödie sich in der Behandlung

erotischer Motive der vollen Freiheit erfreut, die den Sitten des Landes und des Jahrhunderts gemäß war, bedarf keiner besonderen Versicherung. Doch wird das allenfalls Anstößige stets durch das Drollige des Einfalls gemildert, so wenn zum Beispiel im „Nekromant“ eine erfahrene Magd ihrer Herrin auseinandersetzt, nur auf Probe sollte man die Männer nehmen.

„. . . Nie
Kauft man sonst Dinge, die man nicht zuvor
Von vorn und hinten oft betrachtet. Gebt
Ihr Geld hinaus für einen bloßen Haspel,
Schaut ihr ihn zehnmal sorglich an und dreht
Ihn in der Hand – und blindlings sollen wir
Die Männer nehmen, die so wichtig sind!“

Die Herrin meint „Du bist betrunken!“ Die Magd aber versichert, sie sei nie nüchterner gewesen, und erzählt dann eine allerdings sehr gewagte Geschichte, die das Verständige einer solchen Männerprüfung beweisen soll. Die strenge Herrin fertigt die Magd mit einem kurzen: „Du Schwein!“ ab; aber man kann sich das vergnügte Schmunzeln der Zuhörer vorstellen, auch das heimliche Lächeln der ehrbaren Damen, ganz so, wie es uns im „Decamerone“ geschildert ist.

Die Lyrik Ariosts, die uns mit seiner Persönlichkeit, mit seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Lebensansichten und auch mit seinen Erlebnissen genauer bekannt macht, besteht aus Gedichten, die je nach der Form als Elegien, Capitoli, Kanzonen, Sonette, Madrigale und Satiren benannt sind. Die Elegien, die Capitoli und die in Briefform gehaltenen Satiren gewähren die reichste Ausbeute an solchen Personalien. So gibt zum Beispiel die zweite Satire Auskunft, warum er den Dienst des Kardinals Ippolito d'Este quittierte. Dieser war auf zwei Jahre nach Ungarn gegangen; ihm dorthin zu folgen, hatte der Dichter sich geweigert und war deshalb in Ungnade entlassen worden. Er hatte sich

namentlich vor gewissen, durch das Klima bedingten Veränderungen seiner Lebensweise gefürchtet:

„Vor kaltem Winter muß ich auf der Hut sein,
Und nicht nur Kälte würde Schaden bringen,
Auch Stubenwärme, die vor allen Dingen
Mir greulich ist: die meid' ich wie die Pest."

Der echte Italiener, der sich durch seinen oftmals doch recht rauhen Winter tapfer durchfriert! Auch die ungarischen Weine und Paprika machen ihm Bedenken:

„Mehr als den Chianti meid' ich starken Wein;
Dort aber lädt man zum Bescheidtun ein,
Und wehe, wer nicht Bechers Grund kann weisen!
Mit Zimt und Pfeffer sind gewürzt die Speisen, usw."

Der Übersetzer meint allerdings, daß noch anderes in die Wagschale für das Zuhausebleiben fiel: die Leidenschaft des Dichters für seine geliebte Alessandra Benucci, die später sein heimlich angetrautes Weib wurde. (Öffentlich durfte er sich zu der Ehe nicht bekennen, um nicht den Genuß einer geistlichen Pfründe zu verlieren.)

In der an einen Vetter gerichteten dritten Satire schwelgt Ariost ordentlich im Nichtverreisenmüssen. Ohne Geld zu verbrauchen, mache er jetzt die größten Fahrten auf der Weltkarte des Ptolomäus. Zugleich erzählt er dem Vetter, wie er sich in dem neuen Dienste, beim Herzog Alfons, gefalle. Besser schon als beim Kardinal, das merkt man an der fröhlichen Stimmung der ganzen Epistel. Aber ausdrücklich wird doch volle Unabhängigkeit von jedem Hofe als höchster Vorzug gepriesen. Wenn das Glück ihm einmal wohlwolle, so hofft er, daß er:

„... von dannen gehen werde.
Nicht jeder Sattel paßt für alle Pferde.
Der Käfig bringt die Nachtigall herunter,
Der Stieglitz und der Gimpel bleiben munter,
Die Schwalbe stirbt vor Sehnsucht und vor Wut."

Bei solcher Besinnung mochte es Ariost doch freuen, daß er vier Jahre später (1522) vom Herzog einen selbständigen Statthalterposten (in Castelnovo di Garafagna) erhielt. Freilich, die dritte der Elegien, welche erzählt, wie er im Februar auf schlechten Wegen mühsam durch die Apenninen vordringt, um sein in einer berüchtigten Räubergegend gelegenes Kastell zu erreichen, gibt zunächst nur Unmutgefühlen Ausdruck, weil jeder Schritt des Pferdes ihn von der geliebten Frau entfernt, die ihm nicht folgen kann. Prächtig ist die Schilderung des rauhen Wetters, mit dem er zu kämpfen hat:

„Dieweil ich spreche, wächst des Sturmes Sausen,
Des Winters Frost zu voller Kraft; mit Brausen
Stürzt von der Felsenhöhe die wilde Flut.
Schlamm unten! – Hemmend stellt sich mir entgegen,
Bald hier, bald dort Gehölz: der scharfe Regen,
Wie Nadeln spitz, peitscht mir das Angesicht usw."

Ja, wenn es umgekehrt wäre, wenn er ihr, der Teuren näher rückte –

„Dann würde mir das Wetter wenig machen,
Gefels und Berg und Strom; mir würden lachen
Die steilen Gipfel und der wilde Fluß."

Auch ein Jahr später, gerade am Jahrestag seiner ersten Ankunft in Castelnovo, schreibt er einen Brief in Versen (die vierte Satire), in dem er abermals die Trennung von der Geliebten als Grund der Unzufriedenheit mit seinem jetzigen Aufenthalt angibt. Seinen andern Freunden, sagt er, nenne er andere Gründe; aber gegen den Adressaten (seinen Vetter Sismondo Malaguccio) wolle er aufrichtig sein. Daß er von ihr, „die einzig halte seines Herzens Zügel, sei abgetrennt durch Schnee und Wald und Hügel", das könne er ihm als Grund seiner Melancholie nicht verhehlen. Andere freilich würden ihn auslachen:

„Nur dir gesteht die Sünde frei mein Mund.
Mit scheelem Blick – tät' ich sie andern kund –
Gekniffnen Lippen ließe man mich stehen,
Spräche: „Kommt her, den tollen Kerl zu sehen!
Ein würd'ger Mann, als Haupt von Menschenscharen:
Ist ein Patron von nahzu fünfzig Jahren,
Und wie ein Bürschlein – schaut! – verliebt ist der!"“

Wie sich der Dichter in diesen Worten selbst ironisiert, so darf man wohl auch die Unmutsäußerungen nicht zu tragisch nehmen, die er in derselben vierten Satire über seine Statthalterstellung und die mit ihr verbundenen Schwierigkeiten macht. Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß einer satirischen Epistel ein gewisses Murren und Schimpfen zu Gesicht steht. Also brummt er, daß es in dieser Apenningegend immer auf und ab, nie eben fort gehe, wenn man spazieren wolle, daß ihn wie im Hause, so auch draußen die Bauern mit ihren Streitsachen belästigen. Es war gewiß keine Sinekure, oberster Beamter in einer Landschaft zu sein, in welcher kurz vorher unter der päpstlichen Verwaltung das Räuberunwesen so mächtig und kühn geworden war, daß selbst die zur Strafexpedition ausgesandten Truppen vor dem Pack Furcht bezeigten. Das alles steht in der Satire. Aber wir wollen doch nicht übersehen, daß, als Herzog Alfons seinem Dichterstatthalter den Vorschlag machen ließ, als sein Gesandter an den Hof des neuen Papstes Clemens VII. nach Rom zu gehen, Ariost entschieden ablehnte und an den Geheimsekretär des Herzogs (in der sechsten Satire) schrieb: „Ich danke dir, daß du mich aus einem Zugstier zu einem Paradehengst machen willst. Aber um mich in dieses Netz geraten zu sehen, müßt Ihr Euch einer andern Lockpfeife bedienen, als der Vorstellung von Ehre und Glanz . .“ Man kann daher voraussehen, daß Ariost, der nur hier, während seiner Statthalterschaft, den einst seinem Vater von Friedrich III.

verliehenen Grafentitel führte und unter seine amtlichen Mandate das „Conte Ariosto" setzte, doch wohl mit einer gewissen Befriedigung empfand, was es heißen wolle, in einem wenn auch kleinen Gebiet der Erste zu sein und nicht, wie in seinen früheren Hofstellungen, sich vor anderen bücken zu müssen. Wenn er also nach drei Jahren seinen Statthalterposten aufgab und von nun an als ruhiger Privatmann in seinem kleinen Hause in Ferrara lebte (das heute noch den Reisenden gezeigt wird), so begreifen wir, daß es hauptsächlich der Wunsch der Vereinigung mit seiner Alessandra war, der ihn aus den Toskanischen Bergen heimkehren ließ.

Und nun die Gedichte auf diese geliebte Alessandra? Wird man doch nicht zweifeln, daß Ariost ein solches Verhältnis, das durch die notwendige Geheimhaltung und die öftere Trennung der Liebenden noch einen besonders leidenschaftlichen Charakter annehmen mußte, in Dichtungen gefeiert hat. Die Voraussetzung ist richtig, und namentlich in den Elegien findet man sie aufs schönste bestätigt. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß der Ton ein noch freierer ist, als selbst in Goethes „Römischen Elegien." Von der fünften Ariostschen Elegie meint der Übersetzer in seinem Vorwort sogar, daß sie den Dichter heutzutage vor den Staatsanwalt bringen würde, wenn sie auch durch künstlerische Fassung gehoben sei. „Oh, più che il giorno a me lucida . . ." hebt sie an, und die drei ersten Zeilen darf man immerhin ohne Besorgnis vor dem Staatsanwalt deutsch wiedergeben:

„O! Die mir heller als des Tages Leuchte
Und lieblicher und wonnevoller deuchte,
Du nimmermehr gehoffte, teure Nacht!"

Ihr Gegenstück, die Schilderung eines mißglückten Stelldicheins, bringt dann die fröhlich und graziös durchgeführte

„Nur dir gesteht die Sünde frei mein Mund.
Mit scheelem Blick – tät' ich sie andern kund –
Gekniffnen Lippen ließe man mich stehen,
Spräche: „Kommt her, den tollen Kerl zu sehen!
Ein würd'ger Mann, als Haupt von Menschenscharen:
Ist ein Patron von nahzu fünfzig Jahren,
Und wie ein Bürschlein – schaut! – verliebt ist der!““

Wie sich der Dichter in diesen Worten selbst ironisiert, so darf man wohl auch die Unmutsäußerungen nicht zu tragisch nehmen, die er in derselben vierten Satire über seine Statthalterstellung und die mit ihr verbundenen Schwierigkeiten macht. Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß einer satirischen Epistel ein gewisses Murren und Schimpfen zu Gesicht steht. Also brummt er, daß es in dieser Apenningegend immer auf und ab, nie eben fort gehe, wenn man spazieren wolle, daß ihn wie im Hause, so auch draußen die Bauern mit ihren Streitsachen belästigen. Es war gewiß keine Sinekure, oberster Beamter in einer Landschaft zu sein, in welcher kurz vorher unter der päpstlichen Verwaltung das Räuberunwesen so mächtig und kühn geworden war, daß selbst die zur Strafexpedition ausgesandten Truppen vor dem Pack Furcht bezeigten. Das alles steht in der Satire. Aber wir wollen doch nicht übersehen, daß, als Herzog Alfons seinem Dichterstatthalter den Vorschlag machen ließ, als sein Gesandter an den Hof des neuen Papstes Clemens VII. nach Rom zu gehen, Ariost entschieden ablehnte und an den Geheimsekretär des Herzogs (in der sechsten Satire) schrieb: „Ich danke dir, daß du mich aus einem Zugstier zu einem Paradehengst machen willst. Aber um mich in dieses Netz geraten zu sehen, müßt Ihr Euch einer andern Lockpfeife bedienen, als der Vorstellung von Ehre und Glanz . .“ Man kann daher voraussehen, daß Ariost, der nur hier, während seiner Statthalterschaft, den einst seinem Vater von Friedrich III.

verliehenen Grafentitel führte und unter seine amtlichen Mandate das „Conte Ariosto“ setzte, doch wohl mit einer gewissen Befriedigung empfand, was es heißen wolle, in einem wenn auch kleinen Gebiet der Erste zu sein und nicht, wie in seinen früheren Hofstellungen, sich vor anderen bücken zu müssen. Wenn er also nach drei Jahren seinen Statthalterposten aufgab und von nun an als ruhiger Privatmann in seinem kleinen Hause in Ferrara lebte (das heute noch den Reisenden gezeigt wird), so begreifen wir, daß es hauptsächlich der Wunsch der Vereinigung mit seiner Alessandra war, der ihn aus den Toskanischen Bergen heimkehren ließ.

Und nun die Gedichte auf diese geliebte Alessandra? Wird man doch nicht zweifeln, daß Ariost ein solches Verhältnis, das durch die notwendige Geheimhaltung und die öftere Trennung der Liebenden noch einen besonders leidenschaftlichen Charakter annehmen mußte, in Dichtungen gefeiert hat. Die Voraussetzung ist richtig, und namentlich in den Elegien findet man sie aufs schönste bestätigt. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß der Ton ein noch freierer ist, als selbst in Goethes „Römischen Elegien.“ Von der fünften Ariostschen Elegie meint der Übersetzer in seinem Vorwort sogar, daß sie den Dichter heutzutage vor den Staatsanwalt bringen würde, wenn sie auch durch künstlerische Fassung gehoben sei. „Oh, più che il giorno a me lucida . . .“ hebt sie an, und die drei ersten Zeilen darf man immerhin ohne Besorgnis vor dem Staatsanwalt deutsch wiedergeben:

„O! Die mir heller als des Tages Leuchte
Und lieblicher und wonnevoller deuchte,
Du nimmermehr gehoffte, teure Nacht!“

Ihr Gegenstück, die Schilderung eines mißglückten Stelldicheins, bringt dann die fröhlich und graziös durchgeführte

sechste Elegie. Aber auch die ernsten Herzenstöne fehlen nicht. So in der siebenten:

„Tief in mein Herz gemeißelt, eingehauen
Ist Euer Wesen: – Bilder andrer Frauen
Verdrängen's nicht; Ihr bleibt allein darin."

Das Bild der Geliebten habe in ihm feste Form gefunden, wie wenn ein Künstler in hartem Stoff, in Marmor oder Elfenbein, ein Gebilde geschaffen hat; ein solches Gebilde mache kein Gott zu neuer Formung frei.

„Mein Herz ist härtern Stoffes, als dies alles:
Man tötet's und vernichtet's allenfalles,
Doch nie bewirket Amors Bilderei,
Daß andere Gestalt darinnen sei."

Das sind nicht leere Worte; man kennt tatsächlich von diesem Dichter, der in seinem großen Epos hundert, zum Teile recht lose Liebschaften und Liebeswirren in immer gleich göttlicher Laune erzählt, aus seinem eigenen Leben nicht den kleinsten amorosen Seitensprung. Denn Treue in allem, und darum auch in der Liebe, war der Grundzug in dem goldlauteren Charakter des großen Dichters; man liest ihn auch auf dem ehrlichen mannhaften Antlitz seines Bildnisses, das jedem der drei Bände beigegeben ist. Schwerlich gehen wir fehl, wenn wir die frohe Heiterkeit, welche die ganze Poesie Ariosts durchströmt, aus dem Seelenfrieden herleiten, der die natürliche Folge einer so ehrenhaften und gütigen Gesinnung und Lebensführung war. Als ein Beispiel dieser Heiterkeit sei nur noch die fünfte Satire genannt, in welcher der Dichter seinem Vetter Messer Annibale Malaguccio, der auf Freiersfüßen ging, seine Ansichten vom Heiraten darlegt und darauf bezügliche ernstgemeinte Ratschläge gibt. Der Grundton ist:

„Heirate, Vetter! Es ist gut. – Doch fein
Bedenk's vorher! Es frommt nicht sagen: Nein,
Ist nur ein einzigmal dein „Ja" erklungen."

Nicht die Lockung eines lieblichen Gesichtes dürfe entscheiden.

„Beim Gattinsuchen sei mit Fleiß bedacht
Zu prüfen, wie's die Mutter hat gemacht
Und wie die Schwestern, hältst du recht auf Ehre!
Bei Pferden, Rindern, allen Tieren wäre
Die Rasse wichtig und bei diesen nicht,
Die mehr als andre doch auf Trug erpicht?
Die Kuh wird niemals eine Hündin bringen;
Von einer Taube wird kein Aar entspringen,
Von schlechter Mutter nie ein gutes Weib."

Nett und anmutig soll die Erwählte freilich sein, stets guten Humors, schamhaft, sauber, auch religiös, letzteres doch nicht zu sehr, ein- bis zweimal im Jahre beichten gehen sei genug. Den Schluß der Epistel macht dann eine echt Ariostsche lustige Geschichte mit einer allerdings in ihrer Derbheit nicht wiederzugebenden Pointe, deren Sinn jedoch ein gesunder ist und ungefähr mit den Worten übereinstimmt, mit denen Graziano die Shakespearesche Komödie beschließt:

„Gut, lebenslang hüt' ich kein ander Ding
Mit solchen Ängsten als Nerissas Ring."

Mit den hier mitgeteilten Lesefrüchten aus den kleineren Schriften Ariosts ist der Reichtum namentlich der lyrischen Werke des Dichters bei weitem nicht erschöpft; sie sind nur Proben und Andeutungen der auch für den modernen Leser noch genußvollen, bald ernsten, bald anmutig spielerischen Gedanken, denen man in diesen Gedichten überall begegnet. Wie frappieren zum Beispiel die herrlichen Landschaftsschilderungen in der zwölften Elegie und an vielen andern Stellen gegenüber der weitverbreiteten Meinung, als sei der Sinn für landschaftliche Reize eigentlich erst von den Naturschwärmern des achtzehnten Jahrhunderts entdeckt

worden. Wie modern auch mutet uns in einem andern Gedicht (Capitolo V) Ariosts Klage über Überbürdung an!

„Bin nicht nur müde, kann mich kaum noch regen;
Nein, will man zu der Last ein Quentchen legen,
Sei's nur ein einziges, so komm' ich um."

Was Jakob Burckhardt so nachdrücklich gelehrt hat, daß im Renaissancezeitalter der moderne Mensch erwacht, der seine eigene Persönlichkeit entdeckt, hegt und pflegt, in Ariost findet es die glänzendste Bestätigung. Doch wer könnte das alles so schön sagen, als es der größte deutsche Dichter durch Antonio vor der bekränzten Büste Ariosts aussprechen läßt:

„Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Mit unter Blütenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüten,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
— — — — — — — — — — — — — —
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt.
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen. . . ."

So hat Goethe „den Dichter, dessen Scherze nie verblühn", vor mehr als hundert Jahren gewertet und geschildert. Nun, da wir zum erstenmal den ganzen Ariost in deutscher Übersetzung besitzen — sein Epos haben wir längst in zahlreichen, gut lesbaren Übersetzungen — wird da nicht endlich

in deutschen Landen diese Stimme gehört werden und ein lebendiges intimes Verhältnis zu dem Dichter entstehen, den man freilich als einen der Großen der Weltliteratur gelten läßt, aber meistens ohne ihn wirklich zu kennen?

Ferdinand Hodlers Marignano-Gemälde.

Da die Schweiz im Archiv ihrer historischen Erinnerungen so viele Siegesschlachten besitzt – welch feiner, stolzer Gedanke war es, zum Bildschmuck des Waffensaales eines schweizerischen Landesmuseums nicht die Darstellung einer dieser Siegesschlachten zu wählen, sondern die einer Niederlage! Das kann nicht jedes Volk sich gestatten, seine ruhmvollen Siege gleichsam mit Stillschweigen zu übergehen und dafür eine verlorene Schlacht der Vergessenheit zu entrücken. Auch war solches nicht immer landesüblich. Ein zu ruhmrediges Hervorheben der Siegesschlachten der Vorfahren, besonders bei festlichen Anlässen, ist von Fremden oft bemerkt, von wahren Freunden des Volkes als Unsitte manchmal gerügt worden.

Und nun im Landesmuseum das Bild des Rückzugs der Eidgenossen nach ihrer ersten Niederlage in offener Feldschlacht. Für unüberwindlich waren sie gehalten worden, wie einst die alten Spartaner. Auch diesen kam ihr Leuktra. Den Schweizern Marignano. Zwei heiße Tage lang (13. und 14. September 1515) widerstanden sie den Angriffen der Übermacht, die Franz I. von Frankreich gegen sie vorrücken ließ. Am ersten Tag bewährten sie, freilich unter schwerem Verlust, den Ruhm ihrer Unbesiegbarkeit; am zweiten benutzte der Feind die Verwirrung, welche die Überschwemmung des Lagers infolge der vom König angeordneten Durchstechung der Dämme des Lambro unter

den Schweizern anrichtete, zu einem Flankenangriff durch venetianische Hülfstruppen bei gleichzeitigem Ansturm in der Front. Da mußten die Schweizer endlich weichen. Sie taten es in guter Ordnung; doch siebentausend ihrer besten Leute deckten den Kampfplatz.

Man mag nun freilich bemerken, daß das Bild einer solchen Niederlage, eines solchen Rückzuges ebenfalls ein Ehrendenkmal altschweizerischer Tapferkeit sei und vielleicht noch stärker prunke als mancher Sieg. Sagt das der Mutter Helvetia! Fein wird sie lächeln und antworten: Kann ich's ändern, daß meine Buben auch im Zurückweichen noch furchtbar schienen? Und keine Übung hatten, schnell ein Schlachtfeld zu räumen? ...

In der Rückwand des hohen gotischen Waffensaales des schweizerischen Landesmuseums sind in der Höhe drei architektonische Bogen, ein breiter mittlerer, zwei kleine seitliche. Diese drei Bogen mit der kriegerischen Erinnerung an Marignano zu füllen, war die künstlerische Aufgabe, die einem Wettbewerb schweizerischer Künstler anheim gegeben wurde. Aus diesem Wettbewerb ging mit seinem Entwurf siegreich Ferdinand Hodler hervor. Die vom Bundesrat beauftragte Jury erklärte unterm 12. September 1898 einstimmig, die definitive Ausführung seiner Entwürfe werde die dekorative Wirkung erzielen, die man zum Zweck eines würdigen Schmuckes dieses Saales zu erreichen wünsche. Insbesondere anerkannte die Jury die monumentalen Eigenschaften dieser Malereien, die Kraft des Ausdrucks und den kriegerischen Charakter der Komposition.

Sie urteilte recht. Vor allem, was den kriegerischen Charakter der Darstellung betrifft. Welch ein Trotz, welch verhaltener Ingrimm, welche noch immer aufflammende Kampflust in diesen Männern, die das blutige Feld, in dem sie wie der leibhaftige Tod schrecklich mähten und auch schrecklich gemäht wurden, nicht anders verlassen als

wie Löwe und Bär, wenn sie, aus tiefer Brust murrend, der Übermacht der Jäger zornmütig weichen. Hodler malte seine Kartons in einem Saale des bernischen Zeughauses, als ihn im vorigen Winter die Kälte aus der offenen Scheune vertrieb, wo er zuerst sein Atelier aufgeschlagen hatte. Ich sah die Bilder dort entstehen. Ich sah sie jetzt, am 19. November wieder, dort wo sie hingehören, im Schweizerischen Landesmuseum, in dem Saale, der voller Rüstungen hängt und voller Waffen aus der schweizerischen Heldenzeit, in dem auch Feldstücke aller Art, Wallbüchsen, Kanonen, Feldschlangen stehen. Nun, mit dieser kriegerischen Armatur des Saales sind Hodlers Bilder in wunderbarem Einklang. Meine Leser kennen die Einzelheiten der Schlacht von Marignano, die man in allen Schullesebüchern der Schweizergeschichte geschildert findet, sehr eindrucksmächtig auch in A. E. Fröhlichs Epos „Zwingli.“ Gegen einzelne Schweizerhelden, die wie Türme standen, wurde, als wenn sie wirklich Türme wären, Geschütz aufgefahren. Der graubärtige Krieger (in der kleinen Bogennische links vom Beschauer), dem beide Beine weggeschossen sind, der auf den Stummeln in seinem Blute sitzt, aber in der Rechten noch das rote flatternde Fähnlein hält, das ihm zugleich als letzte Stütze dienen muß, ist keine Erfindung des Malers. Aber herrlich ist das von den Schwingen des Todes umrauschte greise Haupt, das auf die Brust niedersinkt, der edle Ausdruck des Antlitzes, das solchen Tod im Feld als natürliches Ende ruhig hinzunehmen scheint, herrlich die in der Linie des starken Nackens sich offenbarende Kraft. Ihm entspricht im Seitenbogen rechts als Gegenstück der kniende junge Mann, der seinen Zweihänder mit all der unbändigen Lust streitbarer Jugend schwingt; sein kraftgeschwellter Leib mit der schnellenden Bewegung aller Muskeln ist wie ein Hymnus jener durch Todesgefahr gesteigerten höchsten Lebensfreude, die das Wesen des

den Schweizern anrichtete, zu einem Flankenangriff durch venetianische Hülfstruppen bei gleichzeitigem Ansturm in der Front. Da mußten die Schweizer endlich weichen. Sie taten es in guter Ordnung; doch siebentausend ihrer besten Leute deckten den Kampfplatz.

Man mag nun freilich bemerken, daß das Bild einer solchen Niederlage, eines solchen Rückzuges ebenfalls ein Ehrendenkmal altschweizerischer Tapferkeit sei und vielleicht noch stärker prunke als mancher Sieg. Sagt das der Mutter Helvetia! Fein wird sie lächeln und antworten: Kann ich's ändern, daß meine Buben auch im Zurückweichen noch furchtbar schienen? Und keine Übung hatten, schnell ein Schlachtfeld zu räumen? . . .

In der Rückwand des hohen gotischen Waffensaales des schweizerischen Landesmuseums sind in der Höhe drei architektonische Bogen, ein breiter mittlerer, zwei kleine seitliche. Diese drei Bogen mit der kriegerischen Erinnerung an Marignano zu füllen, war die künstlerische Aufgabe, die einem Wettbewerb schweizerischer Künstler anheim gegeben wurde. Aus diesem Wettbewerb ging mit seinem Entwurf siegreich Ferdinand Hodler hervor. Die vom Bundesrat beauftragte Jury erklärte unterm 12. September 1898 einstimmig, die definitive Ausführung seiner Entwürfe werde die dekorative Wirkung erzielen, die man zum Zweck eines würdigen Schmuckes dieses Saales zu erreichen wünsche. Insbesondere anerkannte die Jury die monumentalen Eigenschaften dieser Malereien, die Kraft des Ausdrucks und den kriegerischen Charakter der Komposition.

Sie urteilte recht. Vor allem, was den kriegerischen Charakter der Darstellung betrifft. Welch ein Trotz, welch verhaltener Ingrimm, welche noch immer aufflammende Kampflust in diesen Männern, die das blutige Feld, in dem sie wie der leibhaftige Tod schrecklich mähten und auch schrecklich gemäht wurden, nicht anders verlassen als

wie Löwe und Bär, wenn sie, aus tiefer Brust murrend, der Übermacht der Jäger zornmütig weichen. Hodler malte seine Kartons in einem Saale des bernischen Zeughauses, als ihn im vorigen Winter die Kälte aus der offenen Scheune vertrieb, wo er zuerst sein Atelier aufgeschlagen hatte. Ich sah die Bilder dort entstehen. Ich sah sie jetzt, am 19. November wieder, dort wo sie hingehören, im Schweizerischen Landesmuseum, in dem Saale, der voller Rüstungen hängt und voller Waffen aus der schweizerischen Heldenzeit, in dem auch Feldstücke aller Art, Wallbüchsen, Kanonen, Feldschlangen stehen. Nun, mit dieser kriegerischen Armatur des Saales sind Hodlers Bilder in wunderbarem Einklang. Meine Leser kennen die Einzelheiten der Schlacht von Marignano, die man in allen Schullesebüchern der Schweizergeschichte geschildert findet, sehr eindrucksmächtig auch in A. E. Fröhlichs Epos „Zwingli.“ Gegen einzelne Schweizerhelden, die wie Türme standen, wurde, als wenn sie wirklich Türme wären, Geschütz aufgefahren. Der graubärtige Krieger (in der kleinen Bogennische links vom Beschauer), dem beide Beine weggeschossen sind, der auf den Stummeln in seinem Blute sitzt, aber in der Rechten noch das rote flatternde Fähnlein hält, das ihm zugleich als letzte Stütze dienen muß, ist keine Erfindung des Malers. Aber herrlich ist das von den Schwingen des Todes umrauschte greise Haupt, das auf die Brust niedersinkt, der edle Ausdruck des Antlitzes, das solchen Tod im Feld als natürliches Ende ruhig hinzunehmen scheint, herrlich die in der Linie des starken Nackens sich offenbarende Kraft. Ihm entspricht im Seitenbogen rechts als Gegenstück der kniende junge Mann, der seinen Zweihänder mit all der unbändigen Lust streitbarer Jugend schwingt; sein kraftgeschwellter Leib mit der schnellenden Bewegung aller Muskeln ist wie ein Hymnus jener durch Todesgefahr gesteigerten höchsten Lebensfreude, die das Wesen des

echten Kampfesmutes ausmacht. Im Mittelbilde, zwischen diesen beiden, bewegt sich in ernstem tragischem Zuge die Hauptschar, von rechts nach links schreitende trutzige Gesellen, düstere, wildblickende Gestalten, einige mit dem Fortbringen ihrer verwundeten Waffengefährten bemüht, andere stehen bleibend und zurückblickend voll finsterer Entschlossenheit gegen einen allfällig verfolgenden Feind, alles dies von monumentaler Größe und unendlich ernst.

Ich kann es nicht für bloßen Zufall halten, daß vor andern Mitbewerbern gerade unserm Meister Ferdinand Hodler diese von wildem Trotz strotzende Darstellung gelungen ist. Seine ganze Jugend war Kampf, weil er von Anfang an neue, unbetretene Pfade zu wandeln wagte. Sein Mannesalter noch – aus demselben Grunde – ist Kampf, wenn auch nicht mehr äußerlich jenen Entbehrungen seiner harten Jugend ausgesetzt, in der es vorkam, daß er nachts die Tür seines Ateliers aushängte und über zwei Stühle legte, damit sie ihm als Bett diene. In bezug auf solche harte Lehrjahre der Jugend hat Gottfried Keller einmal den Ausspruch getan, wer nicht grollenden Zorn, wer nicht den Teufel im Leibe habe, der könne schwerlich als Künstler etwas Großes schaffen. Hodler hat wirklich den Teufel im Leib. Als Bildhauer würde er wohl auch zuweilen wild in den Marmor einhauen, daß die Splitter nur so flögen, wie es Vasari von Michelangelo erzählt. Im Berner Kunstmuseum hängt ein Bild Hodlers, „Der Zornige.“ Aber es ist sein Selbstporträt, im Spiegel gemalt. Hält man sich das alles vor, so wird man begreifen, warum dem stolz cholerischen Naturell dieses Künstlers trotzige, streitbare Krieger wahlverwandt sind. Echte Kongenialität hat dieses Marignanobild geschaffen.

Daß Gottfried Keller es noch erlebt hätte! Er, der in der Novelle „Dietegen“ jenen heimkehrenden Schweizerkrieger schuf, der sich aus der Mitte einer scheu zurück-

weichenden Menge sein Liebchen vom Schaffot herunterholt. Der große Züricher Dichter würde die markige Kraft der Hodlerschen Darstellung sofort erfaßt und seinen lieben Seldwylern, die – sonst meistens so fein – sich diesmal so begriffsstutzig stellen, ein vielleicht grobkörniges, aber die Situation mit einem Schlag klärendes Wort hingeworfen haben.

Ferdinand Hodler war aber auch aus einem andern Grunde der berufene Maler für diese Aufgabe vaterländischen Charakters. Seine Phantasie, wie eigenartig sie auch sei, wohnt in der Heimat. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von Böcklin, dessen Phantasie in Italien lebt und webt, in einem zauberhaften Märchenlande, wenn man will, dessen Elemente und Motive aber an der sonnigen Küste des Mittelmeers und in den Zypressengärten toskanischer Villen zu finden sind. Ferdinand Hodler sucht auch in seinen Landschaften nichts Exotisches. Ich erinnere nur an das herrliche Winterbild im Basler Salon, jenes beschneite Hochtal, das die Eidgenossenschaft neulich angekauft hat. Und als Figurenmaler geht er schweizerischen Typen mit besonderer Lust nach. Man weiß es von seinen dekorativen Bildern an der Außenwand des Kunsttempels der Genfer Landesausstellung, ebenso von seinem Schwingerbilde. Vollends nun bei seinem Marignanogemälde – wie ernstlich war er da auf der Suche nach charakteristischen Schweizergestalten! Die Dörfer um Bern herum hat er im letzten Herbst und Frühwinter nicht übel abgepirscht. Und welche Freude, wenn er einen prächtigen „alten Schweizer“ wieder gefunden hatte! Es ist an solchen Gestalten auch im bernischen Mittelland gerade kein Mangel. Aber die Wägsten und Besten haben Arbeit vollauf und nicht Zeit und Lust, sich von einem Maler „abschreiben“ zu lassen. Aber einige gab es doch, die ihr „Conterfeit“ herleihen wollten; manchem mußte es freilich um große Batzen abgehandelt werden. Die Opfer

nicht bloß an Zeit und Kraft, auch an direkten Auslagen, die ein Künstler hat, der solche Arbeit übernimmt und sie so ernst nimmt wie Hodler, sind nicht klein. Auch das dürften diejenigen bedenken, die mit ihrem Urteil oft so leicht fertig sind!

Als ich am 19. November die Hodlerschen Kartons in der Waffenhalle einstweilen an Ort und Stelle, d. h. eben in jenen Bogen angebracht sah, wohin al fresco die definitive Ausführung der Bilder kommen soll, da konnte ich vollends die Erregung der den Hodlerschen Gemälden ungünstig gestimmten Gemüter nicht begreifen. Denn alles, was man von zu bunten oder grellen Farben gefabelt hatte, erwies sich als völlig unhaltbar. Im Gegenteil fügen sich diese Bilder mit einem eher zu blassen als zu kräftigen Kolorit diskret und harmonisch in die Architektur der Halle, und eine wahrhaft klassische Ruhe geht von ihnen aus. Auch sind sie so sehr in der Höhe des kirchenähnlichen Raumes angebracht, daß man beinahe schon des Opernglases bedarf, um ihre Einzelheiten zu erkennen. Von den Farbentönen aber walten Blaugrau und Blaßgelb vor, was zu dem blaugrauen Ton der steinernen Bogen vorzüglich paßt. Es ist denn auch ein gewiß schwer wiegender Umstand, daß der Architekt des schweizerischen Landesmuseums, Herr Gustav Gull, mit Hodlers Bildern durchaus einverstanden ist.

Ich glaube, der ganze Lärm wäre nicht entstanden, hätte man nicht die Hodlerschen Kartons (und zum Teil erste Entwürfe, die gar nicht zur Ausführung gelangen), zuerst in einem andern Gebäude Zürichs, im Helmhause und auf eine Nahdistanz ausgestellt, auf welche diese Entwürfe keineswegs berechnet waren. Das ist gerade die Sache eines echten Meisters, daß er das von ihm verlangte Werk für den Ort einrichtet, für den es bestimmt ist. Zeigt man es dann dem Publikum an einem andern Orte und es gefällt dort nicht, so ist dies kein Beweis *gegen*, sondern

für den Künstler. Noch nicht — bis zum 20. November — hatte die Bevölkerung Zürichs Gelegenheit gehabt, Hodlers Bilder an dem für sie bestimmten Platze zu sehen. Am 19. November sollten sie, unmittelbar nach der Besichtigung durch die Herren Bundesräte Brenner, Müller und Zemp, sofort wieder entfernt werden. Da setzte es Herr Professor Auer, als Präsident der eidgenössischen Kunstkommission, bei der Landesmuseumsdirektion durch, daß man sie einstweilen auch für den Sonntag an Ort und Stelle belasse. Es steht zu hoffen, daß die Landesmuseumsbesucher am Sonntag sich überzeugt haben, wie gut, wie harmonisch dieser dekorative Schmuck sich nun ausnimmt. Gegenteilige Äußerungen sind mir denn auch nicht zu Ohren gekommen, als ich am Sonntag in der dichtesten Menge vor diesen Bildern stand.

Der dekorative Schmuck, sagte ich; denn auch darüber war sich wohl ein Teil des Zürcher Publikums nicht im klaren, daß Hodlers Entwurf nicht ein Galeriebild über den Rückzug von Marignano vorstellen soll, sondern diesen Gegenstand in dekorativer Weise nach den Prinzipien moderner Kunst behandelt. Natürlich würde Hodler zwar auch ein Galeriebild dieses Stoffes nicht zu einer Theaterszene gemacht haben, wie die ältere Historienmalerei von der Richtung Pilotys, auch Makarts usw. eine solche Aufgabe gelöst haben würde. Aber immerhin würde er bei einem Ölgemälde für eine Galerie dem Bilde mehr perspektivische Tiefe gegeben und wohl auch die Komposition anders behandelt haben. Die dekorative Malerei mit der Betonung des Monumentalen hat andere Stilgesetze. Vor allem war bei dieser dekorativen Füllungsmalerei, die in so hohem Raum nur auf weite Distanz sichtbar wird, jedes verwirrende Durcheinander von Gestalten oder Motiven zu vermeiden. Geboten war dagegen größte Simplizität der Komposition. Nur in wenigen Hauptfiguren mußte der

Gedanke veranschaulicht werden. Nur nichts Kompliziertes auf solche Entfernung, sondern ausdrucksvolle Einfachheit. Nun ist Hodler gerade in solcher Ideen-Symbolik Meister, in einer mit einfachen Mitteln arbeitenden, für den Ausdruck eines Gedankens nur weniger Figuren bedürfenden Symbolik. Das hat er namentlich auf seinem Gemälde „Die Nacht" bewiesen, das ihm in München die goldene Medaille eintrug.

Es kann ja nun freilich nicht verlangt werden, daß ein Publikum, das an den Schaufenstern der Buch- und Kunsthandlungen vor zuckersüßen Thumannbildchen sich entzückt und zu Hause die Zimmerwände und die Albums voll „Faust- und Gretchen"-Gartenszenen hat, auf einmal für die strenge, herbe, keusche Linienführung eines Hodlerschen Kriegerbildes sich begeistere und zugleich die eigentümlichen Stilgesetze und Forderungen dekorativer Malerei begreife. Nur dürfte, wer auf dergleichen vermöge seiner ganzen Kunsterziehung nicht vorbereitet ist und es nicht versteht, dann aber vielleicht sich bescheiden zurückhalten und darauf verlassen, daß ein Meister wie Hodler, zu dem seine schweizerischen Zunftgenossen — wenigstens die jungen, ringenden, vorwärtsstrebenden Geister — bewundernd aufblicken und den das Ausland, Paris und München, ehrt und schon ausgezeichnet hat, im ganzen doch wohl weiß, wie ein solches Werk richtig auszuführen ist.

Leonardo da Vinci und die Tiere.

Nicht von dem bis zum Entzücken gesteigerten Wohlgefallen, das der große Leonardo an schönen Tieren, namentlich an edlen Pferden, hatte, soll hier die Rede sein; denn dieses Wohlgefallen ist bei einem Künstler selbstver-

ständlich und war wie heutzutage auch bei den Menschen der Renaissance ein allgemein verbreitetes.

Aber daß Leonardo im Gegensatze zu den meisten, wo nicht allen seiner Zeitgenossen und – es muß hinzugefügt werden – im Gegensatze zu seinen Volksgenossen auch von heute, den modernen Italienern, für die Tiere ein herzlich warmes Fühlen hatte und von ihrem Schicksal eine Vorstellung, die einigermaßen an die buddhistische Lehre und an die Mitleidsphilosophie Schopenhauers gemahnt, das verdient allerdings einmal in Betrachtung gezogen zu werden. Der hiezu gewissermaßen aktuelle Anlaß aber ist durch das schöne Buch einer Wienerin gegeben: „Leonardo da Vinci, der Denker, Forscher und Poet.“ Nach den veröffentlichten Handschriften; Auswahl, Übersetzung und Einleitung von Marie Herzfeld.

Es würde weit über den für einen einzelnen Aufsatz verfügbaren Raum hinausgehen, zu schildern, was Marie Herzfeld mit ihrem Buche überhaupt der deutschen Leserwelt beschert hat. Man bedenke nur, daß wir zum erstenmal durch diese ihre reichliche Auswahl auf 278 Seiten Aufzeichnungen, das heißt schriftstellerische Fragmente, Aphorismen des großen Meisters über alle möglichen Dinge, die seine Gedankenwelt erfüllten, in deutscher Übersetzung erhalten. Auch im italienischen Original waren diese Aufzeichnungen bisher entweder nur handschriftlich vorhanden oder in den seltenen gedruckten Ausgaben einiger großer Bibliotheken nur dem wissenschaftlich wohl ausgerüsteten Forscher zugänglich. Leonardo selbst spricht einmal von 120 Büchern, die er geschrieben hat. Darunter hat man sich allerdings, wie Marie Herzfeld in ihrer prächtigen Einleitung auseinandersetzt, keine fertig gewordenen schriftstellerischen Werke vorzustellen. Das Fertigmachen, das Vollenden war ihm ja sogar in seinen Kunstschöpfungen nur selten beschieden. Mit jenem Hinweise auf seine 120

Bücher meinte er zweifellos die Notizhefte, in die er während seines ganzen Lebens einzutragen pflegte, was ihn gerade geistig beschäftigte: längere und kürzere Abhandlungen über Malerei, Skulptur, Mathematik, naturwissenschaftliche Studien, seine bereits das Kopernikanische System vorahnenden Ansichten über das Verhältnis der Erde zur Sonne, seine Verurteilung allerlei Aberglaubens seiner Zeit, besonders der Nekromantie, an die zum Beispiel Benvenuto Cellini glaubte, seine Gedanken über die Sintflut, über versteinerte Meertiere auf den Berggipfeln der Apenninen, dazwischen tagebuchartige Notizen über eigene Erlebnisse, Briefkonzepte, dann auch das, was wir jetzt „Lesefrüchte" zu nennen pflegen, das heißt Kopiaturen aus Büchern, die er gelesen hatte, hier denn mitunter auch Schwänke, Fabeln, Allegorien usw. Wie dann ein großer Teil des handschriftlichen Nachlasses Leonardos, als er selbst in Frankreich gestorben war, in Verlust geriet und nur der kleinere Teil gerettet wurde, aus dessen Elementen Codices zusammengekleistert wurden, wie der berühmte sogenannte Codex atlanticus der Ambrosiana in Mailand, der in neuester Zeit durch den Verlag Ulrico Hoepli in einer kostbaren Faksimileausgabe vervielfältigt worden ist, das alles wird in der Einleitung zu ihrem Buche von Marie Herzfeld aufs klarste dargelegt. Und ebenso verschafft sie uns einen Überblick über den ganzen Inhalt der geretteten Aufzeichnungen Leonardos, wobei sie in enthusiastischer Bewunderung des großen Meisters zeigt, welchen Wert sein schriftstellerischer Nachlaß auch für unsere Zeit noch besitzt.

Wir nun, wie gesagt, wollen uns solcher beinahe verwirrenden Fülle gegenüber hier nur auf eine Einzelheit beschränken, die uns zugleich Gelegenheit gibt, etwas zu erklären, das der Herausgeberin des Leonardo-Buches selbst beinahe rätselhaft erscheint. Während nämlich Leonardo in seinen Manuskripten sonst durchwegs nur Fragmente

hinterlassen hat, findet sich unter ihnen eine so gut wie fertige Arbeit, bei der er jedoch ganz unselbständig zu Werke ging, indem sie nichts anderes ist als ein Auszug aus einem alten „Tierbuche“, dem sogenannten „Bestiarius“, einem ursprünglich lateinischen, beliebten Lehr- und Lesebuche des Mittelalters, in welchem von wirklichen und von fabelhaften Tieren die bizarrsten Beschreibungen gegeben werden, die ein so guter Beobachter der Natur wie Leonardo doch selbst nicht für wahr halten konnte. Da liest man zum Beispiel, daß der Delphin mit seinen scharfen Rückenflossen das Krokodil tötet, indem er sich unter den Gegner werfe und ihm den Bauch zerschneide. Oder: Die Viper verstopft sich mit dem Schweif die Ohren, um keine Zauberweisen zu hören. Oder: Die Ringeleidechse hat zwei Köpfe, den einen am richtigen Platz, den andern am Schweif, als ob es nicht genügte, daß von einem einzigen Platz aus das Gift gesprüht würde und dergleichen. Marie Herzfeld gibt uns in der Einleitung genau die Quellen an — bis auf Plinius zurück — aus denen diese abenteuerlichen Tiergeschichten herstammen. Aber warum Leonardo diese Arbeit gemacht habe, an der nur „die zarte Ornamentik der Sprache“ von ihm selbst herrührt, während sie sonst die unselbständigste und zugleich die einzig fertige seiner Arbeiten vorstellt, das scheint der Übersetzerin nahezu unerklärlich. Am ehesten noch, meint sie, möchte das phantastische Element, das Bizarre dieser „Naturgeschichte“ einer Seite in Leonardos Genie entsprochen haben. Aber diese Erklärung genügt ihr selbst nicht völlig. Und so kommt sie zu dem Schlusse: „Es ist umsonst, sich heute vorstellen zu wollen, wie jenen in Moder zerfallenen Hirnen und Herzen einst zu Mute war.“

Den Versuch, mir das vorzustellen in Bezug auf Leonardos Verhältnis zu den Tieren, möchte ich aber doch unternehmen, und zwar gestützt auf einzelne, nicht im „Bestiarius“

des Leonardo, sondern an anderen Stellen seiner Notizbücher sich findende Aufzeichnungen. Diese Stellen, die alsobald hier folgen sollen, machen es mir nämlich zur Gewißheit, daß Leonardo sich in seinem Gefühlsleben wie in seinem philosophischen Nachdenken ernstlich mit dem Los beschäftigte, das den Tieren durch die Natur und durch ihr Verhältnis zum Menschen zugefallen ist. Und weil ihn dieses ihr Schicksal interessierte, so war ihm auch ein so abenteuerliches Buch wie der alte „Bestiarius“ nicht zu unwichtig, um es zu exzerpieren. Man muß hiebei den Mangel seiner Zeit an Büchern überhaupt, insbesondere an naturgeschichtlichen Büchern, mit in Anschlag bringen. In unserer Zeit würde sich ein Künstler oder Dichter, den das Herz triebe, der Tierwelt seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, das „Leben der Vögel“ von Brehm und viele andere zoologisch wertvolle Werke anschaffen. Leonardo, in Ermanglung einer Bibliothek, schrieb sich zusammen, was er auf diesem Gebiete erlangen konnte. Und übersehen wollen wir doch nicht, daß unter den Exzerpten aus dem „Bestiarius“ immerhin manche stehen, die durchaus nicht vorwiegend phantastisch-abenteuerlichen Charakters sind. Da lesen wir zum Beispiel vom Panther: „Dieser, wenn ihm das Eingeweide schon heraushängt, kämpft er noch mit Jägern und Hunden.“ Und von der Löwin heißt es, daß sie, um bei Verteidigung ihrer Jungen gegen die Speere der Jäger ihrer Mutterpflicht nicht abtrünnig zu werden, in Anwandlung von plötzlicher Feigheit während des Kampfes die Augen zu Boden senke, damit sie die Speere gar nicht sehe. Außerdem wird in diesem „Tierbuche“ einer Menge liebenswürdiger Eigentümlichkeiten gewisser Tiere gedacht, durch welche bald das Hermelin, bald der wilde Esel, oder die Schnepfen, oder die Kraniche als Vertreter von allerlei Tugenden der Reinlichkeit, der Enthaltsamkeit, der Treue usw. hingestellt werden. Auch wo

einzelne dieser Geschichtchen ursprünglich nur als Allegorien gemeint sein mögen und etwas fabelhaft klingen, mochte ein Mann, der ein Herz für die Tiere hatte, sie sich nicht ungerne aufzeichnen.

Daß nun Leonardo in diesem Punkte uns modernen Menschen germanischer Rasse ähnlicher war, als seinen Zeitgenossen und der heutigen romanischen Bevölkerung in Südeuropa, geht, wie gesagt, aus einer Reihe seiner Aufzeichnungen hervor, von denen mir die erste, die ich hier folgen lasse, ihrer spontanen Unwillkürlichkeit wegen ganz besonders charakteristisch erscheint.

Er spricht nämlich einmal (im Buche von Marie Herzfeld, Seite 6 bis 8) von jenen die wahre Wissenschaft schädigenden eilfertigen Berichterstattern, welche wissenschaftliche Werke nur in ungenügenden, verkürzten Auszügen wiedergeben. Aber er hat gewiß nicht unrecht, wenn er in dieser Betrachtung die „Ungeduld", das heißt, die mit wahrer Gründlichkeit unverträgliche Schnellfertigkeit, eine „Mutter der Albernheit" nennt. Erkennt er doch in solcher Oberflächlichkeit auch die Ursache, warum die Gelehrten so schnell bereit sind, „zu den Wundern davonzulaufen und zu tun, als ob sie Kunde hätten von Dingen, die der menschliche Geist nicht wissen kann", nur weil das allerdings bequemer sei, als die Mathematik und Logik usw. gehörig anzuwenden und die Natur aus sich selbst zu erklären. Und nun läuft ihm die Galle über. „Mögen dieselbigen", ruft er zornig aus, „nur in Gesellschaft des Viehes bleiben! Unter ihren Gesellen seien Hunde und andere Tiere, des Raubes voll, und sie mögen sie begleiten und hinter ihnen herlaufen." Plötzlich aber, in aller Entrüstung in seltsame Weichheit übergehend, fügt er bei: „Und mögen auch die unschuldigen Tiere ihnen folgen, die mit ihrem Hunger in den Zeiten der großen Schneefälle dir vor das Haus kommen und als von ihrem Vormund von dir Almosen erbitten."

Man darf annehmen, Leonardo habe mit diesen „unschuldigen Tieren“, die sich den schlechten Wissenschaftern gleichfalls an die Fersen heften sollen, die Raben, die eigentlichen Galgenvögel, gemeint, und es habe ihm Spaß gemacht, die Beschimpfung, die er damit solchen Literaten antun wollte, so harmlos als möglich zu umschreiben „Eis korakas apienai“ – „er möge sich zu den Raben trollen“, war schon bei den Griechen ein artiger frommer Wunsch, mit dem man sich einen widrigen Gesellen vom Halse zu halten suchte, also ungefähr unser „zum Geier“ wünschen. Aber während Leonardo die Paraphrase hinschreibt, wird die Vorstellung der im Winter notleidenden Vögel für ihn plötzlich eine so lebendige, daß sie sein Gemüt überwältigt und er, bei ihr liebevoll einen Augenblick verweilend, das schöne Wort hinsetzt, daß der Mensch der „Vormund der Tiere“ sei.

Diese Vormundschaft erfüllt jedoch der Mensch – nach Leonardos Meinung – in höchst ungenügender Weise. In der fünften Gruppe unseres Buches, wo die Herausgeberin Leonardos philosophische Gedanken zusammengestellt hat, ist ein Abschnitt ganz der Darstellung der These gewidmet, daß der Mensch das schlimmste Tier auf Erden sei, der den anderen Tieren ein unwürdiges und trauriges Los bereite. „Zum Besten deines Gaumens hast du versucht, dich zum Grab aller Tiere zu machen“, heißt es da. Und nicht nur für das Verhältnis von Mensch zu Tier, sondern auch für das der Tiere untereinander wirft er die Frage auf, warum die Natur nicht verboten habe, daß ein Tier vom Tode des anderen lebe? Ebenso sagt er an anderer Stelle: „Die Natur scheint bei vielen Tieren eher eine grausame Stiefmutter als eine Mutter gewesen zu sein.“ Und elegisch fügt er bei: „Wir bereiten unser Leben aus dem Tode anderer.“ Dabei sind diese anderen in gewisser Beziehung so viel wert wie wir selbst, das heißt, er vindiziert den Tieren einen Selbstzweck, für den sie in ihrer Art

mindestens so gut, wo nicht besser, ausgerüstet sind als der Mensch. „Der Mensch“, schreibt er, „hat viel Überlegung, von welcher der größte Teil falsch ist und hohl; die Tiere haben sie gering, doch ist sie nützlich und tüchtig. Besser die kleine Gewißheit, als die große Lüge.“ Auch in seinen sogenannten „Prophezeiungen“, Scherzrätseln, die in die Form pathetischer Weissagung gekleidet sind und sich am Schlusse des Herzfeldschen Buches finden, beschäftigen ihn immer und immer wieder die Grausamkeiten, die von Menschen an Tieren begangen werden. So bezieht er sich zum Beispiel auf den Brauch, zu Ostern die Zicklein und Lämmer in Menge zu schlachten, so daß um jene Zeit alle Straßen der Städte und Dörfer Italiens von den jämmerlichen, an Kindergeschrei mahnenden Stimmen der jungen Ziegen erfüllt sind. An die „strage degli innocenti“, den bethlehemitischen Kindermord fühlt er sich erinnert. „Es werden die Zeiten des Herodes wiederkehren; die unschuldigen Kindlein werden ihren Ammen entrissen und von grausamen Menschen mit großen Wunden umgebracht werden.“ Er variiert diesen Gedanken ein paarmal in den „Prophezeiungen“ und hat endlich auch eine Stelle über die armen geprügelten Esel, die „in die Knechtschaft anderer gegeben sind, ohne jemals irgend eine Wohltat zu empfangen, wohl aber, statt der Belohnung für geleistete Dienste, mit ungeheuren Martern bezahlt werden und stets ihr Leben zum Dienst ihrer Peiniger (malfattori) verwenden.“

Halten wir nun solche Stellen zusammen mit der bekannten Erzählung Vasaris, Leonardo habe manchmal auf dem Vogelmarkt kleine Sänger gekauft und ihnen die Freiheit wiedergegeben – eine Handlung, die bei den buddhistischen Chinesen als ein besonders frommes Werk gilt – so gewinnen wir allerdings den Gesamteindruck, dieser große Renaissancemensch habe das Verhältnis des Menschen zur Tierwelt anders, tiefer und mitleidvoller empfunden und

sich hierüber auch mehr Rechenschaft gegeben, als dies bei seinen Zeitgenossen geschah. Nur dürfen wir andererseits nicht so weit gehen, anzunehmen, daß er bei aller Feinheit, aller Milde und allem Wohlwollen, die ihm überhaupt eigen waren, solchen Gefühlen gestattet hätte, in der Weise eines sentimentalen Affekts seine künstlerische Seelenhoheit und Ruhe zu stören. In dieser Beziehung finden wir in einem andern modernen Buche über die Renaissance, in Dr. R. Saitschicks „Menschen und Kunst der Renaissance" (Berlin, Ernst Hofmann u. Cie., 1903), eine außerordentlich feine Bemerkung über Leonardo, die unsere Darstellung beschließen mag. Dr. Saitschick schreibt: „Leonardo hatte sogar etwas wie Furcht vor dem glühenden Empfinden. Wo das tiefste Empfinden ist, dort ist auch das größte Martyrium", zeichnet er einmal auf. „Die Wirkung des Schmerzes konnte nicht tief in sein Inneres dringen; denn sein frischer Lebenstrieb bildete ein zu starkes Gegengewicht dazu. Daher behielt auch die Wärme seines Empfindens immer noch ein gewisses Maß, das zu überschreiten sein heller Intellekt ihm verbot."

Sven Hedins Tiere.

Schon in meinen Knabenjahren eifriger Leser von Reisebeschreibungen, bin ich es mein Lebtag geblieben und kann mich noch in alten Tagen der Schilderung irgend einer Entdeckerfahrt nach fernen Ländern mit Leidenschaft hingeben. Nur Bücher, die von Reisen in die Polargegenden handeln, hielt ich mir in der Regel vom Leibe. Ich kann an den Polarreisen nicht leiden, wie die Hunde, nachdem sie den Reisenden durch Ziehen der Schlitten über Eisfelder alle möglichen guten Dienste geleistet haben, allmählich einer

um den andern umgebracht und verspeist werden. Manche entgehen ja diesem Lose, indem sie vorher durch Kälte und Hunger und Überanstrengung umkommen, was zu lesen just auch kein Genuß heißen kann; die überlebenden aber, die zuletzt zur Rettung ihrer Herren dienen, und die treue Reisekameradschaft schützt sie nicht vor dem tödlichen Streich. Natürlich begreife ich vollkommen, daß die Lage der Reisenden diese Maßregel rechtfertigt; doch macht es mir keine Freude, von diesen Hundeschlächtereien, trist wie die Nacht des arktischen Winters, zu lesen.

Nun bin ich aber, soweit es sich um leidende und zugrunde gehende Tiere handelt, mit Sven Hedins neuem Tibetbuche („Transhimalaja"), das ich selbstverständlicherweise nicht ungelesen lassen konnte, noch übler dran gewesen als mit irgend einer Polarreise; denn bei seinem zweimaligen Einbruch in das verbotene Land von der Nordwestgrenze aus hat Sven Hedin bekanntlich zwei große Karawanen, das erstemal 58 Pferde und 36 Maultiere, das zweitemal eine etwas kleinere Zahl seinem Zweck geopfert. Und zwar sah er mit Sicherheit voraus, daß die Tiere in der verdünnten Luft der ungewohnten Höhe (meistens 5000 Meter und darüber) und durch Kälte, übermäßige Anstrengung und Mangel an Futter alle zugrunde gehen würden, wie es denn auch geschehen ist. „Morituri te salutant" sagte zu ihm in Leh einer seiner Freunde beim Abmarsch der Karawane, während die beladenen Tiere an ihrem Gebieter vorüberdefilierten.

Ich weiß, man kann mir, wenn mich dergleichen beim Lesen quält, mit einer Menge gescheidter Einwürfe kommen, denen mein Verstand sich unterwerfen muß. Man kann mir zum Beispiel sagen, daß ein einziger Tag einer mittleren Großstadt in ihren Schlachthäusern mehr Tieren das Leben kostet, als Sven Hedin in den ganzen zwei Jahren seiner letzten Tibetischen Reise verbraucht hat. Man kann mich

sich hierüber auch mehr Rechenschaft gegeben, als dies bei seinen Zeitgenossen geschah. Nur dürfen wir andererseits nicht so weit gehen, anzunehmen, daß er bei aller Feinheit, aller Milde und allem Wohlwollen, die ihm überhaupt eigen waren, solchen Gefühlen gestattet hätte, in der Weise eines sentimentalen Affekts seine künstlerische Seelenhoheit und Ruhe zu stören. In dieser Beziehung finden wir in einem andern modernen Buche über die Renaissance, in Dr. R. Saitschicks „Menschen und Kunst der Renaissance“ (Berlin, Ernst Hofmann u. Cie., 1903), eine außerordentlich feine Bemerkung über Leonardo, die unsere Darstellung beschließen mag. Dr. Saitschick schreibt: „Leonardo hatte sogar etwas wie Furcht vor dem glühenden Empfinden. Wo das tiefste Empfinden ist, dort ist auch das größte Martyrium“, zeichnet er einmal auf. „Die Wirkung des Schmerzes konnte nicht tief in sein Inneres dringen; denn sein frischer Lebenstrieb bildete ein zu starkes Gegengewicht dazu. Daher behielt auch die Wärme seines Empfindens immer noch ein gewisses Maß, das zu überschreiten sein heller Intellekt ihm verbot.“

Sven Hedins Tiere.

Schon in meinen Knabenjahren eifriger Leser von Reisebeschreibungen, bin ich es mein Lebtag geblieben und kann mich noch in alten Tagen der Schilderung irgend einer Entdeckerfahrt nach fernen Ländern mit Leidenschaft hingeben. Nur Bücher, die von Reisen in die Polargegenden handeln, hielt ich mir in der Regel vom Leibe. Ich kann an den Polarreisen nicht leiden, wie die Hunde, nachdem sie den Reisenden durch Ziehen der Schlitten über Eisfelder alle möglichen guten Dienste geleistet haben, allmählich einer

um den andern umgebracht und verspeist werden. Manche entgehen ja diesem Lose, indem sie vorher durch Kälte und Hunger und Überanstrengung umkommen, was zu lesen just auch kein Genuß heißen kann; die überlebenden aber, die zuletzt zur Rettung ihrer Herren dienen, und die treue Reisekameradschaft schützt sie nicht vor dem tödlichen Streich. Natürlich begreife ich vollkommen, daß die Lage der Reisenden diese Maßregel rechtfertigt; doch macht es mir keine Freude, von diesen Hundeschlächtereien, trist wie die Nacht des arktischen Winters, zu lesen.

Nun bin ich aber, soweit es sich um leidende und zugrunde gehende Tiere handelt, mit Sven Hedins neuem Tibetbuche („Transhimalaja"), das ich selbstverständlicherweise nicht ungelesen lassen konnte, noch übler dran gewesen als mit irgend einer Polarreise; denn bei seinem zweimaligen Einbruch in das verbotene Land von der Nordwestgrenze aus hat Sven Hedin bekanntlich zwei große Karawanen, das erstemal 58 Pferde und 36 Maultiere, das zweitemal eine etwas kleinere Zahl seinem Zweck geopfert. Und zwar sah er mit Sicherheit voraus, daß die Tiere in der verdünnten Luft der ungewohnten Höhe (meistens 5000 Meter und darüber) und durch Kälte, übermäßige Anstrengung und Mangel an Futter alle zugrunde gehen würden, wie es denn auch geschehen ist. „Morituri te salutant" sagte zu ihm in Leh einer seiner Freunde beim Abmarsch der Karawane, während die beladenen Tiere an ihrem Gebieter vorüberdefilierten.

Ich weiß, man kann mir, wenn mich dergleichen beim Lesen quält, mit einer Menge gescheidter Einwürfe kommen, denen mein Verstand sich unterwerfen muß. Man kann mir zum Beispiel sagen, daß ein einziger Tag einer mittleren Großstadt in ihren Schlachthäusern mehr Tieren das Leben kostet, als Sven Hedin in den ganzen zwei Jahren seiner letzten Tibetischen Reise verbraucht hat. Man kann mich

erinnern, daß die zwei im Dienst der geographischen und ethnographischen Wissenschaft hingeopferten Hekatömbchen wahrhaftig gar nichts bedeuten gegen die kleinste kriegerische Aktion, bei welcher Artillerie und Kavallerie zur Verwendung kommen, zum Beispiel gegen die in den letzten Jahren so oft vorgefallenen Feuergefechte der Franzosen und Spanier in Marokko mit der todesmutig ansprengenden eingebornen Reiterei; von ungeheuerlichen Feldzügen wie der russisch-japanische Krieg natürlich ganz zu schweigen! Und überhaupt kann man mir einwenden, ob denn das Wort, das Heinz, der Prinz, dem in der Schlacht feige davonlaufenden Sir John Falstaff zuruft: „Du bist Gott einen Tod schuldig!" nur für Menschen, nicht auch für alle andere Kreatur Geltung habe?

Gewiß! Das sind starke Argumente, vor denen ich mich logisch ganz niedergedonnert fühle und mich mit einer gewissen Beschämung frage, ob denn die peinliche Empfindung, die mich beim Lesen von den Leiden der Tiere Sven Hedins beschlich, am Ende nichts anderes sei als die Weichlichkeit eines sentimentalen Tropfs. Aber wie ich mir nun in der Erinnerung einige Haupteindrücke des Gelesenen vergegenwärtige und an Sven Hedins eigene Darstellung denke, sehe ich, daß ich in ihm selbst, der seiner Sache diese Opfer brachte und den man daher gewiß nicht der Weichlichkeit wird beschuldigen dürfen, einen Bundesgenossen meiner Gefühle habe. Der große Entdecker jenes bisher auf den Karten als „unerforscht" weiß gelassenen Transhimalajagebietes war notgedrungen grausam in der Praxis, aber mitleidvoll in der Theorie – wenn man so sagen darf – und häufig, nach einem besonders schmerzlichen Opfer, von düstern Vorstellungen heimgesucht, die mit Gewissensvorwürfen eine verzweifelte Ähnlichkeit haben. Man muß lesen, was er beim Überschreiten der eisigen Hochgebirgswildnis des Dapsang (auf der zweiten Reise, zweiter Band) über den

von ihm hier beschrittenen Karawanenweg, den Karakorumpaß, in sein Tagebuch schreibt, nachdem er zuerst die in allen möglichen Stellungen am Wege liegenden Kadaver gefallener Pferde geschildert hat: „Welche Leiden und welch verzweifelten Kampf ums Leben haben diese öden Gebirge im Lauf der Zeiten mitansehen müssen! Wenn man des Nachts wach liegt, glaubt man die Seufzer der entkräfteten Lasttiere und ihr mühsames Atmen auf dem geduldigen Gang zum Tode zu hören, einen endlosen Reigen zum Tode verurteilter Veteranen zu sehen, die im Dienst grausamer Menschen nicht weiter können. Wenn die Hunde in den stillen Winternächten draußen bellen, scheinen sie Gespenster und Erscheinungen anzubellen, die sich mit stolpernden Schritten herauszuarbeiten suchen aus den sie festhaltenden Schneefeldern, die noch zwischen ihnen und Ladaks saftigen Feldern liegen. Wenn irgend ein Weg in der Welt den Namen Via dolorosa verdient, so ist es der Karawanenweg über den Karakorumpaß, der Ost-Turkestan mit Indien verbindet! Wie eine ungeheure Seufzerbrücke überspannt er mit seinem luftigen Bogen das höchste Bergland Asiens und der ganzen Erde.“

Es versteht sich, daß Eindrücke der Sympathie, des Mitleids, eine wesentliche Verstärkung erfahren, wenn die Wesen, um die es sich handelt, uns bekannt sind oder unserer Phantasie nahe gebracht werden. Eine statistische Angabe über zehntausend in einem Schneesturm oder in einer Überschwemmung umgekommene Schafe beschäftigt uns höchstens einen Augenblick und wird sofort vergessen. Wenn uns dagegen bei Sven Hedin einzelne seiner Reit- und Lasttiere als Individuen gleichsam persönlich vorgestellt worden sind, wenn wir von ihnen gelesen haben, wie sie bei dieser und jener Gelegenheit noch glücklich einer Gefahr entgingen, sich aus dem berstenden Eise eines halbzugefrorenen Flusses durch einen herzhaften Ansprung emporarbeiteten,

dann aber weiter lesen, wie sie nun in Gegenden kommen, wo sie umsonst mit dem Huf auch nur eine Spur von Gras oder Moos hervorzuscharren suchen, die lange Winternacht ohne Futter und Trank frierend beisammen stehen, am Morgen noch sich weiter treiben lassen, endlich aber, von all den Mühsalen bezwungen, niederbrechen und dem Messer dankbar sein müssen, das sie wenigstens davor bewahrt, von den bereits aus der Ferne nach ihnen starrenden Wölfen halblebend zerrissen zu werden; wenn wir diese grausame Tragödie in der Vorstellung miterleben an Tieren, die uns durch alles, was der Verfasser von ihnen erzählte, beinahe so bekannt und vertraut geworden sind, wie sie es dem Reisenden selber waren, dann werden Leiden und Tod auch eines einzelnen dieser armen Geschöpfe uns eine nahe Herzensangelegenheit, die uns ganz anders ergreift als irgend eine statistische Notiz von einer Massenkatastrophe. Unser Gefühl reagiert weit weniger auf die großen Zahlen übersichtlichen philosophischen Denkens als auf den kleinsten Phantasieeindruck, der uns gleichsam zum Augenzeugen einer qualvollen Gegenwart macht.

Daß letzteres geschehe, dafür hat Sven Hedin in seinem Buche ausgiebig gesorgt. Nicht daß ihm die Absicht zuzutrauen wäre, die Leser mit solchen Erzählungen zu betrüben. Vor allem waren diese Mitteilungen unvermeidlich, wenn gezeigt werden sollte, mit welchen Hindernissen der Entdecker auf seinem Pfade zu kämpfen hatte. Aber sie sind psychologisch auch als eine Beichte zu verstehen, die der Verfasser zur Entlastung seines Gemütes zunächst seinem Tagebuch und durch dieses dann gern der Mitwelt ablegt. Es ist ihm Bedürfnis, sich seine wenn auch notwendige Härte als Schuld in Erinnerung zu rufen und sich ihrer vor den Lesern anzuklagen. Er muß es uns wissen lassen, daß ihm schlimm zu Mute war, als er den traurigen Blick und den schweren Seufzer seines Lieblingspferdes, des Apfelschimmels

aus Ladak, nicht begriffen hatte und an dem in äußerster Erschöpfung stehen bleibenden Tiere vorbei und über die Paßhöhe geritten war in der Voraussetzung, es werde, nachdem es so viele Beschwerden mit wunderbarer Ausdauer überstanden, auch diesmal noch aushalten und mit der Karawane am Lagerplatz anlangen. Aber der traurige Blick war der Abschiedsblick, der tiefe Seufzer der Abschiedsseufzer des treuen Tieres gewesen, das, als sein Herr auf einem andern Pferd an ihm vorüberritt, wohl empfunden hatte, nun sei es verloren. Schwer nur konnte Sven Hedin von diesem Eindruck sich erholen, wie man im ersten Teil seines Werkes liest: „Ich habe es nachher bitterlich bereut, daß ich nicht bei ihm geblieben war ... Warum hatte ich ihn nicht verstanden, als er mir so deutlich ein letztes Lebwohl zugerufen hatte? Darüber grämte ich mich und konnte den kummervollen Ausdruck seiner Augen, als er mich fortreiten sah, lange nicht vergessen. Der Blick verfolgte mich, wenn es abends dunkel wurde und da draußen in dem kalten öden Tibet der Wintersturm heulte."

Im zweiten Teil wiederholt sich die Geschichte, doch diesmal mit seiner braunen Hündin Puppy, die schon auf der ersten Tibetreise sein treuer Kamerad gewesen war. Es war der 8. März, tiefer Winter auf der tibetischen Hochebene. Ein Maulesel, der sich den Fuß verstaucht hatte, mußte getötet werden. Hedin erzählt: „Es war mir schwer ums Herz, als ich ihn zum Tode verurteilen mußte. Er hatte nichts Böses getan und es war traurig, das frische gesunde Blut in einem kräftigen Strahl aufspringen und den wüsten unfruchtbaren Boden befeuchten zu sehen. Er lag still und geduldig, nach einigen Zuckungen war das Leben entflohen . . . Als wir weiterzogen, entschädigten sich die Puppy und der gelbe Hund für alle Entbehrungen der letzten Zeit, indem sie bei dem getöteten Maulesel

dann aber weiter lesen, wie sie nun in Gegenden kommen, wo sie umsonst mit dem Huf auch nur eine Spur von Gras oder Moos hervorzuscharren suchen, die lange Winternacht ohne Futter und Trank frierend beisammen stehen, am Morgen noch sich weiter treiben lassen, endlich aber, von all den Mühsalen bezwungen, niederbrechen und dem Messer dankbar sein müssen, das sie wenigstens davor bewahrt, von den bereits aus der Ferne nach ihnen starrenden Wölfen halblebend zerrissen zu werden; wenn wir diese grausame Tragödie in der Vorstellung miterleben an Tieren, die uns durch alles, was der Verfasser von ihnen erzählte, beinahe so bekannt und vertraut geworden sind, wie sie es dem Reisenden selber waren, dann werden Leiden und Tod auch eines einzelnen dieser armen Geschöpfe uns eine nahe Herzensangelegenheit, die uns ganz anders ergreift als irgend eine statistische Notiz von einer Massenkatastrophe. Unser Gefühl reagiert weit weniger auf die großen Zahlen übersichtlichen philosophischen Denkens als auf den kleinsten Phantasieeindruck, der uns gleichsam zum Augenzeugen einer qualvollen Gegenwart macht.

Daß letzteres geschehe, dafür hat Sven Hedin in seinem Buche ausgiebig gesorgt. Nicht daß ihm die Absicht zuzutrauen wäre, die Leser mit solchen Erzählungen zu betrüben. Vor allem waren diese Mitteilungen unvermeidlich, wenn gezeigt werden sollte, mit welchen Hindernissen der Entdecker auf seinem Pfade zu kämpfen hatte. Aber sie sind psychologisch auch als eine Beichte zu verstehen, die der Verfasser zur Entlastung seines Gemütes zunächst seinem Tagebuch und durch dieses dann gern der Mitwelt ablegt. Es ist ihm Bedürfnis, sich seine wenn auch notwendige Härte als Schuld in Erinnerung zu rufen und sich ihrer vor den Lesern anzuklagen. Er muß es uns wissen lassen, daß ihm schlimm zu Mute war, als er den traurigen Blick und den schweren Seufzer seines Lieblingspferdes, des Apfelschimmels

aus Ladak, nicht begriffen hatte und an dem in äußerster Erschöpfung stehen bleibenden Tiere vorbei und über die Paßhöhe geritten war in der Voraussetzung, es werde, nachdem es so viele Beschwerden mit wunderbarer Ausdauer überstanden, auch diesmal noch aushalten und mit der Karawane am Lagerplatz anlangen. Aber der traurige Blick war der Abschiedsblick, der tiefe Seufzer der Abschiedsseufzer des treuen Tieres gewesen, das, als sein Herr auf einem andern Pferd an ihm vorüberritt, wohl empfunden hatte, nun sei es verloren. Schwer nur konnte Sven Hedin von diesem Eindruck sich erholen, wie man im ersten Teil seines Werkes liest: „Ich habe es nachher bitterlich bereut, daß ich nicht bei ihm geblieben war ... Warum hatte ich ihn nicht verstanden, als er mir so deutlich ein letztes Lebwohl zugerufen hatte? Darüber grämte ich mich und konnte den kummervollen Ausdruck seiner Augen, als er mich fortreiten sah, lange nicht vergessen. Der Blick verfolgte mich, wenn es abends dunkel wurde und da draußen in dem kalten öden Tibet der Wintersturm heulte."

Im zweiten Teil wiederholt sich die Geschichte, doch diesmal mit seiner braunen Hündin Puppy, die schon auf der ersten Tibetreise sein treuer Kamerad gewesen war. Es war der 8. März, tiefer Winter auf der tibetischen Hochebene. Ein Maulesel, der sich den Fuß verstaucht hatte, mußte getötet werden. Hedin erzählt: „Es war mir schwer ums Herz, als ich ihn zum Tode verurteilen mußte. Er hatte nichts Böses getan und es war traurig, das frische gesunde Blut in einem kräftigen Strahl aufspringen und den wüsten unfruchtbaren Boden befeuchten zu sehen. Er lag still und geduldig, nach einigen Zuckungen war das Leben entflohen . . . Als wir weiterzogen, entschädigten sich die Puppy und der gelbe Hund für alle Entbehrungen der letzten Zeit, indem sie bei dem getöteten Maulesel

zurückblieben, in dessen weichen Halsmuskeln sie eine offene Wunde als Ausgangspunkt hatten. Dort standen sie noch eifrig schnappend, als wir aufbrachen und dem Eisband des Flusses nach Westen folgten.“ Aber nun kam der erstickende, blendende, betäubende Sturm, der die Spuren der Karawane verwehte, und die Hunde fanden nicht zurück. Der ganze Tag verging, ohne daß sie anlangten. „Jetzt sah ich ein, daß sie unsre Spur verloren hatten und uns nun, verzweifelt und wahnsinnig vor Angst, über Berge und Täler suchten, aber nur um sich immer weiter von uns zu entfernen ... Mich quälte der Gedanke an meine alte Zeltgefährtin mehr als sonst etwas. Noch gestern morgen hatte sie auf ihrer Filzmatte in ihrer gewöhnlichen Ecke gelegen und wir hatten zusammen gefrühstückt. Wo war sie jetzt? Tag und Nacht würde sie bellend und winselnd über das öde Tschang-tang laufen, mit der Nase am Boden und unsere verlorene Spur suchen, bis ihre Pfoten wund und zerfetzt wären. Was würde sie tun, wenn die Nacht mit ihrer unheimlichen Dunkelheit und den umherstreifenden Wölfen kam? Würde sie auf dem Gipfel eines Hügels bleiben und uns im Winde zu wittern suchen, oder würde sie auf einer der grenzenlosen Ebenen sitzen und den Mond anheulen? Blieben die beiden wenigstens beisammen oder suchten sie uns auf verschiedenen Wegen und verloren sich gegenseitig? Würde Puppy je bei freundlichen Nomaden landen und es wieder gut haben? Oder würde sie Not leiden und angebunden vor einem armseligen Zelt liegen und, in hoffnungslosem Kummer winselnd, ihres verflossenen Lebens gedenken, das sie von ihren ersten Lebenstagen an, als sie in meinem Zimmer in Srinagar Milch schlürfte, in meiner Karawane verlebt hatte? Auf diese Fragen sollte ich nie Antwort erhalten ... Puppy war und blieb fort und ich vermißte sie unbeschreiblich. Ich lag nachts wach im Bett und dachte an ihren Kummer; ich sah jeden Morgen

nach, ob sie zurückgekehrt sei und sich in ihre gewöhnliche Ecke gelegt habe; ich glaubte in der Dämmerung ihre leisen Schritte vor dem Zelt zu hören; ich meinte oft durch den Nebel hindurch die Silhouette eines einsamen, ausgehungerten Hundes unterscheiden zu können, der mit erhobener Schnauze in den Sturm hineinheulte. Ich litt ein Zeitlang förmlich an einer fixen Idee: der Schatten, die ruhelose Seele, die unsichtbare Gespenstergestalt eines Hundes verfolgte mich auf Schritt und Tritt. Ich fühlte die Nähe eines unsichtbaren Hundes, der mit mir ins Zelt ging, während der ewig gleichen Ritte neben mir herlief, bei mir blieb, wenn ich unter den Tibetern war, und stets klagte und um Hilfe flehte. Und es peinigte mich, meinem umherirrenden, suchenden Freunde nicht helfen, ja ihn nicht einmal trösten zu können."

Der Leser ersieht aus dieser langen Wehklage um das in der Wildnis verlorene Tier, daß es Sven Hedin in derselben Zeit, in welcher er den unter seiner Führung stehenden Karawanen so große Anstrengungen und Entbehrungen zumutete, an Tierliebe wahrhaftig nicht fehlte. Man kann hier sogar von einer vermutlich durch die Schrecknisse des eisigen Hochlandes und die Einsamkeit gesteigerten nervösen Gefühlsüberschwänglichkeit sprechen, obwohl Hundebesitzer, die zugleich Hundefreunde sind, die etwelche Exaltation in dieser Gemütsentlastung gewiß begreiflich finden werden. Ebenso aber wird man nun auch begreifen, wie die Seele des Lesers durch die in Sven Hedins Buche so eindrucksmächtig erzählten Geschichten von all den Ängsten und Leiden armer Tiere in Mitleidenschaft gezogen wird.

Indessen, wenn es auch allgemein wahr ist und durch das Transhimalajabuch neuerdings bestätigt wird, daß fast alle Tiergeschichten den Keim einer Tragödie – einer „kleinen Passion", wie Gottfried Kellers Gedicht benannt ist – in sich bergen, so gibt es doch selbst in Sven Hedins Reise-

bericht ein paar von Tieren handelnde Stellen, die einen hellen, freundlichen Eindruck hinterlassen. Bei den zum Reiten und zum Tragen der Lasten bestimmten Tieren würde man dergleichen freilich umsonst suchen; da ist nur Mühsal, stummes Leiden bis zur äußersten Erschöpfung und unausweichlicher Tod. Geschichten, wie die oben erwähnte, von dem aus Barmherzigkeit geschlachteten Maulesel, wiederholen sich mit immer neuen Varianten, bis sich das Los aller in das furchtbare Land mitgenommenen Pferde und Maultiere erfüllt hat. Selbst die einheimischen Yaks, die an Beschwerden gewöhnten tibetanischen zahmen Büffel, die Hedin von Nomaden gekauft hatte, versagten zuweilen, indem ihre gespaltenen Hufe auf der Wanderung über vereiste Gebirgspässe wund wurden. Auch die wilden Yaks sind dem entsetzlichen Klima eines Hochlandes, das kaum zwei Monate Sommer kennt, nicht unter allen Umständen gewachsen. Sie und die Wildesel, wenn sie im Herbst von plötzlichem Schneetreiben noch in höheren Lagen überrascht werden, gehen elend zugrunde. „Wenn sie vergeblich versucht haben, sich auf schneefreien Boden zu flüchten, verhungern und erfrieren sie zwischen den Schneewehen. Unsere drei Führer, die selber den Sommer hier oben verleben, versicherten mir, der Wildesel erfriere stehend, und das erfrorene Tier stehe oft noch auf allen Vieren, wenn die Sommersonne den Schnee aufgetaut habe. Sie hätten tote Wildesel ganz wie lebende in Herden stehen sehen!“

Freundlicher als solche Vorstellungen berührt, was Sven Hedin von der Lebensschonung berichtet, welche nicht nur in den zahllosen buddhistischen Lama-Klöstern geübt, sondern von den geistlichen Beherrschern des Landes zu Zeiten der ganzen Bevölkerung auferlegt wird. Noch während Hedin in Tibet sich aufhielt, erging ein Verbot, welches auf drei Jahre alles Töten der freilebenden Tiere, also jede Jagd

und jeden Fischfang untersagte. In der Nähe von Klöstern ist die Jagd überhaupt, nicht nur für eine bestimmte Schonzeit, verboten und ebenso sind die Fische in heiligen Flüssen und Seen geschützt. Auf der Gänse-Insel im See Langak-Tso, wo die Wildgänse im Mai ihre Eier legen, werden von der Regierung drei Männer postiert, welche die Vögel vor Wölfen und Füchsen zu schützen haben, die vom Land herüberkommen könnten, da im Mai das Eis des Sees noch ellendick ist. Die Eier der Wildgänse dürfen allerdings gesammelt, die Tiere selbst aber nicht beunruhigt oder verfolgt werden. In einer ganz andern Gegend des Landes schoß einer der Leute Sven Hedins einmal an einem fließenden Bach in der Nähe des Lagers einen Gänserich. Alsobald kam einer der tibetanischen Häuptlinge, Dang Gjä, ein noch junger Mann, zu Hedin gelaufen und beklagte sich bitter über „den scheußlichen Mord." Unter anderm führte er an, daß die Wildgänse sich wie Menschen verheiraten, Familien gründen. „Wenn Sie durch einen gedankenlosen Schuß ein solches Verhältnis zerstören, so haben Sie dadurch Kummer und Unglück verschuldet. Die Gans, der Sie den Gatten geraubt haben, sucht ihn nun vergeblich Tag und Nacht und weicht nicht von der Stelle, an der er ermordet worden ist; ihr ganzes Leben ist nun öde und leer geworden; sie schließt nie eine neue Ehe, sie bleibt Witwe und stirbt bald vor Gram." Der prächtige Tibetaner – fügt Hedin bei – sei ganz untröstlich gewesen. „Ich hegte die größte Hochachtung vor ihm; manch edles, feinfühliges Herz schlägt gewiß auch in Tibets kalten, öden Tälern."

Zum Schluß nur noch eine freundliche Hundegeschichte. Nach dem Verlust seiner braunen Hündin war der Reisende doch nicht ohne Hunde. Erstlich besaß er einen Sprößling von Puppy, den er glücklich nach Indien zurückbrachte. Und dann hatte er einen großen, bernhardinerartigen, aber

schwarzen Hund – „Takkar“ – von tibetischen Hirten gekauft, ein außerordentlich wildes Tier, das im Anfang sich durchaus nicht an die Karawane gewöhnen wollte und eine Zeltstange am Halse tragen mußte, damit es nicht entlaufen könne. Nun fiel Takkars Anschaffung gerade in jene Wochen, in denen Sven Hedin den Oberbefehl über die Karawane scheinbar an Abdul Kerim, seinen in Ladak angeworbenen Führer, abgetreten hatte und selbst in besonders schäbiger tibetanischer Kleidung sich das Ansehen eines Schafhirten gab, um von begegnenden Tibetanern möglichst wenig bemerkt und nicht als Europäer entdeckt zu werden. Abdul Kerim ritt, als ob er der Herr wäre, an der Spitze des Zuges; Sven Hedin ging bescheiden zu Fuß und trieb die paar Schafe vor sich her, die zur Karawane gehörten. Die Tibetaner vermochte der schwedische Odysseus lange zu täuschen, nicht so den Hund Takkar. Der, sonst mit keinem Menschen in der Karawane zutraulich verkehrend, kam eines Abends an ihn heran, machte die seltsamsten Bewegungen, legte den mächtigen Kopf auf die Seite und die Pfote auf den Arm des vor seinem Zelt Sitzenden.

„Ich sah ihn an und er sah mich an und endlich verstanden wir einander. Ich konnte doch nicht wissen – sagte Takkar – daß ihr so nette Menschen seid, als ihr mich an die scheußliche Zeltstange am Halse festbandet. Ich glaubte, daß ihr mich quälen und plagen wolltet und mich hungern lassen und mich mit Steinwürfen traktieren würdet, wie es die Tibeter immer getan haben, seit ich auf der Welt bin. Aber ich sehe, daß ihr es gut mit mir meint und mir zweimal täglich herrliches Schaffleisch gebt. Wohl weiß ich, daß du in deinen Lumpen der Bombo Tschimbo bist und daß Abdul Kerim nur ein Knecht ist. Sei ruhig, ich lasse keinen an dein Zelt heran; ich werde nachts über dich wachen, ich werde dich nie verraten; ich werde dich begleiten, wohin es auch gehe, und du

kannst dich auf mich verlassen. Nun aber komm auch und spiele ein bißchen mit mir und nimm mir die eklige Zeltstange ab und laß uns einander nicht länger fremd bleiben."

„Es stand so deutlich in seinen klugen braunen Augen geschrieben, daß er dies alles Wort für Wort dachte. Ich nahm seinen zottigen Kopf und kraute ihn; da sprang er an mir in die Höhe, begann vor Freude zu tanzen und zu heulen und lockte mich aus dem Zelt heraus. Ich fing ihn wieder ein, löste die Knoten und befreite ihn von der Stange, zur großen Verwunderung meiner Leute, die unter freiem Himmel an ihrem Feuer saßen. So nahe hatte sich, außer Klein-Puppy, bisher noch niemand an Takkar herangewagt. Und ohne eine Spur von Neid mischte sich der kleine Hund in das Spiel, mit dem ich von nun an täglich ein paar Stunden meiner langweiligen Gefangenschaft totschlug."

Es wird tierfreundliche Leser freuen, zu vernehmen, daß Sven Hedin auch diesen großen guten Kerl, nicht nur Klein-Puppy, wohlbehalten aus Tibet in die zivilisiertere Welt Britisch-Indiens mitbrachte. Auf der Photographie, welche die Ankunft des Reisenden in der Missionsstation von Poo darstellt, sieht man beide Hunde zu Füßen ihres Herrn. Nach Europa freilich konnte er sie nicht mitnehmen. Takkar blieb bei den Herrnhutermissionaren zurück, nachdem er zuerst, da er es in Indien zu heiß fand, einen Versuch gemacht hatte, nach Tibet zurückzukehren. „Durch Herrn Marx (den einen der Missionare) erhalte ich noch von Zeit zu Zeit einen Gruß von meinem alten Takkar, der mein Zelt so treu verteidigte, als ich sein Heimatland verkleidet durchzog." In Simla mußte dann auch noch von Klein-Puppy geschieden sein; nach vielen letzten Liebkosungen übergab ihn Sven Hedin seinem als besonders treu erprobten tibetanischen Begleiter Gulam mit der Bitte, ihn nie Mangel

leiden zu lassen. „Seit dem Tage, da er am Fuße des Schneepasses Karakorum geboren wurde, hatten wir Freud und Leid gemeinsam getragen. Von den Hunden zu scheiden, ist das allerschwerste — den Männern Lebewohl zu sagen, wird mir nicht so schwer!"

Nach diesem ehrlichen Bekenntnis wird der Leser sich gestehen müssen, daß, wenn, wie wir gesehen haben, in Sven Hedins Reisebericht allerdings viel Trauriges vorkommt von unendlichen Leiden der Tiere, die dem großen Forschungszwecke aufgeopfert wurden, die Betrübnis, die ein gefühlvoller Leser über solche Mitteilungen empfindet, in noch viel höherem Grade jedenfalls von dem Reisenden und Verfasser des Transhimalajabuches empfunden wurde. Und so passen auf Sven Hedin und seine Tiere die Verse aus C. Spittelers „Olympischer Frühling":

„... Ich bin nicht Heiland, habe nicht die Waffen,
Den Tod, den Schmerz, den Hader aus der Welt zu schaffen.
Bin bloß ein Mensch, vom selben Stoff gebaut wie ihr,
Und wär' ich selbst ein Halbgott, bin ich ganz ein Tier.
Auch ich bedarf zum Leben fremdes Fleisch und Blut,
Muß sterben und muß töten, wie ihr alle tut.
Nur eines bring ich euch auf brüderlichen Armen
Als Gastgeschenk: Das Herz, das Mitleid, das Erbarmen."

Shakespeare und der moderne Mitleidsgedanke.

Ein Dichter, der in seinen Werken den vollendetsten Ausdruck der Gefühle und der Lebensanschauungen seines Zeitalters gibt, ist gewiß ein großer Dichter; noch größer aber ist derjenige, der seinem Zeitalter so sehr vorangeeilt ist, daß er Jahrhunderte nach seinem Tode unter einem neuen Geschlechte lebt, als wäre er ein weiser Zeitgenosse

dieser seiner spätern Nachkommen. Das ist die wahre Unsterblichkeit des Dichters, daß er, dessen Staub längst vom Winde verweht ist, Worte ausgesprochen hat, die ihn berechtigen würden, jetzt unter uns Lebenden eine Führerrolle zu übernehmen, nachdem endlich das Zeitalter die Reife erlangt hat, die er, der Dichter, schon vor Jahrhunderten besaß. Die andere Unsterblichkeit, d. h. ein leerer Name, der wie eine bestaubte Gipsbüste auf hohem Bibliothekschranke prangt, ist nichts. Aber wenn wir für das edelste Fühlen und für die besten Gedanken unserer Gegenwart den Ausdruck suchen und ihn finden bei einem Dichter der Vergangenheit, dann erkennen wir in diesem Dichter das Merkmal der Ewigkeit, und Ehrfurcht vor dem Riesengeiste des der Zeit trotzenden, ja vielmehr die Zeit erfüllenden Dichters ergreift unsere Seele.

Möge ein besonderes Beispiel das erläutern, was wir soeben im allgemeinen gesagt haben.

Unter den großen Gedanken dieses Zeitalters ist uns einer besonders lieb; es ist der Humanitätsgedanke in seiner speziellen Anwendung auf die Tierwelt. Dieser Gedanke, der einen praktischen Ausdruck in den unzähligen verständigen und unverständigen Tierschutzvereinen Europas gefunden, hat seine wissenschaftliche Begründung in der Naturphilosophie unseres Zeitalters, wie sie von Goethe vorbereitet, von Darwin durch Belege befestigt, von Schopenhauer und seinen Nachfolgern nach der Seite des abstrakten Gedankens ausgebaut worden ist. Auch künstlerischen Ausdruck hat ihm in neuester Zeit ein moderner berühmter Meister zu geben versucht – Richard Wagner im „Parsifal“ – durch die zentrale Stellung, in welche in diesem symbolischen Musikdrama das Mitleid gerückt ist. Wenn wir aufmerksam auf alle Symptome des Zeitgeistes in dieser Richtung lauschen, wenn wir zum Beispiel auch die in ihrem Beweggrunde so lobenswerten, wenn auch praktisch wohl undurchführbaren

Bestrebungen der Vegetarianer ins Auge fassen, dazu den uns häufig begegnenden Hinweis auf die tief humanen Sittengebote des Buddhismus, und wenn wir derartige Anzeichen nicht als bloße vereinzelte Erscheinungen auffassen, die mit einander nichts zu schaffen haben, sondern vielmehr, wie eben geschehen, sie in Beziehung setzen zu der großen geistigen Bewegung des Jahrhunderts, so gehen wir vielleicht nicht zu weit, indem wir auf die Möglichkeit hinweisen, daß aus dem Mitleid im weitesten Sinne des Wortes die Religion der Zukunft hervorgehen wird, die denn auch auf menschlich-sozialem Gebiete sofort jene tiefgreifenden Verbesserungen bewirken müßte, deren Realisierung das Christentum verheißen, aber nicht zustande gebracht hat. Das Mitleid ist namentlich in einer Beziehung ein über alle andern menschlichen Regungen sich erhebendes und absolut erhabenes Gefühl: Es geht über den Schöpfungsgedanken hinaus, der die Welt bekanntlich auf wechselseitige Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit angewiesen hat. Der Mitleidige errötet und erblaßt über die Unvollkommenheit des Weltgetriebes, und wenn er selbst auch zu ohnmächtig ist, um eine auf milde Duldung eingerichtete Welt an die Stelle eines Universums zu setzen, in welchem das wechselseitige Auffressen der vorherrschende „Staatsgedanke" ist, so enthält doch die Tatsache, daß es Wesen gibt, die eine bessere Welt als Ideal in ihren Gedanken tragen, etwas Tröstliches. Denn auch Gedanken sind eine Art von Realität, und noch ist ja nicht aller Tage Abend.

Wir halten also das Mitleid, wie man sieht, für eine Macht, die, obschon nicht erst von heute und gestern, dennoch in ihrer Ausdehnung und Wirksamkeit erst in unserem Jahrhundert ihre Schwingen völlig zu entfalten beginnt. Und dies gilt in ganz besonderer Weise vom Mitleid mit der Tierwelt. Daß, was letzteres betrifft, nur die gebildeten Nationen Europas und besonders die der germanischen Rasse

angehörenden Völker in Betracht fallen, ist ebenfalls ein Beweis für unsere Behauptung, wie der Mitleidsgedanke mit dem Kulturfortschritt und besonders auch mit der naturwissenschaftlich-philosophischen Erkenntnis der Gegenwart in Zusammenhang steht.

Wie aber nun, wenn wir bei einem Dichter, der vor drei Jahrhunderten schrieb, den starken Ausdruck dieses Mitgefühls für die Tierwelt finden, gewiß im Kontrast zu seinem eigenen rauhen Zeitalter? Da haben wir dann eben den großen Mann, der, wie Marquis Posa sagt, als ein Bürger der kommenden Jahrhunderte lebt, seinem eigenen Zeitalter weit vorauseilend.

Shakespeare ist dieser Unsterbliche. Wir wählen, um den Beweis hiefür zu führen, absichtlich ein eng begrenztes Gebiet, — den Jagdsport, und wir begnügen uns, die Belege für unsere Ansicht aus zweien seiner Dramen zu schöpfen.

Bekannt ist die Anekdote, Shakespeare habe in jungen Jahren Wildfrevel begangen. Diese Anekdote ist bestritten worden, dann wieder belegt mit Beweisen, dann wieder entkräftigt usw. Ihre Wahrheit oder Unwahrheit ist für unsere Zwecke nicht von Belang. Denn ein junger Mann mag immerhin gelegentlich die Büchse auf ein Wild abgedrückt haben, hingerissen von der Lust am freien Umherschweifen und von der Aufregung, die das Erbeuten eines schnell beweglichen Waldtieres gewährt, — für die Lebensanschauung des gereiften Dichters kommen solche Jugendstreiche nicht in Betracht. Höchstens könnten sie ein Beleg sein für die dem Dichter im Blut steckende Freude am Weidwerk, und in diesem Falle müßten sie die Aussprüche, in denen sich Shakespeare aus Mitleid gegen den Jagdsport vernehmen läßt, noch gewichtiger erscheinen lassen; der Dichter hätte, um zu denselben zu gelangen, sein eigenes Naturell bekämpfen müssen.

Da treffen wir den rechtmäßigen Landesfürsten, den Herzog, in Verbannung; er lebt mit den ihm treu Gebliebenen im Ardenner Walde und hat sich in sein Los mit gutem Humor zu finden gewußt. Die Worte, die er gleich im Anfang zu seinen Freunden spricht, enthalten ein kräftiges Lob des Lebens in der freien Natur, in Wald und Feld:

„Nun, meine Brüder und des Banns Genossen,
Macht nicht Gewohnheit süßer dieses Leben
Als das gemalten Pomps? – Sind diese Wälder
Nicht sorgenfreier als der falsche Hof?
Wir fühlen hier die Buße Adams nur:
Der Jahreszeiten Wechsel; so den eis'gen Zahn
Und böses Schelten von des Winters Sturm.
Doch, wenn er beißt und auf den Leib mir bläst,
Bis ich vor Kälte schaudre, sag ich lächelnd:
Dies ist nicht Schmeichelei; Ratgeber sind's,
Die fühlbar mir bezeigen, wer ich bin."

Bei diesem Leben im Walde sieht sich der Herzog auf die Jagd geradezu angewiesen zu seinem Lebensunterhalte. Darum spricht er zu seinem Begleiter:

„Kommt! soll'n wir gehn und uns ein Wildpret töten?"

Nichts wäre natürlicher; um so überraschender kommt uns die hieran geknüpfte Betrachtung, und in ihr atmet die mitleidige Seele des Dichters –:

„Doch reut mich's, daß wir den gefleckten Narren,
Die Bürger sind in dieser öden Stadt,
Auf eignem Grund mit hak'gen Spitzen blutig
Die runden Hüften reißen."

Wie fast jedes Wort hier zum Herzen geht! „Gefleckte Narren" heißen die Damhirsche des Waldes wohl nur ihres Felles wegen, obschon darin, daß sie „Narren" genannt werden, ihre im Vergleich zu menschlicher Klugheit geringe

Verstandeskraft, ihr armer tierisch-törichter Sinn angedeutet sein dürfte. Dann aber heißen sie „Bürger in dieser öden Stadt", wodurch ihr heiliges Naturrecht auf ihre armselige Existenz in der Wildnis bezeichnet wird und demgemäß als frevelhaft das Beginnen des Menschen, der „auf eignem Grund und Boden diesen Bürgern die runden Hüften blutig reißt mit hak'gen Spitzen."

Shakespeare läßt nun keineswegs diesen Gedanken auftauchen wie ein nicht weiter zu berücksichtigendes kurzes Thema, sondern er hält ihn fest, er gibt ihm für diese Szene die Kraft eines Leitmotivs. Man hat das Gefühl, der Dichter habe sich einmal über diese Sache aussprechen wollen, so daß kein Zweifel bestehen könne über seine Ansicht.

Deshalb greift der mit dem Herzog verkehrende Edelmann die eben gehörte Äußerung seines Herrn auf und sagt, dieser selbe Gedanke, wie man eigentlich an den Tieren frevle, beschäftige auch einen der Hofherrn, den „melanchol'schen Jacques"; (von jeher haben Shakespeare-Ausleger, was wir hier beiläufig erwähnen, in diesem Jacques die Lebensanschauungen des Dichters selbst finden wollen). Die Rede des Edelmanns lautet:

„... Ja, mein Fürst,
Den melanchol'schen Jacques kränkt dieses sehr.
Er schwört, daß Ihr auf diesem Weg mehr Unrecht
Als Euer Bruder übt, der Euch verbannte."

Und nun kommt die wahrhaft herzbrechende Schilderung von dem verendenden Tiere, das von Jacques belauscht wird, der seinerseits wieder von den Hofherren aus einem Versteck beobachtet wurde.

„Heut schlüpften ich und Amiens hinter ihn,
Als er sich hingestreckt an einer Eiche,
Wovon die alte Wurzel in den Bach
Hineinragt, der da braust den Wald entlang.

als ein unter uns Lebender kann angesehen werden, als der wahre Unsterbliche. Wir setzen hinzu, daß man, auch von andern Lebensgebieten ausgehend, bei Shakespeare anklopfend, immer diese selbe Erfahrung macht. Dieser Einzige ist nicht veraltet wie andere Klassiker früherer Jahrhunderte; denn noch lange hat die Welt die Fülle von reifen Gedanken und edlen Anschauungen nicht absorbiert, die in Shakespeares Werken niedergelegt ist. Die Zeit wird zwar auch einmal kommen; aber sie ist noch nicht da und wohl noch ferne, wo dieser große Genius uns nichts mehr zu sagen hat. Einstweilen gilt noch in Vollkraft jene Überschrift, die Goethe auf eine Abhandlung über den britischen Dichter setzte:

„Shakespeare und kein Ende!"

Todesgrauen als Volkserziehungsmittel auf literarischem Wege.

In neuerer Zeit mehren sich die literarischen Versuche, auf die Massen zu wirken, indem man ihnen Furcht einflößt, Furcht vor einem unter besonders grauenvollen Umständen große Menschenmengen bedrohenden Tode. Durch solche Furcht soll das politische Verhalten der Staatsbürger beeinflußt und je nach Umständen ein hoher humaner Zweck oder auch nur der Zweck einer bestimmten Partei erreicht werden.

Ein schöner humaner Zweck — Errichtung des ewigen Weltfriedens — liegt dem vor zwei Jahren erschienenen edelgearteten Buche der Baronin Suttner, dem Roman: „Die Waffen nieder!" zu Grunde, während E. Gregorovius in seiner ominös den Totenkopf auf dem schwarzen Umschlage weisenden Broschüre: „Der Himmel auf Erden"

bloß einen Parteizweck verfolgt, Stärkung eines konservativen Ideals in Deutschland in seiner starrsten Form zur Abwehr der Sozialdemokratie und des ihr – nach der Meinung des Verfassers – vorarbeitenden deutschen Freisinns. Gemeinsam aber ist diesen beiden, so verschiedene Ziele ins Auge fassenden Schriften das Mittel: die Erregung von Furcht und Grauen vor den Schrecken des Todes, um die Menschen zu bestimmen, – im einen Fall, es nicht mehr zum Kriege kommen zu lassen, – im anderen Fall, blindlings zu der Staatsgewalt zu stehen als der einzigen Schutzwehr gegen eine blutige Revolution.

Lassen wir fürs erste außer acht, daß Frau von Suttner in ihrem Tendenzroman redlich, E. Gregorovius in seiner sensationellen Broschüre unredlich zu Werke geht, welches letztere wir später nachweisen wollen. Halten wir uns zunächst an das beiden Schriften gemeinsame Mittel, an dieses Ausspielen des Massentodes als stärksten Trumpfes gegen Krieg und Revolution, indem wir fragen, ob diese Beweisführung vor Logik und Vernunft zu rechtfertigen ist.

In logischer Beziehung scheint ihr unseres Erachtens als Schwäche gewissermaßen ein Akt der Vergeßlichkeit anzuhaften oder ein mehr oder weniger bewußtes Übersehen und Übergehen der einfachen Tatsache, daß auch ohne Krieg und ohne Revolution alle die Menschen, die man als Opfer solcher tief greifender Ereignisse beklagt, doch sicherlich und ohne eine einzige Ausnahme dem Tode verfallen sind. Das von Berta von Suttner und von E. Gregorovius so stark in Anspruch genommene Todesargument würde eine fürchterliche Beweiskraft erlangen, wenn die Menschen nur durch Krieg, nur durch Revolution der angenehmen Gewohnheit des Daseins beraubt würden. Wenn wir uns umgekehrt aber vergegenwärtigen, daß niemand vom Tode übergangen wird, daß an jeden die Reihe kommt, daß sozusagen das Todesurteil durch die Geburt schon für alle

als ein unter uns Lebender kann angesehen werden, als der wahre Unsterbliche. Wir setzen hinzu, daß man, auch von andern Lebensgebieten ausgehend, bei Shakespeare anklopfend, immer diese selbe Erfahrung macht. Dieser Einzige ist nicht veraltet wie andere Klassiker früherer Jahrhunderte; denn noch lange hat die Welt die Fülle von reifen Gedanken und edlen Anschauungen nicht absorbiert, die in Shakespeares Werken niedergelegt ist. Die Zeit wird zwar auch einmal kommen; aber sie ist noch nicht da und wohl noch ferne, wo dieser große Genius uns nichts mehr zu sagen hat. Einstweilen gilt noch in Vollkraft jene Überschrift, die Goethe auf eine Abhandlung über den britischen Dichter setzte:

„Shakespeare und kein Ende!"

Todesgrauen als Volkserziehungsmittel auf literarischem Wege.

In neuerer Zeit mehren sich die literarischen Versuche, auf die Massen zu wirken, indem man ihnen Furcht einflößt, Furcht vor einem unter besonders grauenvollen Umständen große Menschenmengen bedrohenden Tode. Durch solche Furcht soll das politische Verhalten der Staatsbürger beeinflußt und je nach Umständen ein hoher humaner Zweck oder auch nur der Zweck einer bestimmten Partei erreicht werden.

Ein schöner humaner Zweck — Errichtung des ewigen Weltfriedens — liegt dem vor zwei Jahren erschienenen edelgearteten Buche der Baronin Suttner, dem Roman: „Die Waffen nieder!" zu Grunde, während E. Gregorovius in seiner ominös den Totenkopf auf dem schwarzen Umschlage weisenden Broschüre: „Der Himmel auf Erden"

bloß einen Parteizweck verfolgt, Stärkung eines konservativen Ideals in Deutschland in seiner starrsten Form zur Abwehr der Sozialdemokratie und des ihr — nach der Meinung des Verfassers — vorarbeitenden deutschen Freisinns. Gemeinsam aber ist diesen beiden, so verschiedene Ziele ins Auge fassenden Schriften das Mittel: die Erregung von Furcht und Grauen vor den Schrecken des Todes, um die Menschen zu bestimmen, — im einen Fall, es nicht mehr zum Kriege kommen zu lassen, — im anderen Fall, blindlings zu der Staatsgewalt zu stehen als der einzigen Schutzwehr gegen eine blutige Revolution.

Lassen wir fürs erste außer acht, daß Frau von Suttner in ihrem Tendenzroman redlich, E. Gregorovius in seiner sensationellen Broschüre unredlich zu Werke geht, welches letztere wir später nachweisen wollen. Halten wir uns zunächst an das beiden Schriften gemeinsame Mittel, an dieses Ausspielen des Massentodes als stärksten Trumpfes gegen Krieg und Revolution, indem wir fragen, ob diese Beweisführung vor Logik und Vernunft zu rechtfertigen ist.

In logischer Beziehung scheint ihr unseres Erachtens als Schwäche gewissermaßen ein Akt der Vergeßlichkeit anzuhaften oder ein mehr oder weniger bewußtes Übersehen und Übergehen der einfachen Tatsache, daß auch ohne Krieg und ohne Revolution alle die Menschen, die man als Opfer solcher tief greifender Ereignisse beklagt, doch sicherlich und ohne eine einzige Ausnahme dem Tode verfallen sind. Das von Berta von Suttner und von E. Gregorovius so stark in Anspruch genommene Todesargument würde eine fürchterliche Beweiskraft erlangen, wenn die Menschen nur durch Krieg, nur durch Revolution der angenehmen Gewohnheit des Daseins beraubt würden. Wenn wir uns umgekehrt aber vergegenwärtigen, daß niemand vom Tode übergangen wird, daß an jeden die Reihe kommt, daß sozusagen das Todesurteil durch die Geburt schon für alle

gesprochen war und keiner weiß, wann es an ihm vollzogen wird, wenn wir endlich auch noch in Erwägung ziehen, daß manchem langwieriges Siechtum einen viel qualvolleren Tod bereitet, als es der plötzliche gewaltsame Tod im Schlachtfeld oder auf einer Barrikade wäre, so werden wir ein solches Fürchtenmachen der Massen mit dem Tode auf sein rechtes Maß zurückführen, nämlich darauf, daß allerdings Kriege und Revolutionen sehr viele beschleunigte Lebensausgänge von Menschen herbeiführen, die ohne diese Ereignisse vielleicht noch fünfzig oder auch nur zehn oder fünf Jahre usw. länger würden gelebt haben.

Wir wollen hier kein zu großes Gewicht darauf legen, daß sehr viele solcher in Kriegen oder gewaltsamen Staatsumwälzungen umkommender Menschen keineswegs ideal glücklichen oder idyllisch behaglichen Lebensverhältnissen entrissen werden und auch darauf nicht, daß durch schicksalsvolles Eingreifen des Todes in manchen Familien oft schwere tragische Konflikte zu einer für einzelne Familienglieder erwünschten, heilsamen Lösung geführt werden. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß gerade der Phantasie des Lebenskundigen in dieser Richtung ein großer Spielraum sich eröffnet. Die Dichter und die Maler zeigen uns immer nur den rührenden Abschied des aus einem idealen Glück gerissenen jungen Kriegers von seiner Braut, oder des Landwehrmannes aus dem Kreise einer durch ihn beglückten Familie; der mit dem Blick und der unerbittlichen Wahrheitsliebe eines Ibsen ausgerüstete Beobachter alles dessen, was mit dem Anschein der Ehrbarkeit unter der Oberfläche häuslichen Lebens sich verbirgt, dürfte oft Anlaß haben, eine solche zu optimistische Auffassung wesentlich einzuschränken.

Doch wollen wir, wie gesagt, auf diesen Punkt nicht viel Gewicht legen, da immerhin der Tod, als das Äußerste, dem lebendigen Menschen widerstrebt und wir nicht die

Absicht haben, ihn gegen unser eigenes Gefühl als eine Kleinigkeit hinzustellen. In gewissem Sinne darf man ja sogar behaupten, daß der Tod jedes Individuums ein Weltuntergang ist – für das betreffende Individuum nämlich. „Der Tod, er raubt uns alles; wie ein Habicht raubt er uns", heißt es in den Cid-Romanzen.

Indessen muß doch hervorgehoben werden, daß nur für grobsinnlichere, durch und durch egoistische Naturen der eigene persönliche Tod wirklich „Weltuntergang" bedeutet. Schon Schopenhauer hat in seiner Schrift: „Zur metaphysischen Auslegung des ethischen Urphänomens" auf den Unterschied der Bedeutung des Todes für edlere und gemeinere Naturen hingewiesen. Er schreibt hierüber unter anderem: „Der, dem alle andern stets Nicht-Ich waren, ja der im Grunde allein seine eigene Person für wahrhaft real hielt, die andern hingegen eigentlich nur als Phantom ansah, denen er bloß eine relative Existenz, sofern sie Mittel zu seinen Zwecken sein oder denselben entgegenstehen konnten, zuerkannte, so daß ein unermeßlicher Unterschied, eine tiefe Kluft zwischen seiner Person und allen jenen Nicht-Ich blieb, der also ausschließlich in dieser eigenen Person existierte, dieser sieht im Tode zugleich mit seinem Selbst auch alle Realität und die ganze Welt untergehen. Hingegen der, welcher in allen andern, ja in allem, was Leben hat, sich selbst erblickte, dessen Dasein daher mit dem Dasein alles Lebenden zusammenfloß, der verliert durch den Tod nur einen kleinen Teil seines Daseins: er besteht fort in andern, in welchen er ja sein Wesen und sein Selbst stets erkannt und geliebt hat, und die Täuschung schwindet, welche sein Bewußtsein von dem der übrigen trennt. Hierauf mag, zwar nicht ganz, aber doch zum großen Teil, die Verschiedenheit beruhen, wie besonders gute und überwiegend böse Menschen die Todesstunde entgegennehmen." Und auf derselben Seite derselben Abhandlung Schopenhauers lesen

wir: „Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja, auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt; — wobei er den Tod betrachtet wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht."

Es wird dem Leser nun klar sein, in wie fern wir das starke Betonen der grauenhaften Umstände, welche den Tod auf dem Schlachtfelde begleiten, nicht als vollwichtiges Argument gegen den Krieg wollen gelten lassen. Gewiß fühlen wir uns sehr einverstanden mit den auf Verhinderung der Kriege gerichteten humanen Bestrebungen einer Baronin Suttner und der ganzen internationalen Friedensliga; nur gegen dieses „Gruselnmachen", das in dem längst berühmt gewordenen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzten Roman: „Die Waffen nieder!" eine so große Rolle spielt, sprechen wir uns hier aus, indem wir dafür halten, es wende sich zu sehr an die niedere, egoistische Natur im Menschen, an seine sinnliche Liebe zum Leben um jeden Preis. Der individuelle Selbsterhaltungstrieb, das an und für sich ja begreifliche, aber auch gewöhnliche instinktive Streben nach behaglichem ungestörten Genuß der materiellen Lebensgüter hält ohnehin die Menschen im allgemeinen sehr zurück von Taten, bei denen der einzelne sich für sein Volk oder für den Fortschritt der Menschheit überhaupt einsetzt. An diesen natürlichen Hang im Menschen, an diese seine Abneigung gegen Schmerzen und seine Furcht vor dem Tode sollte auch nicht aus noch so idealem Beweggrunde — wie die Idee eines ewigen Friedens gewiß einer ist! — appelliert werden und zwar gerade, weil es sehr leicht ist, den Durchschnittsphilister davon zu überzeugen, daß sein wertes Wohlbefinden für ihn viel wichtiger ist, als was immer sein Volk oder die Welt aufs tiefste erregen mag. Der

gemeine Hausverstand hat in seiner Weise sogar ganz recht; wenn ihm jeder in Ruhe und Behagen verlebte Tag wertvoller scheint als die ganze Weltgeschichte. Aber wohin Völker kommen, die aus dem gemeinen Hausverstand ihre höchsten ethischen Prinzipien ableiten, zeigt das chinesische. Die schildkrötenhafte Langsamkeit, mit der sich in diesem Volke die geschichtliche Entwicklung vollzieht, schützt die dem politischen Leben gegenüber fast teilnahmslos verharrenden Bürger keineswegs im ungestörten Besitz der Lebensgüter. Vielmehr hat die allgemeine Verweichlichung, als die notwendige Folge eines solchen passiven Verhaltens, die Bewohner im Reiche der Mitte in ganz besonderer Weise geeignet gemacht zum fast wehrlosen Erduldenmüssen aller Übergriffe stärkerer Völker, und außerdem wird keinem Volke so wie dem chinesischen von seiner eigenen Regierung das Fell über die Ohren gezogen, und dieselben Unglücklichen, die sich zu einer gewaltsamen Staatsumwälzung oft in hundert Jahren kaum einmal aufraffen können, sterben millionenweise dahin in schweren Hungersnöten, die alle paar Jahre mit furchtbarer Regelmäßigkeit ganze Provinzen heimsuchen. Es ist falsche Barmherzigkeit, Blut und Wunden, die der Mensch dem Menschen schlägt, als das Schlimmste auszumalen und als ein Übel, das um jeden Preis müsse vermieden werden. Gut wäre es freilich, die Geschlechter der Menschen könnten ohne den Kampf, der allen Naturwesen als Bedingung verbesserter Existenz gesetzt ist, ihre höhere Entwicklung gewinnen. Aber dies scheint schon durch die Doppelanlage des menschlichen Geschöpfes als eines neben seiner Geistigkeit zugleich körperlichen Wesens ausgeschlossen zu sein. Was Arme und Beine und Blut und Knochen hat, nimmt eben eventuell diese materiellen Mittel zu Hilfe, und so wird das Ringen auch der Volksgeister häufig zu einem Ringen der Volkskörper werden. Tue man immerhin alles, was recht ist, um den letzteren Fall

so oft als möglich zu vermeiden; nicht recht aber ist es, mit mehr oder weniger auf die Phantasie schreckhaft wirkenden poetischen Gebilden das Todesgrauen im Menschen zum Bundesgenossen in dieser mit edleren Waffen zu verfechtenden idealen Angelegenheit zu machen.

Indessen wollen wir nun auch mit der Anerkennung nicht zurückhalten, daß alles, was die Baronin Suttner in diesem Sinne vorgebracht hat, alsobald vollkommen berechtigt erscheint, wenn wir uns Kriege denken, die entweder nur dynastischen Interessen dienen oder sonst aus irgend einem Grunde nicht notwendig sind. Nicht nur das Leben jedes Menschen, auch das jedes armen Artilleriegauls ist zu gut, um in einem frivolen Kriege geopfert zu werden. Und es muß der Verfasserin von „Die Waffen nieder!" zugestanden werden, daß sie sich in ihrem Buche wie eine moderne, alle Wirren friedlich zu schlichten suchende Iphigenie auf einen sehr hohen humanen Standpunkt gestellt hat, von dem aus ihr, der weich fühlenden Frau, Kriege dieses Jahrhunderts, die wir Männer nach unserer politischen Einsicht für notwendige Volkskriege halten müssen, als nicht unvermeidliche Ereignisse erscheinen konnten. Überhaupt ist infolge ihrer hohen Idealität ihr ganzes Beweisverfahren, wenn auch kein logisch unanfechtbares, so doch wenigstens ein redliches.

Dieses Lob müssen wir hingegen, wie bereits angedeutet worden, der Totenkopfbroschüre von Emil Gregorovius versagen. Daß auch er mit der Vorführung von Massenabschlachtungen in der künftigen sozialistischen Revolution Todesgrauen erwecken will, halten wir von seinem Standpunkt aus für eine Unredlichkeit einfach, weil gerade er, wie sich das aus gewissen Stellen seiner Schrift ergibt, die von Monarchen geführten Kriege billigt. Wie es in seinem Büchlein „Der Himmel auf Erden" im Land herum die Kriegervereine und die Offiziere sind, welche heimlich während der neun Jahre des herrschenden sozialistischen Terrorismus

die monarchische Tradition aufrecht erhalten und dann im rechten Augenblicke den flüchtig gewordenen Herrscher wieder einsetzen und die alte „göttliche“ Ordnung der Dinge wieder herstellen, so sind dem Verfasser gewiß nicht nur die Schlachtfelder von Königgrätz, Gravelotte und Sedan mit ihrem überreichen Blutzoll etwas Weltordnungsgemäßes, sondern er wird auch keinen Augenblick anstehen, die entsetzlichen Menschenopfer des siebenjährigen Krieges, da sie zur Selbsterhaltung Preußens notwendig waren, als schöne Vaterlandshekatomben zu betrachten. Jenes angeblich historische Wort des großen Königs an seine wankenden Grenadiere: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?“ kann seiner ganzen Beschaffenheit nach dem so loyal gesinnten Verfasser der Totenkopfbroschüre nur gefallen als die ebenso martialische wie genialische Ausdrucksweise für den Gedanken, daß das Einzelleben nicht in Betracht komme, wenn eine große allgemeine Vaterlandssache auf dem Spiele steht. Daß nun aber derselbe Verfasser plötzlich von den Einzelleben so großes Aufheben macht, wo es sich nicht um einen Krieg, sondern um eine gewaltige Staatsumwälzung handelt, durch welche die Menschheit gewisse gesellschaftliche Ideale zu verwirklichen strebt, daß er da auf einmal die Leser scheu machen will durch denselben Blutgeruch, den er sich höchlichst verbitten würde, wenn von preußischen Königsschlachten die Rede wäre, das eben ist es, was wir als Unredlichkeit empfinden. Und hier darf man uns nicht entgegnen: „Ja, der Verfasser glaubt eben nicht, daß eine solche sozialistische Revolution die Menschen zu glücklicheren gesellschaftlichen Verhältnissen führen kann und macht darum ein so großes Aufheben von den Menschen, die durch Hinrichtung usw. ihr Leben dabei verlieren.“ Man darf uns das nicht entgegnen, weil wir die Revolution in der Beziehung auf ihr mögliches Resultat dem Kriege gleich gestellt wissen wollen. Auch bei einem Kriege, wenn er angehoben wird,

weiß man nicht, ob der Erfolg ihn rechtfertigen, ob sein Ausgang für die gute Sache ein glücklicher oder ein unglücklicher sein wird. Wir selbst machen durchaus nicht Propaganda für irgend eine der sozialistischen Utopien unserer Zeit, ganz besonders nicht für Bebels Zukunftsstaat. Aber das hat uns mit allen ihren Greuelszenen die erste französische Revolution doch gelehrt, daß einem Volke, wenn es ein derartiges furchtbares Ringen und Wüten im eigenen Fleische beginnt, ein idealerer besserer Zustand der Gesellschaft als der gegenwärtige vorschwebt und daß es einen solchen einigermaßen auch erreicht. Die Schrecknisse eines derartigen Überganges so kraß als möglich auszumalen, während man die Schrecknisse von Kriegen, bei denen meist viel weniger ideale Ziele ins Auge gefaßt werden, sich ohne Widerspruch gefallen läßt, ist keine ehrliche literarische Kampfweise; auch Taines tendenziöse Ausmalung der Greuelszenen der ersten französischen Revolution fällt daher unter die Schriften, die wir hier verurteilen.

Wir setzen voraus, daß unsere Leser die Broschüre „Der Himmel auf Erden", die ja sehr eifrig vertrieben wurde, wohl selbst in Händen gehabt haben und folglich wissen, daß dieselbe auch aus andern Gründen ein sehr verwerfliches Volkserziehungsmittel vorstellt. Denn sie vergiftet die Phantasie der Massen durch überaus abscheuliche widerwärtige Schilderungen blutiger Gewaltakte und steht in dieser Beziehung literarisch auf dem Niveau der schlimmsten Kolportageromane. Wir erinnern nur, daß außer dem der Hinrichtung vorausgehenden Foltern auch eigentliche Menschenjagden, wie sie in den Hungerzeiten des dreißigjährigen Krieges vorkamen, mit aufdringlicher Anschaulichkeit geschildert werden, ebenso das heimliche Abwürgen von körperlich nicht besonders gut entwickelten Kindern in den Erziehungsanstalten des sozialistischen Zukunftsstaates. Es ist also hier wirklich alles darauf angelegt, durch Todesgrauen den feigen Philister in einen Zustand zu versetzen,

in dem er sich den konservativen Gewalten im Staate blindlings in die Arme wirft, ungefähr mit dem Gefühl: Was frage ich fortan nach staatsbürgerlichen Freiheiten, wenn ich nur weiß, daß ein starker Herr und ein starkes Heer mich vor dem Blutsumpf der Anarchie beschützen! Die Berechnung ist eine ganz richtige. Schon Goethe antwortet auf die von ihm selbst aufgeworfene Frage: „Was ist ein Philister? – Ein hohler Darm, mit Furcht und Hoffnung angefüllt, daß Gott erbarm!"

Aber die Spekulation auf die natürliche Feigheit im Menschen sollte in keinem Zeitpunkte stärker bekämpft werden als im jetzigen. Ist doch so ziemlich allgemein die Meinung verbreitet, daß wir wohl noch vor dem nahen Ende des Jahrhunderts harte, vielleicht aber auch große Zeiten erleben werden. Sollen nun diese ein kleines Geschlecht finden? Seien es äußere Kriege, seien es – da und dort in Europa – innere Staatsumwälzungen, – in beiden Fällen können sie gut überstanden werden nur von einem Volke, das sich vor Verweichlichung zu schützen weiß. Daß diese Verweichlichung manchen Ortes schon weit vorgeschritten ist, zeigte in den letzten Wochen die tiefe Konsternation, ja eigentliche Betäubung, welche sich der Pariser bemächtigte infolge der allerdings ebenso unheimlichen als verbrecherischen anarchistischen Bombenattentate. Es ist gewiß keine kleine Sache, daß es in der Hand eines einzigen tollkühnen und ruchlosen Mannes liegt, mitten in einer Weltstadt an den verschiedensten Orten durch Zerstörung ganzer Häuser Schrecken zu verbreiten. Aber die Folie dieses Schreckens in seiner nun so weit greifenden Ausdehnung ist nicht zum wenigsten die im behaglichen, selbst luxuriösen Bourgeoisleben erschlaffte Gemütsbeschaffenheit speziell der Pariser. An ihre Stelle müßte eine tapfere Gesinnung treten, die etwa in dem Wunsche Ausdruck fände, daß man lieber auf Gefahr des eigenen Lebens einer großen

Zeit angehören, als bloß in unbewegten Tagen ein behagliches Genußleben führen wolle. Mit solcher Gesinnung wird man allem, was kommen mag, gefaßt und ruhig ins Auge schauen und Broschüren wie „Der Himmel auf Erden" heiter das alte Wort entgegenhalten: Bange machen gilt nicht!

Poeten-Monumente.

Da steht er nun, der geehrte Herr Robert Hamerling sel., auf hohem Sockel in einem Park bei Waidhofen a. d. Thaya. Wer wissen will, wie der Dichter des „Königs von Sion" im Erzstandbild sich ausnimmt, kann in der neuesten Nummer der Leipziger „Illustrierten Zeitung" diese Neugier stillen. In gutem Holzschnitt ist das recht lächerliche Denkmal dort abgebildet.

Lächerlich nennen wir es, weil der verdrießliche Herr mit langen Haaren und Schnurrbart, in Rock und Überrock, ein Schreibbuch in der linken, den Bleistift in der rechten Hand, sich auf dem Postament entschieden nicht wohl zu fühlen scheint, wobei wir ganz außer acht lassen, ob er überhaupt an seiner Berechtigung zu einem ehernen Standbilde zweifelt; nein! er fühlt sich nicht wohl, weil er auch im Leben niemals auf einen solchen Steinstock sich würde gestellt haben, um zu dichten, er, der die größte Zeit seines arbeitsamen Denkerdaseins als ein sehr kränklicher Mann auf dem Kanapee oder im Bett zubrachte. Ihm für die Ewigkeit nicht einmal einen Stuhl oder noch besser eine Chaiselongue anzubieten, die man immerhin ein wenig hätte antik stilisieren können, war eine Barbarei.

Lächerlich ist auch, daß hinter ihm eine Art Klappbüchertisch steht, auf dem drei oder vier dicke Folianten liegen, die bis in die Höhe der rechten Hand reichen. Mögen diese Bücher immerhin sinnig andeuten, Hamerling sei

nicht allzu original gewesen, seine Schreibehand habe in den Werken früherer Zeit starke Unterstützung gefunden, so paßt doch derartiger intimer Hausrat der Studierstube jedenfalls nicht in den Waldpark hinaus und auf das Postament hinauf. Kurz, wir können dem Schöpfer des Denkmals, Prof. Hans Brandstetter, für dieses Werk kein Kompliment machen.

Aber wir haben es eigentlich nicht auf eine Kritik dieses einzelnen unglücklichen Poetenmonumentes abgesehen. Wir sehen in demselben vielmehr nur einen neuen Beleg zu unserer auch schon in diesem Blatte* geäußerten Ansicht, daß man bei Dichtermonumenten ganz anders als bisher vorgehen, nämlich eine schöne Hauptgestalt aus den Werken des Dichters, vielleicht auch eine ganze Gruppe, zum Gegenstand des Monumentes machen und, da man allerdings auch die Gesichtszüge eines bedeutenden Menschen auf die Nachwelt bringen will, diese etwa in einem Reliefbild auf einer der Flächen des Sockels verewigen sollte.

Für ein solches Verfahren sprechen sehr viele Gründe.

Erstlich ist das Schaffen des echten Poeten meist ein still verborgenes, so recht im Gegensatz zu Kriegern, Staatsmännern und auch zu Schauspielern. Die Körperlichkeit des Dichters tritt sehr zurück, ist mehr oder weniger gleichgültig. Sie ist es nicht beim Fürsten und Feldherrn, der oft von Tausenden gesehen und bejubelt wurde, der vielleicht auch seine leibliche Persönlichkeit oft in Schlachten und bei andern Wagnissen eingesetzt hat. Es wird uns nicht in den Sinn kommen, daß auf einem Monumentsockel mit dem Namen Andreas Hofer irgend eine Allegorie stehen sollte; nein! da wollen wir den braven Tirolerschützen, der zuletzt auch auf der Bastei von Mantua gestanden und die Kugeln in seiner Heldenbrust empfangen hat. Und so gönnen wir allen Heerführern, einem Tegetthoff wie einem Moltke

* Dem „Bund."

und ebenso den großen Ministern, die so manche heiße Redeschlacht gekämpft haben, mögen sie nun Bismarck, Cavour oder Gambetta heißen, die plastische Darstellung ihrer persönlichen Erscheinung auf ihren Monumenten, ja, wir verlangen sie geradezu.

Aber nun die Dichter. Ja, wenn es in der Natur so eingerichtet wäre, daß der schönste Geist auch im schönsten und ansehnlichsten Leib wohnte, so möchte man sich's am Ende noch gefallen lassen, daß wir die Literatur in Stein ausgehauen oder in Erz gegossen empfangen. Aber leider zeigt sich, obschon es unzweifelhaft schöne Herren auch unter den Dichtern allezeit gegeben hat, daß gerade die schönsten nicht immer die bedeutendsten waren. In der neueren deutschen Literatur würde zum Beispiel der prächtige Achim von Arnim, ein Ideal von Mannesschönheit, gemäß seiner Erscheinung am ehesten auf den Meißel des Bildhauers Anspruch haben; daß er durch den Wert seiner Werke diesen Anspruch nicht erheben kann, ist hingegen gewiß. Am häufigsten ist der Fall, daß gerade die besten Poeten nicht das geeigneteste Objekt für den Bildhauer sind. Wer wünscht sich eine plastische Vollfigur Gottfried Kellers, obwohl sein Kopf recht schön konnte wiedergegeben werden?

Man tut, finden wir, Dichtern geradezu unrecht, wenn man sie solchermaßen in ihrer bescheidenen Erscheinung aus der stillen Denkerstube hinaus auf den Markt zerrt und sie in einer nur in den seltensten Fällen für sie günstigen Weise öffentlich ausstellt. Man macht sich ihnen und dem Publikum gegenüber eines betrügerischen Qui pro quo schuldig, wir möchten das Wort prostatuieren dafür erfinden. Man setzt die Statue etwas Nebensächlichem, das vom gedankenlosen Publikum für die Hauptsache genommen wird.

Das versteht sich, daß wir diejenigen Fälle ausnehmen, wo es sich um Dichter handelt, die wie Theodor Körner, Petöfi u. a. ebenfalls ihre leibliche Persönlichkeit eingesetzt

haben und bei denen der Bildhauer aus ihrem Lebensgang heraus plastisch etwas gestalten kann, das zur Phantasie spricht. Aber die andern, Männer, die als stille Gelehrte wie Rückert, als Landpfarrer wie Mörike, kurz, überhaupt in ruhigen bürgerlichen Verhältnissen ihr Dasein hingebracht haben und für deren Dichterwert es doch wahrhaftig gleichgültig ist, ob die eine Schulter etwas höher war als die andere, die Waden dicker oder dünner – wirklich, es ist ein Unsinn, ihnen Porträtstatuen zu setzen!

Noch eine Erwägung spricht ebenfalls dagegen; nicht immer steht ein Dichter als Mensch so hoch, wie er als Talent, als Meister steht. Es kann sogar vorkommen, daß seine Persönlichkeit selbst in den Kreisen aufrichtigster Bewunderer seiner Gaben Abneigung erregt. Taucht nun der Gedanke auf, einen solchen Dichter durch ein Monument zu ehren, so werden diejenigen, welche gegen seine Persönlichkeit Abneigung empfinden, sich sehr entschieden dagegen wehren, daß ihnen ein Mann, den sie nicht ausstehen können, in Leibhaftigkeit vor die Augen gepflanzt werde. Das berühmteste Beispiel eines solchen Falles aus neuerer Zeit ist die Denkmalaffäre Heine. Lassen wir einmal allen Antisemitismus, der dabei bedauerlicherweise mitwirkte, aus dem Spiel, so wird sich doch gewiß für uns alle die Sache so stellen, daß wir dem enormen Talent Heines bewundernd, seinem Charakter aber im ganzen ablehnend gegenüberstehen, woraus sich ganz von selbst ergibt, daß wir keine sonderliche Sehnsucht verspüren, Heine in Lebensgröße als Menschen vor uns zu sehen, während zum Beispiel eine schöne Loreley, zu seinem Andenken errichtet, uns eine passende Ehrung des Liederdichters scheinen würde. Vermutlich hätte der Heine-Denkmalstreit in Düsseldorf und anderwärts gar nicht entstehen können, wenn man von vornherein auf eine solche für seine Poesie symbolische Gestalt abgestellt und nicht ein Porträtmonument ins Auge gefaßt

hätte. Daß für letzteres die Düsseldorfer Stadträte sich bedankten, können wir ihnen nicht so übel nehmen. Und wir möchten nur wünschen, daß in Mainz, wo nun Heine ein Denkmal erhalten soll, im Sinne dieser Anregung gehandelt würde.

Man soll doch auch einmal eine Umfrage bei allen Dichtern eröffnen darüber, ob sie sich nicht in viel höherem Maße geehrt fühlen würden durch ein Denkmal, das ihrer besten Dichtung gesetzt würde, als durch eine Porträtstatue. Es müßte einer schon ein ganz besonders eitler Herr sein, wenn er durchaus lieber plastisch in seiner körperlichen Erscheinung auf die Nachwelt kommen möchte, als in einer schönen Gestalt seiner schaffenden Phantasie. Und dabei ergäbe sich, daß bei Dichtern von besonderem Reichtum von Gestalten in verschiedenen Städten auch verschiedene Monumente möglich wären, statt daß immer derselbe Herr mit zwei Beinen langweilig dasteht.

Was nun den Dichtern recht sein würde, wie müßte es erst den Bildhauern gefallen! Welche ganz anders künstlerische Aufgaben würden da für die Schaffensfreude des Skulptors entstehen: Nicht mehr stände er unter dem seine Phantasie hemmenden Zwang, einen vielleicht recht unansehnlichen, körperlich disproportionierten Herrn in moderner Kleidung künstlich zu einer Monumentalfigur hinaufidealisieren zu müssen, sondern nun könnte er, tief eintauchend in die Poesie des zu feiernden Dichters, aus dessen besten Werken die schönsten Motive aussuchen und dieselben in die plastische Kunst übertragen. Ein neuer Aufschwung der Bildhauerkunst würde sich durch das Zuströmen poetischer Stoffe auf diese Weise ergeben, und die Städte würden überall einen wirklich erfreulichen Bilderschmuck erhalten. So wäre es, um auf Hamerling zurückzukommen, doch gewiß für den Bildhauer eine ganz anders dankbare Aufgabe gewesen, etwa den Ahasverus, den ewigen Wanderer, den der Tod

nicht berührt, plastisch darzustellen, als die Figur Hamerlings selbst so unnatürlich auf jenes Postament zu pflanzen. Folglich wäre ein solches Verfahren nach allen Seiten ein Gewinn; es könnte den Dichtern recht sein; es würde das Gezänk über die Berechtigung eines Dichters zu einem Denkmal verringern oder beseitigen; es würde die berechtigten Porträtstatuen in wünschenswerter Weise auszeichnen; es würde die Bildhauer in anregenderer und freierer Art beschäftigen und würde endlich unsern Städten einen viel mannigfaltigeren, künstlerisch erfreulichen Bilderschmuck gewinnen. Entgegen steht ihm nur das gedankenlose Herkommen, freilich eine Macht, die auch in Dingen der Kunst schwerer zu überwinden ist, als man es sich vorstellt.

Briefe Unberufener an aktuelle Berühmtheiten.

In allen Zeitungen wird der liebenswürdigen Antwort gedacht, welche der japanische Oberbefehlshaber Kuroki einer Dortmunder Stammtischgesellschaft in Erwiderung ihrer an ihn gerichteten Postkarte zukommen ließ. Nirgends aber finden wir ein Wort der Mißbilligung über die Zudringlichkeit, die darin liegt, daß irgend eine Biertischgesellschaft auch nur auf Minuten die Aufmerksamkeit eines Mannes in Anspruch zu nehmen wagt, von dessen gesammelter Kraft Wohl und Wehe von Hunderttausenden und Entscheidungen abhängen, die vielleicht zu den wichtigsten geschichtlichen Ereignissen des Jahrhunderts gehören. Die gedankenlose und leider nur zu erfolgreiche Unbescheidenheit jener Stammtischgesellschaft ist übrigens keineswegs ein vereinzelter Vorgang; wir erinnern beispielsweise, daß während des

japanisch-chinesischen Krieges ein Berner Schulknabe an den Feldmarschall Yamagata eine Zuschrift richtete, die von dem großen Manne ebenfalls artig beantwortet wurde, worauf auch diese Geschichte durch die europäische Presse lief, so daß der betreffende Schüler sich am Ende noch einbilden konnte, einen besonderen Geniestreich verübt zu haben, während doch ebenfalls ein bemerkenswerter Mangel an Bescheidenheit in Verbindung mit großer Keckheit diesem Vorgehen zu Grunde lag. Im allgemeinen darf man wohl behaupten, daß ein solches sich Herandrängen an große Berühmtheiten des Tages auf eine krankhafte Veranlagung schließen läßt, auf Anlage zu Größenwahn. Diese Behauptung ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern stützt sich auf die Tatsache, daß in den Irrenhäusern immer wieder Patienten vorkommen, welche fortwährend Briefe an gekrönte Häupter, an den Papst, den deutschen Kaiser usw. abfassen oder sich wenigstens einbilden, es getan zu haben und wohl auch von den Antwortschreiben sprechen, die sie von den Majestäten erhalten haben. Abgesehen von Größenwahn steckt aber oft auch ein lakaienhafter Zug darin, daß man sich an Berühmtheiten heranmacht. Und leider sind weder die republikanischen Amerikaner der Vereinigten Staaten noch die republikanischen Schweizer hievon so frei, wie man es wünschen möchte. Bei den Amerikanern leistet ihre nervöse Begier nach allem Sensationellen diesem Jagdeifer nach Berühmtheiten Vorschub; bei uns mag, je nach den Individuen, ihrem Stand und ihrem Bildungsgrad noch anderes mitspielen. In den siebziger Jahren, bald nach dem Kriege, mußte Kaiser Wilhelm I. einen Berner Patrizier durch seinen Adjutanten ersuchen lassen, sich ihm auf der Badepromenade doch nicht immer mit so auffallenden Dienern in den Weg zu stellen. Was ferner der Autographenleidenschaft zuliebe an brieflichen Zudringlichkeiten geleistet wird, davon macht man sich schwer eine Vorstellung; auf

diesem Gebiet gebührt den Engländern und namentlich den Engländerinnen der Rekord.

Den Einwand, daß solche Zuschriften, weil sie Huldigungen sind, den berühmten Personen doch auch Freude machen, was schon aus der Tatsache der Beantwortung hervorgehe, lassen wir insofern nicht gelten, als die möglicherweise günstige Aufnahme einer unbescheidenen Handlung diese selbst nicht adelt. Und übrigens stelle man sich nur vor, daß solche Beispiele aufdringlicher Briefe fleißige Nachahmung finden, und man wird einen Begriff bekommen, wie lästig sie einem Manne fallen müssen, der, wie ein Kuroki, mitten im Feuer der größten Aktion steht. Ist doch schon gewöhnlichen Personen, die infolge ihres Amtes oder Geschäftes täglich einen starken Briefeingang haben, das Vorfinden, Aufbrechen und Durchgehen unnötiger Zuschriften oft lästig genug. Zugegeben, daß nicht immer der krankhafte Zug, sein kleines Selbst geltend zu machen, sondern auch ehrlicher knabenhafter Enthusiasmus, eine nervös zappelige Bewunderungssucht und harmlose, wenn auch etwas dummdreiste Gutmütigkeit einem solchen Briefe an eine aktuelle Weltberühmtheit zugrunde liegen mögen, — aber große Männer, die wie ein Bismarck oder, wie jetzt diese japanischen Oberfeldherren, eine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen haben, stehen zu hoch, um für die kindische Bewunderung von Hans Jedermann den Zielpunkt abzugeben. Und vor allem der Jugend ist in ihrem eigenen Interesse in dieser Beziehung Bescheidenheit und männliche Zurückhaltung einzupflanzen.

Die Gegenwartform im Roman.

Seit einigen Jahren hat sich bei deutschen Romanschriftstellern der Brauch eingenistet, die Begebenheiten, welche der Roman erzählt, in die Gegenwart des Zeitwortes zu setzen. Die Vergangenheitform wird das ganze Buch hindurch konsequent und so scheu gemieden, als ob sie Gift wäre. Aus Sätzen, wie man sie sonst nur bei Dramen in den Zwischenbemerkungen antraf, welche den Dialog begleiten: – „Robert wendet sich zum Gehen“ – „Alwine ergreift Roberts Hand“ u. dgl. – bestehen jetzt tatsächlich ganze Romane, soweit es sich um die grammatikalische Form der Erzählung handelt. Wer als literarischer Referent für Zeitungen seine Aufmerksamkeit der modernen Belletristik schenken muß, wird mit Leichtigkeit eine Menge Beispiele solcher in der Präsensform abgefaßter Romane nennen können; ich begnüge mich, hier aus der Reihe neuester Erscheinungen „Sehnsucht“ von Ernst vom Hofe (Verlag Cotta) und „Hütten im Hochland“ von Max Geißler (Verlag Staackmann) anzuführen, weil diese beiden zufällig auf meinem Büchertisch liegen und weil in ihnen die Vermeidung der Imperfektform eine – ich möchte sagen: krampfhafte – jedenfalls eine grundsätzliche ist.

Was bezwecken nun die Verfasser mit dieser prinzipiellen Verleugnung der natürlichen Erzählform? Haben sie vielleicht eine Abneigung gegen den unschuldigen Namen „Imperfekt“, weil er im eigentlichen Wortsinne „unvollkommen“ bedeutet? Oder hoffen sie, wenn sie im Gebrauch des Verbums die Vergangenheitform meiden, möglicherweise auch in ihrem Stil und sogar im Inhalt ihrer Bücher die ausgefahrenen Geleise vergangener Literaturepochen sicherer zu vermeiden? Ein Wunschzustand letzterer Art scheint tatsächlich im Spiel zu sein. Jedenfalls glaubt man aber dem Roman wenigstens äußerlich den Stempel der Modernität aufgedrückt zu haben, daß man bei seiner Abfassung vom Zeitwort – zum Unter-

schied von den Romandichtern früherer Generationen — einen widernatürlichen Gebrauch macht.

Ich sage: einen widernatürlichen Gebrauch. Hat doch das Zeitwort seinen Namen davon, daß es durch die Form, in der es steht, die Handlung, zu welcher es in Beziehung gesetzt wird, entweder als eine gegenwärtige oder als eine vergangene anzeigt. Nun gehört aber jede Romanhandlung der Vergangenheit an, da sie sonst überhaupt nicht erzählt werden könnte. Wenn gleichwohl der Verfasser sie in der Präsensform vorträgt, so läuft dieses sein Verfahren wider den von den Epikern aller Zeiten und Völker bisher geübten natürlichen Gebrauch der uns von der sprachlichen Logik zur Verfügung gestellten Flexionsformen des Verbums. Um so mehr begreift man, daß diese grammatikalische Perversität, diese erkünstelte Neuerung bei den Verfassern, die sich ihrer bedienen, die Illusion weckt und fördert, sich als moderne Geister zu bewähren, die mit den Überlieferungen der Vergangenheit gebrochen haben.

Aber erreichen sie durch ihr durchgeführtes Präsens nicht vielleicht auch einen keineswegs bloß illusorischen Vorteil, nämlich den einer größeren Lebendigkeit, indem sie die Handlung als eine wie im Drama im Augenblick vor unsern Blicken sich zutragende uns recht unmittelbar zu Gemüt führen?

Dies nun bestreite ich. Gewiß wird eine solche Absicht zwar erreicht, wenn in einem Roman, der im übrigen in der gewohnten erzählenden Imperfektform verläuft, für einen Höhepunkt der Handlung ausnahmsweise die dramatische Gegenwartform zur Anwendung gelangt. Der Tempowechsel kann da eine gewisse atemlose Spannung erzeugen, deren Wirkung geübte Techniker des Romans wohl zu würdigen wissen und die um so wirksamer ist, je natürlicher und unbewußter der Zeitformwechsel sich beim Dichter von selbst eingestellt hat. Aber eben auf dem plötzlich einsetzenden Wechsel der Zeitform beruht die stilistische Steigerung. Wo

hingegen die Präsensform schon den ganzen Roman hindurch von allem Anfang an im Gebrauch war und bis zum Ende im Gebrauch bleibt, fällt selbstverständlich die Möglichkeit weg, sich ihrer irgendwo zum Zweck dramatischer Spannung zu bedienen; der Leser ist an ihr Einerlei bereits gewöhnt, und der Verfasser hat sich somit selbst eines stilistischen Mittels beraubt, neue starke Eindrücke zu erzielen.

Ist somit ein wirklicher Vorteil dieser pseudodramatischen Erzählform nicht einzusehen, so ergibt sich dafür ein Nachteil, den die meisten Leser empfinden dürften, wenn er vielleicht auch nicht jedem von ihnen bisher deutlich zum Bewußtsein gekommen ist. Ich meine die Einbuße an Behaglichkeit, die wir als Leser erleiden, wenn uns Begebenheiten, die doch vergangene sind, mit solcher Aufdringlichkeit als gegenwärtige gewissermaßen auf den Leib rücken. Das „Es war einmal“, das schon für die Märchen unserer Kindertage ein so wohltuender, ja ein entzückend beruhigender Anfang war, der unsern persönlich gegenwärtigen Zustand durch die Erzählung unangetastet ließ, gewährt uns auch im Epos und im Roman die Zusicherung freieren Genießens der an uns vorüberziehenden Begebenheiten und Schicksale, ohne daß der Anteil, den wir an den Personen nehmen, durch die Vergangenheitform irgendwie abgeschwächt würde. Wer möchte sich die Homerischen Dichtungen, wer das Nibelungenlied in der Präsensform erzählt denken! Und wenn es nun selbst solchen herrlichen Gestalten gegenüber eine Vermehrung unseres genießenden Behagens ist, daß von ihren Taten, Leiden und Freuden nur in der unsere Ruhe respektierenden Vergangenheitform die Rede ist, wie viel mehr wird es uns Bedürfnis sein, den nicht immer sonderlich schönen oder anziehenden Gestalten des modernen Romans gegenüber unsere souveräne Freiheit gewahrt zu sehen! Ich wenigstens, für meine Person, muß gestehen, daß es mich die größte Überwindung kostet, einen Roman zu lesen, in dem nicht

schon die Zeitform mir die Versicherung einer gewissen Distanz gewährt, in welcher ich diese Menschen und ihre Erlebnisse zu schauen bekomme. Spricht man nicht allgemein vom „Fluß der Begebenheiten?“ Wohlan! so lasse man die Begebenheiten auch wirklich wie Wellen vorüberfließen, lasse sie nicht träge stagnieren, welcher letztere Eindruck durch die Präsensform fast immer hervorgerufen wird.

Und was lehrt uns in Betreff des Erfolges die Romanliteratur aller Zeiten und Völker? Daß diejenigen Romane, in denen die echte erzählende Form am einfachsten, am scheinbar sorglosesten geübt wurde, in denen die Verfasser sich am wenigsten durch irgend welche Künstelei prätentiös bemerkbar machten, den größten und dauerndsten Erfolg hatten. Wenn ich hier Walter Scott, Dickens, Dumas, Hauff, Gustav Freytag, Scheffel nenne, so will ich gewiß nicht unanfechtbare Muster aufstellen, noch zu verstehen geben, der Roman der Neuzeit sei nicht berechtigt, sich anders zu entwickeln, als es in den Werken dieser teilweise nun veralteten Schriftsteller geschah; ich nenne sie nur als gute Beispiele für den echt epischen Stil, bei dem es dem Leser wohl wird. Die gesunde Natürlichkeit dieser Dichter würde es nie zugelassen haben, die Geschehnisse ihrer Romane in die Gegenwartform zu kleiden, was übrigens auch Meistern, die uns näher stehen – den beiden großen Schweizer Dichtern Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller – nie eingefallen wäre. Und so scheint mir die Präsensform im Roman wohl eine Mode unserer Zeit, aber keine verständige; sie wirkt ermüdend, abschreckend, unbehaglich auf den Leser, ist in ihrer Aufdringlichkeit unfein, dazu logisch unbegründet, läßt keine Steigerungen durch Tempowechsel zu, kurz, sie ist eine technische Schrulle, von der die Verfasser hoffentlich bald zurückkommen werden, besonders wenn sie erleben müssen, daß an und für sich tüchtige Romane dieser stagnierenden Form wegen keinen großen und nachhaltigen Erfolg zu erringen vermögen.

hingegen die Präsensform schon den ganzen Roman hindurch von allem Anfang an im Gebrauch war und bis zum Ende im Gebrauch bleibt, fällt selbstverständlich die Möglichkeit weg, sich ihrer irgendwo zum Zweck dramatischer Spannung zu bedienen; der Leser ist an ihr Einerlei bereits gewöhnt, und der Verfasser hat sich somit selbst eines stilistischen Mittels beraubt, neue starke Eindrücke zu erzielen.

Ist somit ein wirklicher Vorteil dieser pseudodramatischen Erzählform nicht einzusehen, so ergibt sich dafür ein Nachteil, den die meisten Leser empfinden dürften, wenn er vielleicht auch nicht jedem von ihnen bisher deutlich zum Bewußtsein gekommen ist. Ich meine die Einbuße an Behaglichkeit, die wir als Leser erleiden, wenn uns Begebenheiten, die doch vergangene sind, mit solcher Aufdringlichkeit als gegenwärtige gewissermaßen auf den Leib rücken. Das „Es war einmal", das schon für die Märchen unserer Kindertage ein so wohltuender, ja ein entzückend beruhigender Anfang war, der unsern persönlich gegenwärtigen Zustand durch die Erzählung unangetastet ließ, gewährt uns auch im Epos und im Roman die Zusicherung freieren Genießens der an uns vorüberziehenden Begebenheiten und Schicksale, ohne daß der Anteil, den wir an den Personen nehmen, durch die Vergangenheitform irgendwie abgeschwächt würde. Wer möchte sich die Homerischen Dichtungen, wer das Nibelungenlied in der Präsensform erzählt denken! Und wenn es nun selbst solchen herrlichen Gestalten gegenüber eine Vermehrung unseres genießenden Behagens ist, daß von ihren Taten, Leiden und Freuden nur in der unsere Ruhe respektierenden Vergangenheitform die Rede ist, wie viel mehr wird es uns Bedürfnis sein, den nicht immer sonderlich schönen oder anziehenden Gestalten des modernen Romans gegenüber unsere souveräne Freiheit gewahrt zu sehen! Ich wenigstens, für meine Person, muß gestehen, daß es mich die größte Überwindung kostet, einen Roman zu lesen, in dem nicht

schon die Zeitform mir die Versicherung einer gewissen Distanz gewährt, in welcher ich diese Menschen und ihre Erlebnisse zu schauen bekomme. Spricht man nicht allgemein vom „Fluß der Begebenheiten?“ Wohlan! so lasse man die Begebenheiten auch wirklich wie Wellen vorüberfließen, lasse sie nicht träge stagnieren, welcher letztere Eindruck durch die Präsensform fast immer hervorgerufen wird.

Und was lehrt uns in Betreff des Erfolges die Romanliteratur aller Zeiten und Völker? Daß diejenigen Romane, in denen die echte erzählende Form am einfachsten, am scheinbar sorglosesten geübt wurde, in denen die Verfasser sich am wenigsten durch irgend welche Künstelei prätentiös bemerkbar machten, den größten und dauerndsten Erfolg hatten. Wenn ich hier Walter Scott, Dickens, Dumas, Hauff, Gustav Freytag, Scheffel nenne, so will ich gewiß nicht unanfechtbare Muster aufstellen, noch zu verstehen geben, der Roman der Neuzeit sei nicht berechtigt, sich anders zu entwickeln, als es in den Werken dieser teilweise nun veralteten Schriftsteller geschah; ich nenne sie nur als gute Beispiele für den echt epischen Stil, bei dem es dem Leser wohl wird. Die gesunde Natürlichkeit dieser Dichter würde es nie zugelassen haben, die Geschehnisse ihrer Romane in die Gegenwartform zu kleiden, was übrigens auch Meistern, die uns näher stehen – den beiden großen Schweizer Dichtern Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller – nie eingefallen wäre. Und so scheint mir die Präsensform im Roman wohl eine Mode unserer Zeit, aber keine verständige; sie wirkt ermüdend, abschreckend, unbehaglich auf den Leser, ist in ihrer Aufdringlichkeit unfein, dazu logisch unbegründet, läßt keine Steigerungen durch Tempowechsel zu, kurz, sie ist eine technische Schrulle, von der die Verfasser hoffentlich bald zurückkommen werden, besonders wenn sie erleben müssen, daß an und für sich tüchtige Romane dieser stagnierenden Form wegen keinen großen und nachhaltigen Erfolg zu erringen vermögen.

Das Ich des Erzählers.

Vor mir liegt die Briefkarte eines in Brüssel als Elektrotechniker lebenden Berners. Auf ihr heißt es:

„Sie mögen recht haben, meine kleine Geschichte für Ihre Zeitung abzulehnen. Wenn Sie jedoch glauben, ich stellte in ihr ein heiliges Erlebnis meiner Kindheit an den Pranger, so irren sie sich. Ich habe eine sonnige Jugend gehabt, und meine Mutter ist erst vor anderthalb Jahren hochbetagt und friedlich gestorben. Aber – wie gesagt – Sie mögen recht haben, meine Geschichte nicht zu bringen, da sie zu unangenehmen Verwechslungen Anlaß geben könnte."

Was war dieser Karte vorausgegangen? Der schriftstellerisch nicht unbegabte Elektrotechniker hatte mir zur Veröffentlichung in dem Hauptblatte seiner Heimatstadt ein Manuskript gesandt, das „Mein erster Weihnachtsbaum" betitelt war. Auf den etwa zwanzig Blättern erzählte er, wie düster seine Kindheit gewesen sei, die Mutter an zehrender Krankheit bettlägerig, der Vater ein brutaler Wirtshausläufer, überall Not und Darben. Unter diesen traurigen Verhältnissen reihte sich Jahr an Jahr, ohne daß den Kindern eine Weihnachtsfreude wäre geboten worden. Doch als der Erzähler zehn Jahre alt war und wieder eine Weihnacht herannahte, da raffte sich die schwerkranke Mutter auf, besorgte ein Tannenbäumchen, das sie mit ein paar Lichtern schmückte und neben ihr Krankenlager stellte. In die kleine Feier, die sie mit ihren Kindern friedlich genoß, polterte der angetrunkene Vater hinein. Sein unvermutetes Erscheinen gab der längst erschöpften Lebenskraft der Mutter den Rest, sie sank sterbend in die Kissen zurück, richtete aber an den von diesem Anblick doch ernüchterten Mann so erschütternde Abschiedsworte, daß er zuletzt schluchzend an ihrem Bette niederkniete und gelobte, den Kindern künftig ein besserer Vater zu sein usw. –

Dieses Manuskript also lehnte ich ab, indem ich den

Verfasser brieflich darauf aufmerksam machte, eine derartige Bloßstellung seiner traurigen Familienverhältnisse, die Ausbeutung eines Erlebnisses seiner Kinderjahre, das ihm heilig sein müsse, zu belletristischem Zwecke müßte auf die Leser, seine Mitbürger, einen geradezu peinlichen Eindruck machen. Darauf kam als Antwort die angeführte Karte, auf der er, wie wir gesehen haben, gegen die Annahme protestierte, er erzählte eine Geschichte seiner eigenen Jugend. Aber das Manuskript hatte auch nicht die leiseste Andeutung enthalten, daß man sich unter dem Ich des Erzählers jemand anders zu denken habe als den, dessen Name unter dem Titel „Mein erster Weihnachtsbaum" zu lesen stand. Leser, die gleich mir von den wirklichen Verhältnissen des Erzählers der Geschichte nichts wußten, mußten somit auf die Vermutung kommen, die ganze Geschichte sei sein eigenes Erlebnis.

Noch ein zweites Beispiel aus meiner Redaktionspraxis, aber ein komisches! Ein Fräulein Helene Hederich sendet mir ihre Erzählung: „Die Orangeblüte." „Ich lebte erst seit wenigen Wochen", schreibt sie, „in der Residenzstadt M. und besaß noch keine Beziehungen zur dortigen Gesellschaft. Nur an die Familie der verwitweten Rittmeisterin v. Z., einer weitläufigen Verwandten meiner Mutter, hatte ich eine Empfehlung, von der ich endlich Gebrauch zu machen beschloß. Als ich im teppichbelegten Flur der hübschen, kleinen Villa stand, wo ein artiges Dienstmädchen in weißer Latzschürze mir half, mich des schweren Mantels zu entledigen und auch den Schleppsäbel in Empfang nahm, den ich abschnallte" ... Ja, was?! Fräulein Helene Hederich, Sie führen zu der Schriftstellerfeder noch einen Schleppsäbel? Sie sind am Ende gar wirklicher geheimer Dragonerlieutenant? – In der Tat, so verhielt es sich. Sehr bald war in der Fortsetzung der Geschichte vom eilig noch mit dem Taschenkamm zurecht gestrichenen blonden Schnurrbart die

Rede und von dem Eindruck, den die jüngste Tochter der Frau Rittmeisterin v. Z. auf den feurigen, jungen Krieger machte. Und das alles in der Ichform erzählt unter dem Namen Helene Hederich!

„Aber so machen es ja hundert Schriftsteller und Schriftstellerinnen heutzutage!" höre ich meine Leser rufen. Und kann nur beifügen: „Leider ja!" Die Schriftstellerinnen namentlich scheinen gar keinen Begriff davon zu haben, wie komisch es sich ausnimmt, wenn der Leser auf den zwei, drei ersten Seiten einer Erzählung durch den weiblichen Namen, der über der Geschichte steht, zu der Annahme verführt wird, er habe sich unter dem Ich eine Dame vorzustellen, endlich auf der vierten Seite aber erfährt, ein alter Pfarrer erzähle ihm diese Begebenheit, ein biederer Förster oder ein Seekapitän. Wird man mir entgegnen, was es denn auf sich habe, wenn der Leser das wirklich erst auf der vierten Seite erfahre? Ich hoffe nicht; denn eine solche Entgegnung würde von geringem schriftstellerischem Anstandsgefühl gegenüber dem Leser zeugen, auch von wenig Liebe zu der eigenen Produktion. Für diese wünscht man doch, daß sie von Anfang an recht verstanden werde, was aber nicht geschehen kann, wenn der Leser von dem Ich, das zu ihm spricht, eine ganz unrichtige Vorstellung hat. Außerdem aber ist es weder klug noch höflich, dem Leser mitten im Fluß der begonnenen Erzählung plötzlich einen Choc zu geben, indem man das Ich nachträglich zu einer völlig andern Person macht, als für die es gemäß dem Namen unter dem Titel der Geschichte anfänglich gehalten werden mußte. Kein Mensch verbietet es natürlich einem Herrn Artur Seligmann, in der Ichform Bekenntnisse einer Giftmischerin zum besten zu geben. Wenn er aber seine psychologische Novelle „Im Gefängnis" betitelt und beginnt: „Seit sechs Wochen befinde ich mich in der Frauenabteilung des Zuchthauses von N...", so fragt sich der Leser, was

hat Herr Artur Seligmann dort zu tun? ist er vielleicht Gefängnisaufseher? oder Arzt in dem unheimlichen Hause? oder Geistlicher? Und wenn wir dann auch nach zwanzig weitern Zeilen merken, sein Ich stecke in einem Weiberrock, so bleibt uns der unangenehme Eindruck, düpiert oder wenigstens nicht so höflich und rücksichtsvoll behandelt worden zu sein, wie es der gutwillige Leser vom Autor erwarten dürfte.

Ist der gutwillige Leser nicht ein bißchen dumm? fragen vielleicht spöttisch Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die sich erinnern, selbst schon gegen die hier aufgestellte Forderung sich verfehlt zu haben. Sei es so! bestätige ich ihnen und erinnere mich mit Vergnügen, wie oft ich aus dem Munde des verstorbenen Julius Lohmeyer, des verdienstvollen Herausgebers der „Deutschen Jugend", des einstigen Mitarbeiters des „Kladderadatsch" und Begründers der satyrischen Zeitschrift „Der Schalk" als Inbegriff schriftstellerischer Weisheit das geflügelte Wort zu hören bekam: „Man kann sein Publikum nie für dumm genug halten." Die Regel ist wenigstens insoweit eine nützliche, als sie uns Schriftsteller anleitet, deutlich zu sein, Mißverständnisse zu vermeiden. Alle die genialen oder phantastischen Verkleidungen, in denen ein Dichter gern mit den Lesern spielt, sind deshalb keineswegs ausgeschlossen. Im Gegenteil rede ich in der Sache, die ich hier beantrage, der ausgiebigeren Vermummung, der hübscher ausgesonnenen Maskerade geradezu das Wort. Wenn man zwar eine Landratte ist, aber eine abenteuerliche Seegeschichte so erzählen will, als ob man sie selbst erlebt hätte, so erfinde man doch eine kleine einleitende Vordergrundbehandlung. Oder man wende an den Leser zum mindesten ein paar orientierende Substantive und Verben. Den jungen Goethe werden wir doch gewiß nicht als Pedanten verschreien wollen. Aber auch er hat für notwendig erachtet, bevor er seinen Wertherroman in der

Ichform anhebt, sich selbst und den Icherzähler scharf zu scheiden, indem er dem Anfang die Worte vorangestellt hat:

„Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es euch hier vor“ usw.

Natürlich bedarf es solcher Umstände nicht, wenn im Titel eines Ichromans oder der Ichnovelle schon deutlich ausgedrückt ist, daß man sich unter dem erzählenden Ich eine andere Person als die des Verfassers oder der Verfasserin vorzustellen habe, also z. B. in dem ersten Roman von Ricarda Huch: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“; da weiß der Leser sofort, daß nicht die Verfasserin, sondern eine von ihr fingierte und vorgeschobene Persönlichkeit das redende Ich ist.

Aber wo dies nicht der Fall, da sollte schon ein gewisses Säuberlichkeitsbedürfnis des Autors für eine klare Situation sorgen, ja auch die Achtung vor dem eigenen Namen, dem man doch nicht alles mögliche aufbürden will, was im Lauf der Erzählung diesem „Ich“ muß zugeschrieben werden. Die Ichform ist für den Roman- und Novellendichter eine außerordentlich wertvolle, da nur sie in vielen Fällen eine in die letzten Tiefen hinabsteigende, psychologische Darstellung ermöglicht. Gerade deshalb sollte sie vor albernen Verwechslungen und lächerlichen Zweideutigkeiten, wie ich solche im Eingang dieses Artikels angeführt habe, bewahrt und in Anerkennung und Anwendung der einfachsten Gesetze des logischen Verstandes mit Umsicht gehandhabt werden.

Ein Wort über Bekehrungsversuche „in extremis.“

Ein Vorfall, der im obern Teil unseres Blattes* Behandlung gefunden hat, legt es uns nahe, über die immer wieder aus angeblich religiösen Gründen sich erneuernden Sterbebettattentate ein Wort des Nachdenkens zu sprechen. Dabei stellen wir uns nicht etwa auf den Boden des atheistischen Protestes gegen alles Kirchentum, gegen alle Religion, sondern wollen im Gegenteil versuchen, in Kürze darzulegen, daß derartiges Bestürmen Sterbender mit der Aufforderung zur Bekehrung oder zu einer intensiveren religiösen Erhebung auch vom Standpunkte wahrer Gläubigkeit nicht zu billigen ist.

Der wahrhaft gläubige Mensch ist überzeugt, daß die Gegenwart Gottes nicht erst im Jenseits beginnt, sondern daß alle Menschen fortwährend vor dem Angesichte Gottes stehen. Das Neue Testament ist voll von Sprüchen (auch Aussprüchen Jesu), die diesem Gefühl, das wohl als das schönste im ganzen Gebiet religiösen Empfindens darf bezeichnet werden, feierlichen Ausdruck geben. Nun stützt sich aber die Zudringlichkeit, mit welcher Geistliche dem Sterbenden zuweilen zusetzen, hauptsächlich auf das Argument: „Du wirst binnen kurzer Frist vor dem Angesichte Gottes stehen.“ Dieses Argument beruht auf einer niedrigen, Gott in menschliche Art verkleidenden Vorstellung; Gott wird gewissermaßen zu einem Monarchen erniedrigt, an dessen Hofe der Mensch nun zu erscheinen und zu diesem Zwecke Seelentoilette zu machen hätte. Aber dieser Mensch ist ja, nach gläubiger Vorstellung, keinen Augenblick von Gott außer acht gelassen worden; Gott kennt auch seine schmutzige Wäsche und läßt sich wahrhaftig nicht täuschen dadurch, daß der betreffende nun in aller Eile sich sauberer kleiden möchte,

* Der „Bund.“

als wie er sein Lebtag einherging. Es ist ein unwürdiges Spiel, das man mit Gott und mit dem Sterbenden treibt, wenn man letztern in eine geistliche Galauniform hineinzuzwängen sucht, die er früher niemals getragen hat.

Ferner wird doch auch ein gläubiger Geistlicher der Ansicht sein, die Wahrheiten der Religion seien nicht so leichten Charakters, daß ein durch vorangegangene Krankheit, schwere Leiden und die Not der Todesstunde ermatteter und geschwächter Mensch sie besser zu fassen vermöge, als ein gesunder Mensch oder als die „von der Erdenlast des Körpers befreite Seele", die ja nun, nach kirchlicher Lehre, in die jenseitige Welt sich hinüberschwingt und also, wenn sie im irdischen Leben nie zur Erkenntnis Gottes kam, jetzt, im Jenseits, hiezu viel geeigneter sein wird, als sie es in der Drangsal der letzten Atemzüge war. Und daß die Engel und die Propheten und die Heiligen für eine solche Seele bessere Lehrmeister abgeben, als der irdische Geistliche in aller seiner Schwachheit es ist, dürften bescheidene Geistliche – die freilich eine Seltenheit sein sollen – ebenfalls einsehen. Warum denjenigen, der soeben an die hohe Schule abgeht, noch mit unzulänglichem Primarunterricht belästigen?

Warum? Der Grund ist ein trauriger. Weil die Geistlichkeit, sei sie nun römisch, protestantisch oder sektiererisch, um jeden Preis ihre Macht in der Welt behaupten möchte und weil sie zu oft erlebt, daß ihr dies gesunden und starken Menschen gegenüber nicht in dem Maße möglich ist, wie sie es wünscht. Da ist sie nun auf ein Mittel verfallen, das der geistlichen wie der weltlichen Prozedur des Mittelalters nicht fremd war, auf die Erreichung von Zugeständnissen durch – die Folter. Sie selbst freilich fügt diese Folter niemand zu und kann, wie die mittelalterliche Kirche heuchlerisch von sich sagen: Ecclesia non sitit sanguinem („die Kirche dürstet nicht nach Blut"). Sie verläßt sich einfach auf die Schergendienste der Natur. Die Natur in ihrem

für jedes Individuum letzten Prozedere legt den Menschen auf die mehr oder weniger schmerzliche, mehr oder weniger langandauernde Folter des Sterbebettes. Da nun besteht die Hoffnung, daß auch ein junger, starker Jüngling schwach und so mürbe werde, daß es der Kirche möglich wird, an dem wehrlos Hingestreckten ihre Macht auszuüben. Und welcher Triumph, wenn sie dem Röchelnden ein Wörtchen entreißt, das wie eine Zustimmung aussieht! Die römische Kirche besonders ist in der Ausbeutung solcher Triumphe unglaublich schamlos, dies vor allem, wenn es sich um berühmte Männer handelt. Entweder ist es ihr gelungen, einem Sterbenden etwas wie ein Bekenntnis zu entreißen, und dann jubelt sie: „Auch er hat sich uns zuletzt zu Füßen gelegt!" oder es ist doch mißlungen und dann hat ihn „der Teufel geholt", wie dies zum Beispiel über Luther in manchen katholischen Schriften, sogar in Geschichtswerken, zu lesen steht.

Welche Feigheit aber, einem Sterbenden etwas zu entreißen, das man dem starken Lebenden niemals zu entringen getraut hätte! Eunuchenhaft kommt einem eine Geistlichkeit vor, die sich zu einer Handlungsweise erniedrigt, die jeder mutige Mann verächtlich finden muß. Die Ausflucht, man tue es für das Seelenheil des Sterbenden, ist falsch, wie wir dies im Anfang unserer Darstellung nachgewiesen haben; sie beruht auf einem unreligiösen Aberglauben.

Mit keinem Worte sollen diese Zeilen die Anwesenheit des Geistlichen an denjenigen Sterbebetten antasten, an die der Sterbende selbst ihn rufen ließ. Aber schon da, wo er vermuten kann, daß nur Mitglieder der Familie, nicht der Sterbende selbst, den Wunsch nach Assistenz des Geistlichen hegen, sollte ein Geistlicher, der noch hoffen will, ein anständiger Mensch zu sein, dem Rufe nicht folgen. Vollends aber darf er sich niemals ungerufen herzudrängen, noch dürfen dies andere Personen in der Einbildung eines gleichsam

göttlichen Auftrages tun. Je wahrer ihr Glaube an Gott ist, desto stärker muß auch ihre Überzeugung sein, daß Gott schon selbst zu dem von der Erde abgerufenen Menschen sich in das rechte Verhältnis wird zu setzen wissen und daß niemand das Recht hat, sich in dieses heiligste Geheimnis der Beziehung der Einzelseele zum Weltenschöpfer einzumischen.

Metaphysische Schneckentänze.

Die Menschheit am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht so unreligiös, als diejenigen es behaupten, die an eine solche Behauptung gern ihre Predigten anknüpfen.

Unreligiös ist eigentlich gar niemand als die robusten Genußmenschen, die, wie das Schwein an Jupiters Eiche, nur mit ihrer Mastung sich beschäftigen. Solche Borster gab's zu allen Zeiten; schon der Römer Sallust hat sie charakterisiert.

Die andern Leute, seien sie nun Katholiken, Protestanten, Juden, Sektierer oder Freigeister, sind alle religiös. Nur daß die einen in den alten, etwas kalten Kirchen und Synagogen wohnen, andere in jene leicht konstruierten Festhütten hinausgezogen sind, wo die Vermittler und die Reformer, die es für jede Konfession gibt, ihren dünnen Erkenntnisapfelwein ausschenken, und daß noch andere, die man leichtsinniger- und ungerechterweise die Indifferenten nennt, auf eigene Faust, d. h. ohne Anschluß an eine Partei, selig zu werden versuchen.

Zu diesen letzteren gehören unendlich viele Gebildete, besonders in den mittlern Bürgerständen der deutschsprechenden Länder Europas. Diesen wäre mit nichts besser gedient, als wenn jemand käme und sie einmal mitnähme auf irgend einen heiligen Berg hinauf, wo sie aus voller Überzeugung, d. h.

unter Beistimmung ihrer Vernunft und ihres Gefühls, so recht herzlich beten könnten.

Das wäre uns dabei gleichgültig, — ich sage uns; denn ich rechne mich auch zu diesen Religionswilligen, — ob man uns eine neue Meinung brächte, die wir fortan freudig bekennen dürften, oder ob der große Mann, der so etwas unternähme, es verstünde, die alten Formen des Christentums mit frischem Leben zu durchdringen. Das letztere wäre uns sogar lieber; es wäre wie das Lied aus der Jugendzeit, das die Schwalbe sang, die unterm Dache des heimatlichen Kirchturms Nester baute.

Man kann also behaupten, daß an Empfänglichkeit für eine große Offenbarung religiöser Art augenblicklich kein Mangel wäre. Die Müdigkeit der Menschen, die gleichsam die Last des bald zu Ende gehenden Jahrhunderts auf den Schultern zu spüren meinen, die Aussicht in vielleicht nahe trübe Zeiten neuer Kriege und sozialistischer Umwälzungen trägt unstreitig bei zur Erhöhung solcher Empfänglichkeit.

Aber wo ist der Prophet unserer Zeit?

Da tritt auf einmal in unsern Gesichtskreis ein Philosophenmantel, aber mit breiter theologischer Bordüre, ein Herr F. B. v. Wasserschleben.

Natürlich mit einem Buche.

Es wäre nicht ausgiebig, wenn heutzutage ein Prophet etwa in Berlin sich ans Brandenburger Tor stellen und dort predigen wollte. Seine Stimme würde im Gerassel der Wagen und der Offiziersschleppsäbel ungehört verklingen, und überhaupt duldet eine gute Polizei keine solchen extravaganten palästinensischen Reminiszenzen.

Also schrieb Herr F. B. v. Wasserschleben seine Beantwortung der drei metaphysischen Fragen nach Immanuel Kants Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können.

Wenn bis hierher etwa die freundlichen blauen oder braunen Augen einer Leserin auf diesen Zeilen geruht haben, so bitte ich dieselbe Leserin jetzt: Legen Sie das Blatt nicht weg! Dieser Buchtitel soll in meinem Artikel das einzige bleiben, was Sie vielleicht nicht verstehen und auch nicht zu verstehen brauchen, da ich gleich nachher alles deutlicher sagen werde. Denn sehen Sie, verehrteste Leserin, ich bin tief durchdrungen von der Ansicht, daß eine Tageszeitung von philosophischen Büchern nur ganz populär handeln darf, und ferner, daß es auch den Herren Philosophen gar nicht schaden würde, wenn sie in ihren Büchern es ebenso machten und die tiefsinnigsten Sachen so einfach aussprächen, daß jedes Kind sie verstehen kann.

Also die drei metaphysischen Fragen Kants, auf die Herr von Wasserschleben antwortet, lauten, einfach formuliert:

Gibt es eine persönliche Unsterblichkeit der Menschenseele?

Gibt es eine Freiheit des menschlichen Willens?

Gibt es einen persönlichen Gott?

Was antwortet nun Herr v. Wasserschleben?

Auf die erste Frage – Eine persönliche Unsterblichkeit der menschlichen Seele gibt es nicht.

Auf die zweite Frage – Ja, es gibt einen freien menschlichen Willen, nämlich das Freisein dem Naturtrieb gegenüber.

Auf die dritte Frage – Es gibt einen persönlichen Gott.

Diese drei Antworten sollen die Grundlage einer neuen Metaphysik, oder sagen wir, einer neuen religiösen Weltanschauung bilden, die sich wissenschaftlich ausbauen lasse.

Über den ersten Abschnitt seiner Schrift, worin Herr von Wasserschleben die Möglichkeit einer persönlichen Unsterblichkeit der Menschenseele in Abrede stellt, braucht hier nicht ausführlich gehandelt zu werden, da der Verfasser keine wesentlich neuen Beweismittel ins Feld geführt hat. Er steht fest und sicher auf dem Boden der modernen naturwissenschaftlichen Ergebnisse, bekennt sich speziell zur Darwinschen

Entwicklungstheorie, weist also nach, daß Seele aller organisierten Materie, allen lebenden Geschöpfen muß zugesprochen werden, daß diese Seele aber nichts Substantielles, nicht selbständig Dauerndes ist, daß die Identität des Ich nur scheinbar besteht und besonders auch noch, daß das bewußte Seelenleben ja an das Gedächtnis geknüpft sein müsse, das dem Menschen bekanntlich schon im Leben verloren geht. Er hebt noch hervor, daß ohnehin bei weitem die größte Anzahl der Seelen als Keime, als embryonische oder sonst noch wenig entfaltete Organismen zugrunde gehen, also eine geistige Entwicklung gar nicht erreichen, die doch zur bewußten persönlichen Fortdauer erforderlich wäre. Endlich, wie sich aus der Auffassung des Gottesbegriffes dieses Philosophen hernach ergeben wird, wären solche unsterbliche Seelen Gott selbst geradezu hinderlich; sie würden Gott das wegnehmen, was Gott für sich selbst braucht und beansprucht, und so nennt er jede Annahme persönlicher Unsterblichkeit der Menschenseele ungereimt und völlig sinnlos, fügt aber gleichsam zur Besänftigung hinzu: „Wir leben in Gott weiter, nicht als geistige Einzelwesen."

Noch weniger braucht man sich bei der zweiten Frage, so wie sie von unserm Philosophen etwas kavaliermäßig kurz behandelt wird, länger aufzuhalten. Natürlich begreift Herr v. Wasserschleben ganz wohl, daß es für alles, was geschieht, und also auch für alles, was Menschen tun, eine bis ins Unbegrenzte zurücklaufende Kausalität gibt. Aber da die praktische Erfahrung zeigt, daß diese ewigen Kausalitäten unserm Handeln jedenfalls nicht bewußt sind, schiebt er sie ruhig beiseite und sagt: „Bei einem geistigen Vorgang kann von jenen Konstanzgesetzen der materiellen Natur nicht die Rede sein." (Ich muß hier doch für die schöne Leserin einschalten, daß sie natürlich nicht an Konstanz am Bodensee zu denken hat, sondern an Gesetze ewigen Bestandes, die fortwährend wirken, wie zum Beispiel Schwerkraft, Licht,

Wechsel der Jahreszeiten usw.). Im ganzen gefällt mir hier die im Grunde etwas unphilosophische Art des Herrn v. Wasserschleben. Er stellt sich ruhig auf den Boden der Erfahrung und leitet aus der oft bemerkten Tatsache, daß sich der Mensch dem Zwang der Triebe entzieht, die Behauptung ab: „Ja, es gibt in der Welt Ursachen durch Freiheit", nämlich Willenshandlungen, in denen der seiner Leiblichkeit nach den Naturgesetzen unterworfene Mensch doch vermöge seines Geistes nicht dem Naturtriebe gehorcht.

Jetzt aber kommt die Hauptsache!

Was für einen Gott präsentiert uns Herr v. Wasserschleben?

Einen unakzeptabeln, nach meiner innersten Überzeugung!

Nämlich, nach Herr v. Wasserschleben, war im Anfang, bevor noch die Materie existierte, die Kraft des Weltbewußtseins vorhanden, ein persönlicher Geist ohne Stoff, der zur Erreichung eines Selbstzweckes (aufgepaßt!) sich in Materie umsetzte, und der dereinst wieder als Weltbewußtsein aus dem Weltprozeß hervortreten wird.

Dies noch einmal mit einfacheren Worten gesagt:

„Im Anfang war Gott und nichts außer ihm. Gott hat sich in die Welt verwandelt und die Welt wird sich dereinst in Gott zurückverwandeln."

Jetzt sind wir natürlich alle sehr begierig, diesen Selbstzweck kennen zu lernen, der Gott zu solchem Tun, an dem wir alle teilnehmen müssen, veranlaßt hat.

Da – was erfahren wir? Es ist erschöpfend zu melden.

Gott bezweckte eine Stärkung seiner Vorstellungs- und Denkkraft! Gott will profitieren, was durch den Weltbestand in Jahrmillionen nach und nach an Intelligenz erzeugt und von Geschlecht zu Geschlecht in immer wachsender Besitzgröße vererbt wird.

„Die Geschöpfe vererben die im Leben gewonnenen Erfahrungen ihren Nachkommen als Anlagen, auf Grund

deren diese ein noch reicheres Geistesleben gewinnen, wie ihre Vorfahren. Die Entstehung von Milchstraßen und Sonnensystemen, einzelnen Weltkörpern, Steinen, Pflanzen, Tieren, Menschen, von Familien, Sippen, Stämmen, Völkern, der durch die Verschiedenheit der religiösen, politischen und Kunstanschauungen entstehenden Kirchen, Religionsgemeinschaften, Sekten, Staaten, politischen Parteien, Künste, Kunstschulen usw. bringt eine Welt von Ideen mit sich, die ihrerseits wieder auf die Fortentwicklung der Denkwerkzeuge im ganzen von Einfluß ist. Die Schöpfung wirkt in der Vorstellung auf ein einziges Gehirn und Individuum genau so, wie auf Myriaden. Es tritt also eine Ersparnis an Kraft und eine Vergrößerung der Wirkung ein, je mehr mit Sinnesempfindung und Vernunft begabte Einzelwesen eine Vorstellung von der Schöpfung empfangen.

„Diese Beeinflussung muß eine Stärkung der geistigen Kraft ergeben, da wir sehen, daß die Materie geistig höher veranlagt und in dieser Vervollkommnung von den Eltern auf die Kinder übertragen werden kann. Wir können also eine Stärkung der Vorstellungs- und Denkkraft als das Endergebnis des Weltprozesses annehmen."

Der Gedanke frappiert. Aber er ist abscheulich. Da Gott nicht wohl in eine Erziehungsanstalt gehen oder die Universität besuchen kann, aber sich durchaus heranbilden möchte, hat er in seinem eigenen Innern diesen Bildungstumult angefangen, den wir als Weltschöpfung bezeichnen. Und darum also müssen wir Millionen und Millionen Menschen herhalten und uns die Äonen lang abarbeiten, darum muß täglich das frische Blut zahlloser Geschöpfe zum Himmel schreien, darum die Roßarbeit auf allen Straßen der Erde und gewiß auch auf der Milchstraße des Firmaments ihren Martergang gehen, damit der große Fortbildungsschüler seine Intelligenz entwickle!

Und damit er dazu noch recht viel schöne Erinnerungen

habe, sollen wir recht brav sein, sagt uns Herr v. Wasserschleben.

Nämlich in dem Selbstzwecke Gottes liegt auch der Wunsch, durch die Erinnerung an den Weltprozeß oder an die Weltgeschichte sein eigenes Weltbewußtsein zu bereichern, so daß, nachdem die Materie dereinst wird zum Stillstand gebracht sein, nach erfolgtem Tode also des ganzen Weltalls, jener Eine in vorherrschend erfreulichen Erinnerungen fortträumen könne. Auf eine angenehme Studienzeit will er zurückblicken, wie ein Student, der an der Wand die Silhouetten seiner Kommilitonen aufgemacht hat.

Nein, Herr v. Wasserschleben, die Ethik, die an diese Metaphysik anknüpfen sollte, hat für mich wenigstens nichts Begeisterndes, und ich kann für den Fall, daß Sie mit Ihrer Metaphysik recht haben sollten, doch nicht umhin, mit diesem Zeitungsblatt das Tapetenmuster im Studierzimmer des großen Studenten in einer winzigen Ecke ein klein wenig zu verderben.

Warum wir armen Teufel, die wir uns auf Erden viele Mühe mit der Bildung Gottes gegeben haben, nicht fortleben dürfen, ist nun natürlich jedermann klar. Purer Egoismus des Zöglings steht uns im Wege. Wir sind übler dran als die irischen Pächter; jedes noch so kleine Körnchen seelischen Gewinstes haben wir abzuliefern und werden schließlich auch aus der Mietwohnung fortgejagt, ja, sie wird, während wir noch zusehen müssen, erbarmungslos niedergerissen. „Daß dieses Ringen der Kraft für empfindende Wesen nicht immer ein angenehmes (!) sei", gibt Herr v. Wasserschleben selbst zu. Aber das liege eben in der Natur der Sache. Wir mögen uns damit trösten, meint er, daß alle Übel ja mit dem Einzelwesen für dasselbe wieder verschwinden. O gewiß! Ein toter Gaul muß nicht mehr Karren ziehen. Und dann ruft unser Philosoph aus: „Was bedeutet das Leiden einer noch so großen Zahl

empfindender Geschöpfe gegen das Endergebnis des Weltprozesses?" Nun, es bedeutet den Inbegriff von Ausbeutung wehrloser Existenzen durch eine Macht, die entweder keine Allmacht oder keine Allgüte sein kann, da diese Macht sonst ihren Bildungsappetit anders zu befriedigen verstünde, als auf Kosten aller Geschaffenen, denen der Weltprozeß, wie Herr v. Wasserschleben ausdrücklich hervorhebt, nicht zu gute kommen darf.

Ich muß hier den Leser bitten, zu bemerken, daß ich nicht gegen das Pantheistische, das in dem Wasserschlebenschen Gottesbegriff liegt, polemisiere. Die Spitze dieses meines Protestes kehrt sich nur gegen das von diesem Autor angeführte Selbstbildungsmotiv als Schöpfungszweck. Das hat wirklich noch gefehlt, daß in unserm überschulmeisterten Jahrhundert auch noch die Anfangsschöpfertat des Weltalls unter den pädagogischen Begriff eingereiht werde.

Daß man übrigens gut tut, Herrn v. Wasserschleben nicht allzu ernst zu nehmen, zeigen uns gewisse Naivitäten seines Schlußwortes. Ich will lächelnd darüber weggehen, daß er, wenigstens mit innerer Konsequenz, als erste Pflicht des Menschen hinstellt, möglichst viele körperlich und geistig gesunde Kinder zu erzeugen, unzählige lerneifrige Prügeljungen des großen Schülers, der ihre Hefte exzerpiert. Aber über die Inkonsequenz kann ich nicht schweigen, daß ein Philosoph, der ja selbst wenigstens eine Grundlehre der Kirche angreift (die Unsterblichkeit der Seele), den Satz niederschreiben mochte: „Der Mensch hat den Geboten und Lehren der Kirche immer und überall Achtung und Unterwürfigkeit entgegenzubringen." Wie nun, wenn diese Schrift des Herrn v. Wasserschleben auf den Index kommt? Wird er sich dann unterwerfen? Sieht er nicht ein, daß mit der Proklamierung dieser Sentenz jedes philosophische Fortentwickeln der religiösen Ideen gehemmt ist? Wer sich in einen solchen Widerspruch mit sich selbst verwickelt; wer

zum Beispiel entgegen jeder Kirchenlehre leugnet, daß man die Gerechtigkeit Gottes für irdische Dinge anrufen dürfe, und doch die Autorität der Kirche als eine unanfechtbare hinstellt, der hat unser Zutrauen verwirkt.

Die Schrift des Herrn v. Wasserschleben hat, ich leugne es nicht, manche recht interessante Seiten, auch da und dort glückliche Ausdrücke, zum Beispiel statt des abgedroschenen Bildes „Kampf ums Dasein“ die schlichtere Bezeichnung „Mitbewerbung um die notwendigen Lebensbedürfnisse.“ Auch der Ausdruck „Weltbewußtsein“ hat seinen Wert; ebenso wird an einer Stelle die Bedeutung des spekulativen Denkens neben dem rein empirischen sehr hübsch ins klare gesetzt (übrigens hauptsächlich mit Worten von Karl du Prel). Aber im ganzen kann man an dem Buche keine Freude haben. Der neue liebe Gott, den uns Herr v. Wasserschleben zumutet, „ein persönlicher Gott, der nach Ablauf des Weltprozesses gerade das sein wird, wozu ihn dieser Weltprozeß wird gemacht haben“ – ist doch eine gar zu traurige Figur, die dem Phantasieleben aller Völker widerstreben muß. Man kann am Ende seufzend einem Tyrannen sich unterwerfen, dessen Majestät man selbst sterbend noch bewundert, aber niemals einem tragikomischen Gotte, der das Bildungskapital der Menschheit erben möchte!

„Die Sünden Gottes.“

Kein Zweifel! noch vor hundert Jahren hätte man dem Verfasser der merkwürdigen Broschüre, von der ich hier sprechen will, den Prozeß gemacht, und selbst in unserem Jahrhundert dürfte er im Freistaat Uri – siehe Riniker – die schönsten offiziellen Prügel bekommen haben. Immerhin nur, wenn man ihn erwischt hätte! Und das wäre schwierig; denn der Autor des in San Francisco gedruckten englischen

Traktates, „Die Sünden Gottes" hat für gut befunden, anonym zu bleiben.

Ich selbst besitze das Buch nicht, dessen Bekanntschaft ich nur flüchtig auf langer Eisenbahnfahrt machte. Ein ältlicher Amerikaner, kein reicher Vergnügungsreisender, da er dritter Klasse fuhr, bot mir die Broschüre zum Lesen an, vermutlich, da er, mir gegenübersitzend, selbst ganz vertieft war in Lektüre und halb begraben in französischen und englischen Journalen. Vielleicht war er selbst der Verfasser; sein breiter, struppiger Bart, seine blitzenden Augen unter einer hohen Stirn, die mit den unzähligen Falten und Furchen des Denkens einem gepflügten Acker glich, auch ein ungewöhnlich langer brauner Rock und ein mächtiger Naturstock aus dem Holze der Stechpalme – das waren Symptome, die mich vermuten ließen, ich dürfte es hier mit einem modernen Propheten zu tun haben, etwa mit einem Gesundheitsapostel vom Schlage Ernst Mahners oder dem Sendboten einer Temperenzlersekte. Was mich in der Autorschaft des Unbekannten irre macht, ist nur der Umstand, daß er mir die Broschüre nicht schenkte. Dergleichen Leute, die ihre Überzeugung auszubreiten bestrebt sind, handeln sonst freigebiger; freilich stieg ich in N . . . . . so plötzlich aus, indem ich, ins Lesen versenkt, beinahe die Station verpaßt hätte, daß der gute Mann, dem ich sein Buch ohne Abschied hinwarf, kaum Zeit gefunden hätte, es mir zum Geschenk anzubieten.

Sei nun dem, wie ihm wolle, das Buch „Die Sünden Gottes" ist ein merkwürdiges Erzeugnis der theologisch-philosophischen Literatur. Mit seinem Titel bäumt es sich auf und stürzt es sich wie ein grimmiger Drache in die Lämmerherde derjenigen Christen, die „Gott einen guten Mann sein lassen", während man bei allen diesen Anläufen, die der Verfasser gegen die religiösen Fundamente unternimmt, doch das Gefühl nicht los wird, dieser erbitterte

Angriff stamme gleichwohl aus einem überaus milden, liebevollen, fast allzuweichen Gemüte, freilich auch aus einem konsequenten, ich möchte sagen yankeemäßig hellen Verstande.

Im ersten Kapitel meint der unbekannte Autor, es sei endlich einmal an der Zeit, statt ewig von den Sünden der Menschen zu sprechen, von der Versündigung Gottes an der Menschheit einiges Aufheben zu machen. Nicht zwar, fügt er sogleich bei, als ob er die Sünden der Menschheit für eine kleine Sache ansähe. „Aber", sagt er wörtlich, „diese Sünden gleichen in ihrer Wirkung den Wellenkreisen, die ein ins Wasser geworfener Stein macht. Sie pflanzen sich horizontal fort, in die Breite, nicht vertikal in die Höhe, oder, ohne Bild gesprochen, sie wirken auf die Mitmenschen, fügen dem Täter und seinen Zeitgenossen oder auch den Nachkommen viel Übles zu. Als Sünden wider Gott, d. h. wider die große Lebensmacht, die viele als bewußte Kausalität aller Erscheinungen sich vorstellen, könnten unsere Sünden nur in Betracht kommen, wenn diese Lebensmacht nicht ihrerseits so tief im Schuldbuche der Menschheit, wie überhaupt der ganzen Schöpfung stünde."

Also ein Pessimist! wird hier der Leser ausrufen. Ja! gewiß ein Pessimist, aber ein Pessimist, der seine Beschwerden gleichsam zusammenpackt und auf die Post gibt mit der direkten Adresse an die Gottheit, die er keineswegs leugnet, die er aber vor das Schwurgericht seiner Leser stellt.

Der Verfasser gibt nämlich nunmehr in einer Reihe von folgenden Kapiteln eine wahrhaft furchtbare Schilderung der unsäglichen Leiden, denen alle Kreatur auf Erden unterworfen ist, wie nicht nur kein Zoll des menschlichen und tierischen Leibes sei, der nicht seiner besonderen Krankheit ausgesetzt wäre, sondern wie in der ganzen Natur, namentlich in dem mit sensiblen Nerven begabten Tierreiche, eine Gattung und Art auf die so oft schreckliche Vernichtung der andern sich angewiesen sehe, so daß, wenn ein Mensch, sagen

wir ein König oder ein verantwortlicher Minister, etwas annähernd so Pfuscherhaftes in einer großen allgemeinen Einrichtung sich hätte zu schulden kommen lassen, „sein Name längst zu den Namen eines Nero oder Domitian geworfen wäre.“ Dabei ruft der Autor aus: „Saget nicht, daß ich Euch nichts Neues erzähle, daß Ihr das schon längst wisset. Durch Euer Wissen darum wird der zuckende Schmerz von Millionen Kreaturen nicht minder brennend; ein seit ungezählten Jahrtausenden wirkendes Unheil verjährt schon deshalb nicht, da es sich mit jedem Sommertag und mit jeder Winternacht verjüngt.“

Da ich die Absicht hatte, womöglich einen Überblick zu gewinnen über die ganze Broschüre und dabei meine Langsamkeit im Lesen einer fremden Sprache in Anschlag bringen mußte, überschlug ich in diesen Kapiteln die sehr übersichtlich geordnete Aufzählung der ärgsten Greuel des Naturlebens. Aber soviel erfaßte ich doch in der Eile, daß, wenn ich zwischen hinein einen Blick durch das Waggonfenster in die lachende Landschaft hinauswarf, ich hinter dem Frühlingsantlitz der Maiennatur eine Leichenmaske mit von Todesangst verzerrten grauenvollen Zügen zu erblicken meinte.

Im zehnten Kapitel kommt etwas Neues. Die Sünde der Gottheit, sagt dort der Verfasser, besteht nicht allein in der unmittelbaren Verschuldung der durch eine so schlechte Einrichtung unglücklich gemachten Kreatur, sondern ferner in dem Reflex dieser Einrichtung auf das menschliche Gemüt, in der Verletzung des sittlichen Gefühls, des Mitleids im Menschen, also Verletzung von Eigenschaften, die gerade als von Gott eingepflanzt angesehen werden. In welches Chaos von Gewissensskrupeln stürzt die Gottheit nicht etwa den rohen Wilden, wohl aber den sittlich gebildeten, den wohldenkenden Menschen der Zivilisation, der ein Herz voll Erbarmens im Busen trägt und mit diesem Herzen sich angewiesen sieht, entweder selbst den Henker zu machen

an vielen Tausenden unschuldiger Geschöpfe, die zu seiner Nahrung dienen, oder das blutige Geschäft bestimmten Berufsleuten zu überlassen. Selbst wenn der gewissenhafte Mensch, der hierüber Abscheu empfindet, der Hindu, oder der moderne Vegetarianer in Amerika und im alten Europa, sich an bloße Pflanzenkost hält, — eine Lebensweise, die wahrscheinlich in nördlichen Klimaten sein eigenes Leben bedroht, — wie tausendfach wird gleichwohl sein Ohr gemartert durch die Qualtöne, die immerfort in der Natur erschallen, oder sein Auge beleidigt durch die Windungen, die der halb zertretene Wurm oder andere stimmberaubte Wesen, die enterbten Weheträger des Daseins, zu seinen Füßen machen. Es ist so viel Jammer durch die ganze Natur zerstreut, daß, wenn alle Menschen mit Hintansetzung ihrer sonstigen Lebensziele aus bloßer Weichherzigkeit die Sünden der Gottheit in der Natur gutmachen wollten, sie dies nicht zu tun vermöchten.

Es bleibt daher, — und dies setzt der Autor in einem besonderen Kapitel auseinander — dem vernünftigen Menschen nichts übrig, als sich systematisch zu verhärten gegen diese im Staube zuckende Nervenqual und sich stündlich zu trösten mit dem Gedanken: Ich habe ja diese verantwortliche Welt nicht eingerichtet! Aber, bemerkt der Autor, eine solche Verhärtung, wie verständig sie auch sein mag, da wir in der Tat nicht die Spitalwärter und die Diakonissen des großen Lazarettes der Gottheit machen können, ist zugleich eine Demoralisation des Menschen, da sie ihn dazu bringt, anders zu handeln als er fühlt, da sie Liebe und Verstand in Konflikt setzt, ganz abgesehen davon, daß ohne das Vorbild der alltäglichen Brutalität der Natur die Menschen wohl auch unter einander friedfertiger und besser wären.

Im letzten Kapitel, ich denke, es sei das zwölfte, kehrt der Verfasser zu dem Gedanken zurück, von dem er ausgegangen ist: Wenn denn die Gottheit diese Welt so veranlagt hat,

daß der liebevoll fühlende Mensch ohne fortwährende Verletzung seiner besten Regungen in ihr gar nicht existieren kann, so sollen üble Handlungen der Menschen künftighin nicht als Sünden wider Gott, sondern eher als menschliche Addition zu den Sünden der Gottheit wider die Welt betrachtet werden.

In einem sehr satirisch geschriebenen Nachworte widmet endlich der Verfasser seine Schrift den auf dem Boden des positiven Christentums stehenden Mitgliedern von Tierschutzvereinen. Es sei sehr begreiflich, sagt er unter anderm, daß diese Herren hauptsächlich gegen die Vivisektion auftreten, weil in der Vivisektion zuverlässig eine von Menschen ausgeübte Tierquälerei vorliege. Wenn sie aber konsequentere Denker wären, so müßten sie nicht immer so starr einseitig nach dem Tische der Anatomen hinblicken, sondern sich sagen, daß es einen Vivisektor gebe, der die blutige Arbeit – auch die unblutige des Verhungernlassens – in ganz anders grandioser Weise betreibe, als die Professoren der Naturwissenschaft dies zu tun vermöchten. Konsequentes Denken passe freilich solchen Leuten nicht usw.

So weit das Buch des Amerikaners, das unter allen Umständen als eine sehr ungemütliche Reiselektüre muß bezeichnet werden.

Wenn ich im übrigen nach dem Werte dieser Auseinandersetzungen frage, so kommt mir vor, daß eine religiöse Weltanschauung, die zwischen das göttliche Sein und das Sein der Erscheinungen keine Differenz setzt, also die Gottheit auch im leidenden Wurm erblickt, – der Pantheismus, um doch den wissenschaftlichen Ausdruck nicht zu verschweigen, – von allen diesen Reflexionen des San Francisco-Philosophen kaum berührt werde. Wo dagegen Religionen einen außerweltlichen persönlichen Welturheber sich vorstellen, da ergibt sich allerdings ein Konflikt jener bekannten Eigenschaften der Weisheit, der Güte und der Allmacht. Der

ältern christlichen Orthodoxie darf aber zur Ehre angerechnet werden, daß sie in teilweiser Würdigung dieses Konfliktes die Lehre eines Widersachers der Gottheit in ihr theosophisches Weltbild aufgenommen hat; nur hätte sie bei größerer Konsequenz noch weiter gehen müssen, da ein mit bloß sekundärer Macht bekleideter Satan den Zwang nicht erklärt, dem der Welturheber in seiner Schöpfung zu unterliegen scheint. Die stärkste Bejahung solcher pessimistischer Anschauungen über das All dürfte jedoch in der christlich orthodoxen Lehre von den letzten Dingen liegen, da man wohl die Kritik am Weltgebäude nicht weiter treiben kann, als daß man erklärt, es sei auf Abbruch gebaut und müsse einem besser eingerichteten dereinst Platz machen.

Die Predigt und die Philosophie von Messina.

Es war zu erwarten, daß die Prediger, die durch ihren Beruf darauf angewiesen sind, alles, was geschieht, als durch den Willen Gottes geschehen darzustellen, von der furchtbaren Tatsache, daß die Katastrophe in Sizilien und Kalabrien in wenigen Sekunden gegen 200000 Menschen zermalmte, aufs tiefste würden betroffen werden und solche Betroffenheit als eine gefährliche Erschütterung des Glaubens auch bei ihren Gemeinden voraussetzen würden. Psalmstellen wie „Lobet den Herrn in seinen Taten" (Psalm 150) oder: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich" (Psalm 106) waren auch für den geübtesten Schönredner schwer zu vereinigen mit dem entsetzlichen Massenuntergang in Süditalien. Aber gänzlich zu verstummen, von dem ungeheuren Ereignisse gar nichts zu sagen, ging im Hinblick auf den Eindruck, den diese Brutalität der Naturgewalten bei den Gläubigen machen konnte, nicht

wohl an. Und so haben Prediger, die sich zutrauten, auch einem so furchtbaren Ereignisse gegenüber noch den Glauben an eine sittliche Weltregierung retten zu können, sich ein Herz gefaßt und es versucht, sich mit dem Unbegreiflichen abzufinden. In Berlin hielt im Zirkus Busch vor etwa 8000 Zuhörern der süddeutsche Evangelist Samuel Keller eine große Predigt, die nun freilich nur eine freche Kapuzinade war. Zuerst suchte der Redner das Massenunglück durch den Hinweis abzuschwächen, daß in unsern Kliniken beständig mehr Menschen zugrunde gehen als jene etwa 150000 in Süditalien. In Berlin sei jeder zehnte Mann syphilitisch, und Trunksucht und Unzucht verbreiteten viel größern Jammer als so ein Erdbeben. Es wäre ihm selbst, meinte er, angenehmer, rasch durch ein Erdbeben zu sterben als etwa langsam an Schwindsucht oder Krebs usw. Das war schnödes Auskneifen vor dem eigentlichen Thema. Denn die Messinesen und die Einwohner von Kalabrien sind eben nicht an ihrer Ausschweifung zugrunde gegangen, sondern ohne ihr Zutun hat die Natur sie nächtlicherweile plötzlich vernichtet.

Da Samuel Keller selbst fühlen mochte, wie wenig er mit solchem Argument ausrichtete, holte er den Teufel hervor. Der Teufel habe von Gott eine Art „Konzession" erhalten, die Menschen zu plagen. Wie etwa der Hund des Hirten mit dessen Einwilligung die zurückbleibenden Schafe beißen dürfe, so habe der Teufel die Erlaubnis, an der Menschheit hie und da sein Mütchen zu kühlen. So sei es zum Beispiel auch bei Lustmorden an unschuldigen armen Kindern und bei andern raffinierten Verbrechen; da wirke „des Teufels Konzession." In der unsichtbaren Welt sei eine große Wage aufgestellt. In die eine Schale lege Gott seine Guttaten an den Menschen, in die andere lege die Menschheit ihr Verhalten gegen Gott. Kontrolleur dieser Wagschalen sei der Teufel. Sehe er, daß die menschliche Schale zu viel Sünde enthalte, so habe er Erlaubnis, irgend eine die

Menschen peinigende Teufelei anzurichten, was ohnehin seine größte Lust sei.

Daß ein Zirkus Busch, in dem Clowns auftreten, für diese metaphysische Weltregimentsdeutung wohl der richtigste Ort war, dürften die meisten unserer Leser einsehen.

Zuletzt orakelte Samuel Keller noch, vor Weihnachten habe ein Weltkrieg vor der Tür gestanden, der durch die Erdbebenkatastrophe sei verhindert worden. Wir fragen: vom Teufel also? Dem müßte doch ein Weltkrieg noch mehr Spaß gemacht haben als ein Erdbeben. Oder von Gott? Ja hätte dem vorausgesetzt Allmächtigen wirklich kein etwas humaneres Mittel zu Gebote gestanden, als gleich auf einmal eine Armee von 150000 Männern, Frauen und Kindern abzuschlachten?

Man sieht: Unsinn über Unsinn!

Wesentlich feiner, edler und höher stehend ist die unserer Redaktion vom Verlag Vandenhoeck & Ruprecht (Göttingen) eingesandte Neujahrspredigt, welche Lizentiat Hans Schmidt in der Pfarrkirche zu Breslau hielt. Als Schriftchen ist sie betitelt: Unser Glaube und das Erdbeben von Messina. (Preis 30 Pfennige.) Dieser ernst zu nehmende Geistliche stellt vor allen Dingen fest: „Wir tun unrecht, wenn wir irgend ein schweres Unglück als eine Strafe Gottes ansehen.“ (Beiläufig bemerkt: der evangelische Synodalrat des Kantons Bern steht noch nicht auf der Stufe des Breslauer Pastors; denn im Bettagsmandat des vorigen Jahres fand sich ein Hinweis auf den Schneefall vom 23. Mai und auf die Lötschbergkatastrophe im Sinne einer dem Schweizervolk von Gott verordneten Züchtigung.) Auch dagegen verwahrt sich Pfarrer Schmidt, daß Gott so ungeheuerlich sein könnte, nur um andern eine Warnung zu geben, irgendwo zehntausend oder hunderttausend Menschen zu zerschmettern. Eine solche scheußliche Prügelpädagogik gröbsten Stils lehnt Pfarrer Schmidt unbedingt ab, obwohl

die Christenwelt das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit eine so rohe Auffassung von Gottes erzieherischer Methode ruhig hinuntergeschluckt hat.

Anderseits hingegen ist Pfarrer Schmidt doch gottgläubig und kann sich nicht etwa zu der Annahme verstehen, „daß hier Naturgewalten vielleicht zu Gottes eigenem Leide ein blindes Spiel des Zufalls gespielt hätten.“ Gewiß werde die Wissenschaft imstande sein, die rein natürlichen Ursachen des Erd- und Seebebens zu erklären. Aber der Christ, der da glaube, daß ohne Gottes Willen nichts geschehe, könne nicht annehmen, ein so gewaltiges Ereignis sei ohne Gottes Willen vor sich gegangen.

Und nun erklärt der ehrliche Mann einfach und fest: Wir haben keine Antwort auf die Frage nach Gottes Grund und Zweck bei dieser ungeheuren Katastrophe. – Darin liegt nun aber für uns das Zugeständnis, daß nach unserm menschlichen Ermessen in dem Vorgang keine Vernunft, keine Güte, keine Liebe, keine Sittlichkeit steckt, also alles das nicht darin vorhanden ist, was wir, wenn überhaupt das Wort „göttlich“ einen Sinn haben soll, als göttlich zu bezeichnen pflegen.

Pastor Schmidt zieht allerdings diese Konsequenz nicht. Dagegen gefällt uns, daß er mit aller Festigkeit an mehreren Beispielen nachweist, wie auch sonst alle Tage in zahllosen Unglücksfällen, welche zum Beispiel unschuldige kleine Kinder treffen, die Naturgesetze ohne jede Rücksicht auf den Menschen, auf unsere Liebe und auf unsere sittliche Forderung, also unvernünftig brutal sich vollziehen und der Mensch nicht erst das Erdbeben von Messina notwendig habe, um sich zu gestehen, Gott als Urheber solcher Untaten sei uns gänzlich unbegreiflich, weil wir in ihnen, wir mögen sie drehen, wie wir wollen, außer dem mechanisch sich vollziehenden Naturgesetz keine Spur von Vernunft entdecken können. Nicht nur Hiob habe auf die Frage, wie solche

Geschehnisse mit der Vorstellung eines gütigen, allmächtigen und weisen Gottes vereinbar seien, keine andere Antwort gewußt als Schweigen („Ich will meine Hand auf meinen Mund legen!"), sondern auch Jesus habe den Leuten, mit denen er von dem Turm zu Siloah sprach, keine Antwort auf die Frage geben können, wie es mit seiner Botschaft von der Vatergüte Gottes vereinbar sei, daß jener Turm achtzehn unschuldige Menschen erschlug.

Das sind, wie gesagt, aus dem Munde eines Kanzelredners Zugeständnisse, die uns den Mann als eine ernste, redliche Persönlichkeit schätzen lassen. Und da wollen wir ihm denn auch den kühnen Salto mortale nicht übel nehmen, mit dem er fortfährt:

„Gerade hierin scheint mir nun aber etwas Befreiendes zu liegen." Nämlich darin, daß zwar Jahrtausende hindurch die tiefsten, edelsten Menschen immer wieder die Frage erlebt haben: Wie konnte Gott etwas so Grausames geschehen lassen? Daß aber trotz dieser unbeantworteten Frage der Glaube an Gott sich erhalten habe. — Wir sehen zwar in dieser Tatsache wesentlich einen Mangel an konsequentem Denkermut bei der Mehrzahl der Menschen, dürfen es aber einem Prediger nicht zu sehr verübeln, wenn er diese Erfahrung anders deutet.

Am Schlusse seiner Predigt weist dann auch Pastor Schmidt darauf hin, wie aus Anlaß der furchtbaren Katastrophe die menschliche Bruderliebe sich so großartig betätigt habe, wobei er aber nicht etwa den von andern Predigern ausgesprochenen frivolen Gedanken zugrunde legt, Gott habe 150000 Menschen elendiglich umkommen lassen, um den andern Nationen diese schöne Übung der Barmherzigkeit zu verschaffen. Er sagt nur, daß in diesen Liebestaten eine göttliche Kraft lebendig wurde an der Stätte des Unglücks. Und damit kann auch der Freidenker übereinstimmen, insofern er der Überzeugung ist, daß das, was

wir „göttlich" nennen, überhaupt nur durch den aufs Gute gerichteten menschlichen Geist der Liebe auf Erden vorhanden ist.

Denn das ist – nach der Predigt – nun die Philosophie des Unglücks von Messina, daß in der Schöpfung, in den sich vollziehenden Naturereignissen ein ethischer Wille gänzlich ausgeschlossen scheint. Hier geschieht alles ohne Rücksicht auf Gut und Böse, auf Liebe, auf heilige Familienbande usw. Ob die Natur Menschen oder einen Flug Maikäfer zerquetscht, ist ihr dasselbe. Hingegen hat sich, seit es eine Menschheit gibt, in unendlich langsamer aber stetiger Entwicklung in ihr allerdings ein sittlicher Gesamtwille nach und nach herausgearbeitet, der – im Gegensatz zur gleichgültigen Natur – auf Liebe, Güte, Gerechtigkeit, Wahrheit gerichtet ist, auf hohe Dinge, die nur durch die Menschheit vorhanden, aber wirkliche Segenskräfte des Lebens sind und die man, im Gegensatz zu den niedern natürlichen Eigenschaften des Menschen, um sie auszuzeichnen, wohl „göttlich" nennen mag. Und zwar dies namentlich aus folgendem Grunde:

Wohl hat nur die Menschheit diesen auf das Gute gerichteten Gesamtwillen zustande gebracht. Aber die Menschheit steht ja nicht in der Luft, sondern hat zu ihrer Voraussetzung die Natur als den Ursprungs- und Nährboden ihres Wachstums. Und so ist auch an der Natur nicht ganz zu verzweifeln, indem in sie offenbar von allem Anfang an das Entwicklungsvermögen zu einer Art Naturgeschöpfe gelegt war, die aus sich heraus einen Willen zum Guten hervorbringen konnten und mußten. Die „Göttlichkeit" der Menschheit vergüldet oder vergöttlicht auch die Natur im Reflex, da ohne die Natur diese Menschengöttlichkeit nicht möglich gewesen wäre. Doch darf man das nicht sentimental nehmen, da die Natur fortfährt, die sittlichen Forderungen der Menschheit nicht im geringsten zu respektieren. Sie ist

und bleibt gleichsam ein böses Pferd, das, wenn es wild wird, sich nicht darum sorgt, ob in dem Wagen, den es zertrümmert und in den Abgrund schleudert, ein Arzt saß, der zu einem Notfall gerufen wurde. Wir müssen schon zufrieden sein, daß immerhin auf diesem unberechenbaren Ungetüm Natur die Menschheit mit ihrem sittlichen Willen zur Güte möglich und Tatsache geworden ist und daß insofern der ethische Wille, der Wille zur Göttlichkeit, doch von Anfang an in der Natur latent gelegen haben muß.

Diese Anschauung, die man kaum als „atheistisch" bezeichnen darf, ist, obschon sie nicht alles erklären kann, doch auch nicht „mystisch", da sie aus dem vor jedermann offen liegenden Werdegang der Menschheit ihre Beweiskraft schöpft. Nur darf man nicht – wie Nietzsche, besonders in seinem „Ecce homo" – überhaupt den ethischen Willen zur Güte und alles, was damit zusammenhängt, als eine Torheit, als verrückte Idealität erklären. Denn damit würde man auch innerhalb der Menschheit nur noch die brutale Natur zur entscheidenden Instanz machen und zwar damit eine Einheitlichkeit der Lebensdeutung, aber eine völlig trostlose gewinnen, die konsequenterweise alles Nachdenken über die Rätsel des Lebens ausschlösse und nur noch ein dumpfes Genießen der jedem beschiedenen Einzelexistenz übrig ließe. Aber Nietzsche hat ja seine Verhöhnung der Ideale durch die Tatsache seines eigenen, ganz nur den Idealen der Erkenntnis hingeopferten Lebens widerlegt und ist so selbst ein Zeuge der aus der Natur sich heraus arbeitenden Göttlichkeit des Menschengeistes geworden.

„Ni Dieu ni maître."

Die scheinbar an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Devise der Internationalen ist einer Beleuchtung wohl wert, da in neuester Zeit so viele Journale, die von Festlichkeiten der „roten Männer" berichteten, der im Festlokal angebrachten Inschrift: „Kein Gott, kein Herr!" gedachten. Auch führt ein in Paris erscheinendes Blatt gerade diese Worte als Titel. Auf eine Predigt ist es dabei unserseits nicht abgesehen; wohl aber möchten wir aus rein verstandesmäßigen Gesichtspunkten dieses Schlagwort der Internationalen ein wenig erörtern und sind zufrieden, wenn wir durch unsere Besprechung auch nur ein Kleines zur Klärung der Ansichten beitragen.

Das sei zunächst zugestanden, daß wir ein derartiges Wort, wenn auch nicht billigen, so doch entschuldigen könnten, wo es ganz ohne Methode und System in einem Augenblick des Lebensüberdrusses über die Lippen eines vom Schicksal übel mitgenommenen armen Mannes spränge. Als Stimmungsausdruck einer trüben, ja verzweiflungsvollen Situation ist es uns begreiflich. Auch an einem Berauschten — „ich hab dir's oft im Burgunder zugesoffen: es gibt keinen Gott!" (Franz Moor) — wird ein derartiger Ausbruch nicht wunder nehmen, da einem solchen überhaupt jede Ausschreitung zuzutrauen ist.

Aber um dergleichen handelt es sich hier nicht. Absichtsvoll wird einem systematischen Plane gemäß dieses Wort zum Wahlspruch einer ganzen Partei gemacht, die auf die Zukunft große Hoffnungen gründet. Er ist nicht die einmalige Übertreibung eines hitzigen Redners; er ist allem Anschein nach eines der Grundprinzipien der Internationalen. Einen subjektiven Ausruf des Unmuts, wer möchte ihn unter die Lupe nehmen und analysieren! Aber ein auf der ganzen Linie ausgeteiltes Feldgeschrei — das ist eine andere Sache.

Da fällt denn zunächst auf, daß auch die Internationalen, die so eifrig über Pfaffentum losziehen, selbst ein Pfaffentum errichten, indem sie den ihrer Partei Angehörigen ein Bekenntnis, eine Konfession zumuten. Ich möchte um den Fanatismus des Unglaubens gegenüber dem Fanatismus des Glaubens nicht die Hand umkehren. „Es gibt keinen Gott" ist so sehr ein Dogma, wie „Es gibt einen Gott." Wer beispielsweise die Sache der Internationalen billigte, wer vielleicht durch ein weiches, dem menschlichen Elend zugängliches Herz oder durch ruhige Abwägung der allgemeinen Weltlage und durch staatswirtschaftliche Studien dazu gelangt wäre, mit den Männern der roten Fahne Hand in Hand zu gehen, aber anderseits über Weltanfang und Zusammenhang, über die Beziehung der moralischen Fähigkeiten des Menschen auf eine höchste moralische Einheit und dergleichen andere Anschauungen hätte, als sie der wissenschaftliche Materialismus aufstellt, ein solcher wäre also durch das neue Dogma der Sozialisten verhindert, ihrem Bunde anzugehören. Statt über die religiöse Frage zu schweigen, statt in bezug auf dieselbe auch nur jene Glaubensfreiheit walten zu lassen, die heutzutage beinahe jeder der bestehenden Staaten dem Bürger gewährt, indem Konfessionslosigkeit des einzelnen fast überall nun gestattet ist, machen also die ihren Zukunftsstaat so prahlerisch rühmenden Helden der sozialen Revolution schon jetzt das Tor so eng als möglich, indem sie den „Nichtglauben" als ihren Götzen, als ihr Tabernakel aufstellen, vor dem sich die freie Überzeugung zu beugen hat. Wir hätten also ganz die alte pfäffische Geschichte wieder, und es zeigt sich in diesem Punkt der Sozialismus der Internationalen so greisenhaft als möglich. „Wer sich von dem Verdachte, ein Christ zu sein, reinigen will, spucke das Kruzifix an", erklärten die Priester in den diokletianischen Zeiten. Später spuckte man, von dem Verdachte des Heidentums sich zu

reinigen, die Bildnisse der vergötterten Cäsaren oder die eigentlichen Götterbilder an. Es war immer dieselbe Sache. Man erstaunt, daß die Internationalen aus der von den modernen Staaten gewährleisteten Glaubensfreiheit zum Zwang in Glaubenssachen zurückkehren, wenn auch nur zum Unglaubenszwang.

Bemerkenswert ist ferner, daß diese Devise nur aus Negationen zusammengestückt ist. Nichts Positives wird aufgestellt, wie die große Revolution von 1789 mit ihren Begriffen von Egalité usw. es getan. Es ist in der Tat das Nihil, das Nichts, was wir in dem neuen Wahlspruch der Sozialisten vor uns haben. In dieser Beziehung paßt allerdings der Spruch zur roten Fahne, die auch kein Zeichen, das auf einen Aufbau könnte schließen lassen, in ihrer eintönigen Fläche führt. Die rote Fahne ist Sinnbild des Blutes, das noch muß vergossen werden; aber dieses Blut ist doch nur Mittel. Was soll nach dem Blutbade kommen? Keine Andeutung auf der Fahne! Dieselbe nihilistische Leerheit jedes Gedankens, wie in dem bloß negierenden Wahlspruche. Dergleichen kann doch keinem halbwegs besonnenen Menschen Zutrauen einflößen.

Aber, wendet man vielleicht ein, es sollte doch auch bei Kritik des Wahlspruches „Ni dieu ni maître" ins Auge gefaßt werden, ob denn nicht schließlich die Internationalen mit ihrer Abdekretierung der Existenz Gottes einfach eine große philosophische Wahrheit aussprechen.

Wer mir das einwendet, den bitte ich, der nächsten besten Versammlung der Internationalen einmal beizuwohnen; ich habe dergleichen Versammlungen seinerzeit mitgemacht. Sitzen da wirklich jene „weiseren Richter" in letzten Fragen der Menschheit, von denen Lessings „Nathan" spricht? Sind da wirklich die Männer, die „d'un cœur léger", wie Ollivier bei der Kriegserklärung an Deutschland sagte, über die Frage nach der Gottheit abzustimmen berufen

sind, über eine Frage, hinsichtlich welcher ein Goethe bekanntlich gesagt, es sei ein ebenso großes Wagnis, sie zu bejahen, als zu verneinen?

In einer derartigen Versammlung saßen neben mir zwei blutjunge Schlossergesellen, die jedem Worte zujauchzten, das ein zwar unlogisch, aber mit einer gewissen natürlichen heißen Beredsamkeit sprechender Redner gegen Religion laut werden ließ. Ich sah die großen mit Schwielen bedeckten Hände der beiden, die oft eifrig Beifall klatschten, und sagte mir, daß, wenn man mit den Händen denken müßte, diese Gesellen wahre Leibnize und Kante wären. Die Stirn hingegen hatte keine Schwielen; die Leutchen sahen aus, wie eben junge Leute von zwanzig Jahren, die gesund und schlecht und recht dahinleben, gemeiniglich auszusehen pflegen. Offenbar hatte irgend ein Pfarrer diese halbwüchsigen jungen Männer vor ein paar Jahren im Konfirmationsunterricht mit Sprüchen gequält; jetzt hielten sie sich schadlos, indem sie frohmütig jeder Blasphemie zujubelten. Daß sie auch hier in einer Konfirmationsstunde saßen, freilich in einer Unglaubenslehre, daß auch hier ihnen autoritativ Dogmen eingestrichen wurden, die sie als bare Münze hinnahmen, schienen sie nicht zu ahnen. Ich aber fragte mich, wo nun der Unterschied sei zwischen dem Prädikanten der Kirche und diesem Fanatiker des Unglaubens, der auf seiner Kanzel tobte: Es gibt keinen Gott!

Auf den eigentlichen Gehalt der sozialistischen Devise kurz eintretend, bin ich der Ansicht, es könnte die allgemeine Verbreitung derselben dem Sozialismus nur gefährlich sein. Denn, wenn ich wirklich die ganze ideale Welt, die ich in den Begriff Gott zusammenfasse, in Stücke schlage und nur noch ein materielles Ineinanderweben der Kräfte annehme, nach den Prinzipien des Kampfes ums Dasein, so ist bei absolutem Fernsein aller jener guten, sittlichen Genien,

die wir Liebe, Mitleid, Erbarmen usw. nennen, kein Grund mehr vorhanden, weshalb nicht der Besitzende, der Mächtige seine Macht gegen die Nichtbesitzenden, aber nach Besitz Strebenden rücksichtslos in Anwendung bringen sollte. Es ist mithin mindestens unklug, durch einen derartigen Ausspruch sich aller Ansprüche auf das zu begeben, was, ob man es nun in dem Worte „Menschlichkeit“ oder in dem Worte „Gottheit“ zusammenfasse, jedenfalls immer dieselbe verehrungswürdige, unserm Leben sittlichen Halt verleihende Macht ist.

Über das „ni maître“ ein Wort zu verlieren, hat keinen Sinn; denn diese „Meisterlosigkeit“, die den Sozialisten so begehrenswert erscheint, ist durch die menschliche Natur unmöglich gemacht. Wie schon jetzt in ihren Versammlungen Wortführer von geistiger Präpotenz die Herren der Masse sind, so wird es in alle Zeit überall bleiben, wo Menschen beisammen wohnen. Verhängnisvoll wird sich jedoch dieser Teil des Wahlspruches an den Internationalen in dem Augenblick erweisen, wo es wirklich zum Kämpfen kommen sollte. Soldaten, denen die Ohren klingen von dem „ni maître“, sind keine gefährlichen Gegner.

So scheint summa summarum die ganze Phrase nur einen Dienst zu erfüllen, diesen aber auch redlich, indem sie nämlich dazu da ist, besonnene Leute den Bestrebungen der Internationalen mehr und mehr zu entfremden. „Wir wollen aber auch keine Besonnenen!“ rufen die Heißsporne der Partei, „denn Besonnene sind retardierende Elemente.“ Sei es. Das leichtfertige Wort „Ni dieu ni maître“ degradiert eine große ernsthafte Bewegung zu einer jener oft schon dagewesenen fratzenhaften Zusammenrottungen, die, gleich jener wilden Schar des Werner von Ursligen, von niemand betrauert wird, wenn die Geschichte über sie zur Tagesordnung schreitet.

Der Religionsgedanke des Sozialismus.

Wir lasen vorige Woche *, wie im zürcherischen Kantonsrate anläßlich der Debatten über das Verbot des Sozialistenkongresses Professor Salomon Vögelin in seiner Rede auch auf den Vorwurf der Religionsverachtung zu sprechen kam, der häufig den Sozialdemokraten gemacht wird. Und mit Recht gemacht wird, wie wir alsobald beifügen, da in der Tat sozialistische Zeitungen und Flugschriften in diesem Punkte oft eine zügellose Sprache führen und groben Zynismus an den Tag legen. Professor Vögelin, der seine Leute hinlänglich kennt, hat daher auch nicht versucht, diese gegen die Religion gerichteten Angriffe der Sozialisten in Abrede zu stellen. Wohl aber hat er die in seinem Munde besonders interessant klingende Ansicht ausgesprochen, daß die Sozialdemokratie die Abschaffung der Religion in ihrem Wesen niemals erreichen könne. Man verwechsle gar gerne das Gespenst der Religion, den Mißbrauch derselben, die Religion als Werkzeug einzelner Klassen mit der Religion als Sammlung, Betrachtung, poetische Weltanschauung. In letzterem Sinne aber werde die Religion bleiben.

Wie sehr uns anfänglich dieser Gedanke des zürcherischen Redners frappierte, da wir uns bisher den sozialistischen Zukunftsstaat allerdings eher als religionslos gedacht hatten, so fühlten wir uns doch bald in der Lage, die Richtigkeit der Ansicht Professor Vögelins einzusehen. Man muß sich einfach auf den psychologischen Standpunkt stellen und die Religion begreifen als ein natürliches Bedürfnis der Phantasie und des Gemüts im Menschen; man muß sich sagen, daß der Mensch das mit Hülfe der Intelligenz Erkannte in wärmeren Farbentönen zu schauen begehrt, und man wird durch die rabiatesten Äußerungen sozialistischer Organe sich nicht mehr in dem Gedanken irre machen lassen: Auch ein sozialistischer Zukunftsstaat wird seine Religion haben.

* Erschien 1881 im „Bund“.

Aber welche?

Unwillkürlich spürt man das Verlangen, wenigstens wenn man gewohnt ist, mit derartigen Behauptungen bestimmte Vorstellungen zu verbinden, den angeregten Gedanken weiter zu spinnen. Auch wer die sozialistische Bewegung verurteilt, dürfte doch die Frage nach dem Religionsgedanken, der für diese Bewegung der passende wäre, hinlänglich interessant finden, da nun einmal doch nicht geleugnet werden kann, daß die Bewegung existiert und eine Größe ist, mit der unsere Gegenwart und noch mehr die Zukunft wird zu rechnen haben.

Indem wir hier den Versuch machen, mit wenigen Zügen ein erst dunkel im Spiegel des niedergehenden Jahrhunderts aufdämmerndes Bild zu zeichnen, sind wir übrigens fern von der Einbildung, den Propheten spielen zu wollen. Es handelt sich zwar um das Auffinden eines Unbekannten; aber wo zum Zweck einer richtigen Gleichung die bekannten Faktoren nicht fehlen, da muß schließlich das gesuchte X mit Sicherheit und ohne Hexerei sich einstellen.

Wir gehen bei der Frage nach dem Religionsgedanken des Sozialismus von der Annahme aus, eine neue gesellschaftliche Ordnung werde diejenige Religion zu der ihrigen machen, die auf alle Anhänger den mächtigsten Impuls zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen dieses neue Gemeinwesen ausübt. Hier also müßte es sich um eine Religion handeln, die jeden Einzelnen mit dem besten Willen, ja mit einer innern Freudigkeit erfüllen würde, sich unbedingt an die Gesamtheit hinzugeben.

Das Christentum kann diese Religion nicht sein. Zwar scheint das Moralgebot des Christentums – allgemeine Bruderliebe – auf den ersten Blick die tiefste Erfüllung alles dessen in sich zu fassen, was ein sozialistisches Gemeinwesen nur verlangen könnte. Aber abgesehen von der historischen Tatsache, daß durch nahe zwei Jahrtausende das

Christentum nicht die Kraft gezeigt hat, diesem Moralgebot zum Durchbruch, zur allgemeinen praktischen Nachachtung zu verhelfen, steht die ganze sonstige Lebensauffassung des Christentums, die den Schwerpunkt des Daseins in eine jenseitige Welt verlegt, jeder energischen Durchführung sozialistischer Ideen im Wege. Wenn ja die sozialen Mißverhältnisse dieser Erde jeden Einzelnen, den sie hart treffen, doch nur für eine Lebensdauer treffen, die gegenüber einer alles wieder gut machenden ewigen Glückseligkeit kaum wie ein Sandkorn sich ausnimmt gegenüber dem Sonnenball, dann ist es wahrhaftig nicht der Mühe wert, hier auf Erden diesen kleinen Dissonanzen, die in der großen Konsonanz der himmlischen Harmonie ihren Ausgleich finden, so viel Aufmerksamkeit zu schenken. Im Gegenteil! Nach christlicher Theorie sollen ja die irdischen Leiden, wenn sie mit Geduld ertragen werden, in desto größere Genüsse des ewigen Lebens sich verwandeln; mit Freuden werden ernten, die mit Tränen säen. Mehr als 1800 Jahre hindurch hat diese transzendentale Weltauffassung das moralische Prinzip des Christentums geradezu lahmgelegt. Es ist daher nach solchen Erfahrungen nicht daran zu denken, daß das Christentum die Religion des Sozialismus sein werde.

Suchen wir überhaupt nicht unter den bestehenden Religionen, die sich überlebt haben, wenn es sich hier um die Religion eines ganz neuen Zustandes der menschlichen Gesellschaft handelt! Ein solcher muß sich seine ihm zuträgliche Religion bilden aus dem innersten Kern seines eigenen Wesens heraus, und dieser Kern, wie bereits gesagt, ist freudige Hingabe des Einzelnen an die Gesamtheit.

Nun sage man dagegen, was man wolle — der Einzelne wird niemals seinen Egoismus so gründlich überwinden, daß er sich freudig hingibt an die Gesamtheit, wenn man ihn nicht überzeugen kann, daß er mit seinem Opfer vor allen Dingen wieder sich selbst dient und zwar ewig sich selbst dient.

Oder was ist denn der eigentliche Hintergedanke dieses solche Hingabe hemmenden Egoismus? Offenbar doch jenes: Après nous le déluge! „Für unsere Lebensdauer kommen wir schon noch ohne diese Hingabe durch und nachher? Das ist dann Sache anderer!“ So denkt im stillen jeder Philister, wo es sich um Dinge handelt, die ihm mit ihren Konsequenzen nicht unmittelbar mehr auf den Leib rücken. In kleinen und großen Dingen denkt er so. Er hört zum Beispiel, man wolle auf dem Maloja ein Riesenhotel mit modernem Luxus herstellen, das die ganze Gegend des bisher so poetischen Silsersees verdirbt. „Nun! in Gottes Namen! ich bin dort gewesen, als es noch schön war, und ich weiß, daß ich nicht mehr hinkomme.“ Oder es handelt sich um eine Kulturaufgabe, die erst spätern Generationen ihre heilsamen Früchte bringen kann, – nennen wir den Durchstich des Panamakanals, oder die Humanisierung des Strafverfahrens in allen Ländern, oder die sanitarische Fürsorge rationeller Ernährung der Menschheit, damit die späteren Generationen gesünder werden, statt, wie bisanhin, immer schwächlicher, – der Einzelne steht marmorkalt da bei solchen Projekten und sagt sich: „Gut! gut! Aber was geht das alles schließlich mich an? Was habe ich von dem allem?“

Wie ganz anders, wenn, gleich einem Feuer, das auf einmal die ganze Steppe in Flammen setzt, der Gedanke allgemein und intensiv um sich griffe: Halt, Mensch! Du selbst kommst immer wieder und triffst um so bessere Lebensbedingungen an, als du selbst solche hast vorbereiten helfen.

Dieser Gedanke, nicht bloß philosophisch erwogen, sondern zum Glauben erhoben, die Phantasie und das Gemüt aller beherrschend, müßte, so scheint uns, der wirksamste Grundgedanke einer Religion des Sozialismus sein.

„Also die alte Seelenwanderungstheorie soll der Gedanke des neuen Zukunftsstaates sein? Noch hinter Pythagoras bis zu den alten Indern geht man zurück, um die Religion

der künftigen Menschheit zu suchen?" So wendet man vielleicht ein.

Aber welche Bedeutung hätte am Ende dieser Einwand gegenüber der Tatsache, daß unsere moderne Philosophie Hand in Hand mit den Naturwissenschaften auf Ergebnisse gelangt, die allerdings mit den poetischen Religionsgedanken der Urvölker übereinstimmen? Wir haben die Lehre vom stofflichen Kreislaufe in der Natur; wir stehen ferner auf dem Boden des Pantheismus mit unserer ganzen Lebensanschauung. Nun wird uns zwar die Wissenschaft eine derartige Wiederkehr des geistigen Individuums in immer neuen Lebensformen nicht beweisen. Aber gerade, indem sie den Beweis schuldig bleibt und uns nur nahe an diesen Gedanken herangeleitet, räumt sie die Möglichkeit ein, daß derselbe Objekt des Glaubens, Religionsgedanke werde. Wir sind dabei gar nicht der Meinung, dieser Gedanke müsse in jener teilweise krassen Form ausgesprochen werden, die man schlechtweg als Seelenwanderungstheorie bezeichnet. Es dürfte genügen, wenn im Menschen die Ahnung nach und nach zur innerlichen Gewißheit würde: „Nur meine momentane Leiblichkeit als N. N. hindert mich, indem sie mir eine in sich geschlossene Sonderexistenz verleiht, die Leiden anderer Wesen als mir direkt zugefügt zu fühlen. Mit meinem Tode hört diese Sonderexistenz auf; mein individuelles Wohl und Wehe schwindet, zugleich aber auch meine Abgeschlossenheit vom Allgemeinen, dessen Schicksale ich nun wieder unmittelbar teile. Je mehr ich mich also bemüht habe, den allgemeinen Zustand zu einem glücklichen zu machen, desto besser ist es für mich selbst."

Wir finden in einer schon 1869 erschienenen Dichtung annähernd denselben Gedanken:

„Denn Eins ist ja die Menschheit, wie die Wellen
Des Stromes, eh' er stürzt im Wasserfall.
Das Leben ist der Sturz des Stroms. Zerschellen

In unzählbare Tropfen muß der Schwall.
Die einen sprühn im Sonnenlicht, im hellen,
Die andern stürzen mit des Donners Schall
In dunkle Felsenspalten, drin zu wogen;
Doch jene bau'n die siebenfarb'gen Bogen.

„Und vor dem Sturze können sie nicht wissen
Ihr Los. Die ahnen's nicht, die aus dem Schaum
Der Flut sich plötzlich seh'n emporgerissen
Und schweben wie ein lichter Frühlingstraum.
Und jene ahnen's nicht, die ewig missen
Der Luft, und tief im dunkeln Felsenraum
Nur mühsam sich durch enge Klüfte winden,
Bis alle sich zuletzt zusammenfinden.

„Uns macht der Sturz des Lebens oft vergessen,
Daß Eins wir sind. Doch blieb ein Dämmerlicht.
Sprich drum vom Bettler, wenn mit ihm dein Essen
Du hast geteilt, als einem andern nicht!
Du selber bist's, — o! lern es doch ermessen! —
Dem deine Hand das Brot des Mitleids bricht,
So viele Menschen jemals dir begegnen,
So vielmal magst du dich in ihnen segnen."

Wenn man auf diese Weise inne wird, wie das, was die experimentalen Wissenschaften uns nahe legen, was die Philosophie des Jahrhunderts reift, was mehr ahnungsvoll als bewußt Poeten singen, für einen gedachten, sozialistischen Zukunftsstaat den mächtigsten Hebel abgeben müßte, so wird man schwerlich fehlgehen, wenn man in dieser Idee den Kern einer künftigen sozialistischen Religion erblickt, die wir uns natürlich mit keiner andern Autorität ausgerüstet denken als mit der des Gedankens in seiner Macht über die Gemüter. Welche Symbole die Mystik dieses Gedankens auszugestalten fähig wäre, wollen wir hier nicht untersuchen. Nur auf das Eine sei noch hingewiesen, daß auch diese Religion einer ethischen Entwicklung fähig wäre. Denn,

wenn gemeinere Naturen hauptsächlich durch die Furcht oder mindestens durch die Besorgnis geleitet würden, daß sie bei nicht genügender Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Allgemeinheit später direkt zu leiden hätten, so würden dagegen edlere Naturen, wie sie es schon jetzt tun, ohne den ausdrücklichen Gedanken an dieses Dogma von der Allgemeinsensibilität nach Aufhören der Individualsensibilität ganz ruhig aus angebornem Hochsinne ihre Pflichten gegen die Allgemeinheit abtragen. Diese letztern würden dann eine Art Freidenker im Schoße der neuen Religion vorstellen und demgemäß freilich auch wieder die beginnende Zersetzung derselben.

Und hier halten wir inne mit diesen skizzenhaften Strichen, zu denen uns die Rede des Herrn Professor Vögelin angeregt. Wer uns aber nach dem Zwecke dieser Geistesübung fragt, dem antworten wir mit dem Ausdrucke, in welchem sich der Tempelherr und der Patriarch in Lessings „Nathan" begegnen:

Das Ganze war nur ein – Problema.

Gordon, der Held von Chartum.

Zwei Tage zu spät!

Am 28. Januar 1885 langte das Hülfskorps der Engländer unter Willson vor Chartum an. Aber in der Nacht vom 25. auf den 26. Januar hatte jener schwarze freigelassene Sklave Faragh die Tore geöffnet; das Blutbad begann, und noch im Laufe jenes Vormittags fiel einer der edelsten und tapfersten Männer, welche England und die Welt überhaupt im 19. Jahrhundert ihr eigen nannten.

In diesen Tagen nahender Weihnachts- und Neujahrszeit* wird das letzte Martyrium Gordons, das in die

* Das Feuilleton erschien gegen Ende des Jahres 1885 im „Bund."

vorjährige Festzeit fiel, ganz besonders schmerzliche Erinnerungen wecken bei allen, die dem Helden von Chartum ihre Sympathie entgegenbrachten. Zugleich bietet sich aber solchen auch ein greifbares, schönes Andenken an Gordon dar, indem eben auf diese Festzeit ein Buch erschienen ist, welches Gordons Heldenlaufbahn auf Grund der besten Originalquellen (Briefe an seine Schwester, Tagebücher und dergleichen) anschaulich und in großen Zügen schildert. Ein Engländer, der sich nicht nennt, hat das Buch geschrieben. Dasselbe ist für deutsche Leser bearbeitet und von der Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins in Frankfurt a. M. herausgeben worden unter dem Titel: Gordon, der Held von Chartum. Es ist ein schön gebundenes Buch von mehr als 300 Seiten, mit einem photographischen Bildnisse des edeln Mannes geschmückt; auch hat es einige Kartenbeilagen, welche über den chinesischen Feldzug, wie auch über die topographischen Verhältnisse im Sudan den Leser bestens orientieren.

Wir bringen es nicht übers Herz, die Berichterstattung über dieses Lebensbild unter unsere gewöhnlichen Bücherreferate einzureihen.

Denn dieses Buch hat in unsern Augen eine weit über die gewöhnliche Wirkung literarischer Erscheinungen hinausgehende Bedeutung.

Mag es den Leser noch so gut unterhalten, noch so sehr seine Phantasie beschäftigen, seine Neugierde spannen, — es ist bei weitem kein bloßes Unterhaltungsbuch.

Auch nicht ein gewöhnlicher Beitrag zur Zeitgeschichte.

Es ist ein argumentum ad hominem. Oder, reden wir lieber deutsch: Es ist ein Werk, das keiner lesen kann ohne fortwährende Nötigung, in das eigene Ich die moraliche Sonde zu senken und den Kern seines eigenen Wesens einer ernsten Selbstprüfung zu unterwerfen.

Dieses Buch ist ein Diamant, der uns Glasmenschen ritzt und schneidet.

Es ist das Buch vom unendlichen Einzelwert der reinen Menschenseele, als Mahnung dargebracht einem Zeitalter, wo alle Leute in der Assoziation ihr einziges Heil erblicken, wo jeder nach Vereinen sucht, an die er sich anschließe, weil keiner seiner eigenen Kraft traut, wo vom Staate, von der Gesellschaft alles erwartet wird, was persönlich zu vollführen niemand den Mut hat.

Wer in einem symbolischen Bilde den Typus des modernen Durchschnittsmenschen darstellen wollte, müßte einen Menschen zeichnen, dessen Ohren zu beiden Seiten des Kopfes durch große, wie Segel hinausstarrende Schallfänger künstlich erweitert wären. Denn: „Was sagen die Leute dazu? Was steht in den Zeitungen über mich? Was denkt mein Vorgesetzter, was jener mächtige Staatsmann?“ Das sind die fast in jede Seele stereotyp eingegrabenen Fragen, die das Dasein der meisten Menschen beherrschen.

Nichts von alledem bei Gordon.

Auf kein Lüftchen der Öffentlichkeit lauscht er.

Seiner reinen Seele vertraut er. Das von ihr als recht und gut Erkannte macht er zum Ziel seines eisernen Willens, und nun geht er aufrechten Hauptes unerschütterlich seinen Weg. Da gibt's keinen Kompromiß mit der Mehrheit oder mit den Machthabern. Wollen solche etwas anderes, als was ihm recht und gut erscheint, — wohlan, so kündet er ihnen den Dienst, schüttelt den Staub von seinen Füßen und folgt in der Stille eines Wirkungskreises, den jeder findet, — Gordon mit Vorliebe bei den Armen — den guten Impulsen seiner Seele. Ein Zugeständnis an andere gegen seine bessere Überzeugung ist ihm schon deshalb unmöglich, weil es ja eine Unaufrichtigkeit in sich schlösse, eine Lüge.

Und Gordon kann ohne Wahrheit sich kein Leben denken.

Natürlich, um so zu handeln, muß man ein freier Mann sein. Diese Freiheit aber ist wiederum nicht eine von äußern Umständen abhängige. Sie wurzelt in der Charakter-

beschaffenheit des Mannes. Man muß innerlich sich frei fühlen von jeder Schwäche für Besitz, Behaglichkeit, Genuß. Selbst zur Hingabe des Lebens in jedem Augenblicke muß man bereit sein. Sonst – ist man von einer vielleicht nicht immer bemerkbaren Kette gefesselt, aber eben doch gefesselt, wie lang und wie golden die Kette sei.

Ist man nun aber so, wie Gordon es war, so frei, so rein im Gewissen, so wahrhaftig und lauter, so ohne Menschenfurcht, – dann freilich hat man die höchste Würde des sittlichen Menschen erreicht, und dann verrichtet ein einziger solcher Mann die Taten von Tausenden; er ganz allein ist eine Großmacht, der fast Unmögliches gelingt.

Wie die Welt wohl aussähe, wenn so beschaffene Männer die Mehrzahl bildeten?

Glaubt Ihr, es gäbe noch eine soziale Frage? Warum nicht gar! Die besteht ja nur, weil Eigennutz, Begehrlichkeit, Lüge, Mangel an Vertrauen auf die eigene Kraft, Arbeitsscheu und Genußsucht die Welt erfüllen.

Wer die Menschheit liebt, der muß wünschen, und an seinem Teil es befördern, daß die Gordon-Gesinnung Meister werde auf Erden.

Nun! Dies Buch über Gordon kann viel, unberechenbar viel dazu beitragen. Wie? Wenn es das Herz älterer Männer heiß auflodern macht zu einer Flamme, von der sie gern ihr ganzes bisheriges Leben möchten aufzehren lassen, ihre Weichlichkeit, ihre Genußsucht, – wie muß ein solches Buch vollends wirken, wenn es den Feuerbrand in ein noch junges Herz wirft?

Der achtzehnjährige Jüngling, der das Buch von dem Helden Gordon liest und dabei nicht heilige Entschließungen faßt, sich selbst stille Gelübde tut, ist ein Schwächling und Taugenichts, an dessen Leben nichts liegt. Aber wir können uns einen solchen kaum denken, da das Beispiel Gordons auch mit den rauschenden Fittichen der Phantasie über den

Leser kommt, indem das Schicksal es wollte, daß Gordon seine großen Charaktereigenschaften, — im Grunde gegen seine ursprüngliche Neigung — hauptsächlich in Kriegen betätigen mußte, vor Sewastopol, im chinesischen Rebellenkriege und dann zweimal im Sudan, zuerst als verkörperte Nemesis der Sklavenjäger, zuletzt bei dem Versuche, die in Chartum eingeschlossenen Untertanen Ägyptens vor den Arabern zu retten.

Alle diese Unternehmungen führen dem Leser eine Menge interessanter Zeitereignisse vor Augen, bei denen immer die Gestalt Gordons im Vordergrunde steht. Aus dem chinesischen Kriege erwähnen wir hier eine charakteristische Begebenheit, welche einen schönen Kontrast bildet zu einer Bemerkung, die wir neulich in einem französischen Werke über militärische Mannszucht lasen. In letzterem war die Phrase hingeworfen, was die französischen Generale damals bei der Plünderung des Sommerpalastes wohl gegen ihre jede Subordination verweigernden Truppen hätten tun sollen? Es wird zu verstehen gegeben, daß die Generale von ihren Truppen wären „weggeblasen" worden, wenn sie der revoltierenden Soldateska entgegengetreten wären. Daher begaben sich die Generale ruhig in ihr Zelt und begnügten sich, durch ihr Fernbleiben von der Plünderung eine gewisse Mißbilligung des auch später nicht bestraften Soldatenaufstandes an den Tag zu legen.

Wie ganz anders Gordon in ähnlichem Falle!

In Quinsan wollten auch seine Truppen plündern. Als er es untersagte, drohten sie mit Meuterei. Die Artillerie verweigerte anzutreten. „Sie würden die Offiziere zusammenschießen", ließen sie Gordon schriftlich androhen. Dieser aber war ihnen gewachsen. Er rief sofort, indem er persönlich vor die Front der meuterisch gesinnten Truppen trat, sämtliche Unteroffiziere hervor und verlangte, daß der Schreiber des frechen Schriftstückes sich nenne. Störrisches Schweigen war

die Antwort. Darauf erklärte Gordon mit ruhiger Bestimmtheit, er werde je den fünften Mann erschießen lassen, eine Erklärung, die mit wildem Murren aufgenommen wurde. Ein Korporal zeichnete sich hiebei besonders durch ungebärdiges Wesen aus. Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte Gordon hieran seinen Mann. Mit eigener Hand zog er den Korporal aus der Reihe und ließ ihn vor der Front sofort von zwei dabei stehenden Infanteriesoldaten ohne weiteres erschießen. Das wirkte. Die Meuterer krochen zum Kreuze. Ohne Zweifel wäre auch das Gegenteil, nämlich Gordons plötzliche Ermordung durch die Wütenden, möglich gewesen. Aber diese Eventualität durfte niemals in Gordons Rechnung störend eingreifen, wo es sich um Durchführung dessen handelte, was er für gut und recht erkannte.

Wir wollen hier natürlich nicht Gordons Lebensgeschichte rekapitulieren, dies um so weniger, als wir ja wünschen, daß jedermann sein Geld an die Anschaffung des vortrefflichen Buches wage, dem diese unsere Empfehlung gilt.

Nur einen Punkt wollen wir zum Schlusse fixieren: Gordons Christentum.

Wir haben oben die Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins in Frankfurt a. M. als Herausgeberin der deutschen Bearbeitung des englischen Originalwerkes genannt. Mit Recht wird der Leser hieraus schließen, daß Gordons Heldenmut in dem Buche wesentlich als ein Ausfluß seines wahren Herzenschristentums dargestellt wird.

Nun ist es von uns bekannt, daß wir – bei herzlicher Verachtung gegen das bloße Gewohnheitschristentum der meisten Menschen – für ein aufrichtiges, das ganze Leben des Menschen durchdringendes praktisches Christentum Achtung empfinden, immerhin in dem Bewußtsein, auch dieses, wesentlich von den Pietisten kultivierte Christentum sei nicht mehr notwendig für unser Weltalter.

Wenn wir nun hier die Behauptung aufstellen, Gordons

Heldenmut brauche nicht aus seinem Christentum heraus verstanden zu werden, so sprechen wir diese Behauptung nicht aus, um etwa den Evangelischen einen der Ihrigen zu entreißen, sondern es geschieht dies nur, weil wir eben diese Ansicht aus dem Buche über Gordon selbst geschöpft haben.

Unleugbar war Gordon Christ, durchdrungen von einem geradezu fatalistischen Glauben an Gott, der jedes Haar unserer Schläfe bewache und alles voraus bestimmt habe, vom Glauben an Christus den Herrn und Weltheiland, dessen Leben und Sterben erst alles Tun des Menschen heilige, durchdrungen auch von abergläubischen Vorstellungen in betreff Gebetserhörungen (wofür wir weiter unten den Beweis leisten werden).

Also haben die Evangelischen ganz recht, daß sie ihn als ihren Mann reklamieren.

Aber es ist eine tiefe Verkennung des eigentlichen Grundes einer solchen Mannesnatur, wenn die Evangelischen diesen in Gordons Wesen vorhandenen zufälligen, durch sein Engländertum schon genügend erklärten religiösen Zug zum Hauptfaktor seiner Größe machen.

Eine so beschaffene Kernnatur wird sich überall bewähren, habe sie der Zufall der Geburt zum griechischen Stoiker berufen oder im Islam oder im Judentum oder in moderner Loslösung von jedem Glaubensbekenntnis groß werden lassen. Man darf den Einfluß superstitiöser Vorstellungen bei einem gewöhnlichen, rohen Menschen allerdings hoch anschlagen, nicht aber zu hoch bei einer von Haus aus ideal angelegten Natur, bei einem Geistesmenschen, der die Stunden nur mißt nach dem geistigen Inhalt, mit dem er sie erfüllt.

In Gordon war einfach der Drang zum Guten, zum Wahren, zur Hingabe an die Mitmenschen, der Drang rastloser Arbeit, gegründet auf das Gefühl ungewöhnlicher

Arbeitskraft, dazu jene Verachtung aller Weichlichkeit, wie sie vornehmen Naturen, Stoikern, eigentümlich ist. Ob ein solcher Mann seine Ideale nach dem christlichen Wörterbuch benennt oder mit den Worten irgend eines politischen Bekenntnisses, oder sie auch gar nicht benennt, indem er schlicht tut, was seine edle Natur zu tun ihn antreibt – das bleibt sich gleich. Das werktätige Erbarmen mit der notleidenden Menschheit ist an keine Konfession gebunden, sondern an ein gutes und starkes Herz. Auch können wir nur selten finden, daß Gordons persönliches Verhalten durch seine religiösen Vorstellungen praktisch bestimmt worden sei. Gewiß glaubt er an den Himmel, d. h. an die persönliche Fortdauer der Seele des Menschen nach dem Tode im Zustand der Seligkeit. Aber er trifft, bei aller Bereitschaft zu sterben, die einen rechten Mann überhaupt charakterisiert, alle Vorkehrungen, den Tod von sich abzuhalten, soweit dies ohne Verleugnung seiner Grundsätze geschehen kann. Ja, wir gehen einen Schritt weiter und behaupten, daß der Kampf, von dem Gordon doch öfters spricht, der Kampf seiner Seele mit der Scheu vor dem Tode überhaupt nicht denkbar wäre wenn sein Glaube an die ewige Seligkeit etwas mehr gewesen wäre, als eine in gewissen Momenten ihn überkommende Seelenstimmung. Denn wer, den dieser Glaube ganz erfüllte, hätte noch einen Kampf zu bestehen mil der Todesfurcht? Wer würfe nicht jubelnd dem nächsten feindlichen Speer die nackte Brust entgegen?

Diesen Glauben als praktische Macht gibt es einfach heutzutage nicht mehr. Was davon besteht, das sind poetische Anwandlungen, Stimmungen. Man sehe doch in jedes christliche Trauerhaus hinein, um uns beistimmen zu müssen.

Es täte uns sehr leid um die Menschheit, wenn wir Gordons Heldenmut auf solche Phantastik zurückführen müßten. Phantastisch nämlich war sein Glaube, wie wir

oben angedeutet haben. Er schreibt seiner Schwester, daß er sich die Hilfe bringenden Nilbarken „herbete, wie einst die Truppen in China, wenn sie mir nicht nach in die Bresche wollten.“ Aber er geht noch weiter. Als einst die Sudanesen vor einem Gefecht mit seinen Leuten „ernsthaft zauberten“ (S. 133) und dann in dem Gefecht siegten, da verwirrt sich Gordon, der sich doch sonst als Streiter Gottes fühlt, in den seltsamen Widerspruch, seine eigene Niederlage dem Zauber, d. h. dem Beten seiner Feinde, der heidnischen Neger zuzuschreiben. Er schreibt seiner Schwester: „Es war ihnen offenbar ernst mit ihrem Beten; sie wußten, daß sie Hilfe nötig hatten und wendeten sich an den unbekannten Gott. Denn, wenn der Schwarze auch den wahren Gott nicht kennt, so kennt doch Gott ihn; und Gott ließ sie merken, daß sie beten mußten und erhörte ihr Gebet.“

Das sind offenbar Phantastereien, und darum wollen wir in diesen Dingen nicht die Quelle eines Heldentums suchen, das berufen ist, für alle Menschen, ganz abgesehen von ihren religiösen Vorstellungen, vorbildlich zu werden. Wir suchen in Gordons guter Menschennatur die Elemente seiner Größe und lassen uns den wahren Helden durch solche zufällige Auswüchse seiner Bildung nicht verkümmern. Es wäre zwar nur regelrechte Wiedervergeltung, wenn wir dem von exklusiven Christen oft zitierten Spruche des Kirchenvaters: „Die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster“ den Ausspruch entgegenstellen würden: „Die Tugenden des exaltierten Christen sind Kraftproben des Wahns.“ Aber wir üben diese Vergeltung nicht. Gordon ist uns zu lieb, zu wertvoll dazu. Im Gegenteil! Wir verständigen uns und sagen zu den Evangelischen: Feiert ihn als euern Mann. Ihr dürft es, da die von ihm geübten Tugenden von ihm im Bewußtsein der Erfüllung seiner Christenpflichten geübt wurden.

Uns aber sei gestattet, daß wir ihn einfach in seiner menschlichen Hoheit verehren und sogar ein klein wenig lächeln, wo er theologisiert. Euch allein jedoch können wir den Mann nicht lassen; er muß Allgemeinbesitz der Menschheit werden, die seinesgleichen bitter nötig hat. Die Menschheit ruht nicht auf dieser oder jener Religion; oft genügen schon zweitausend Jahre, um ein Religionssystem außer Wirkung zu setzen. Aber die Menschheit ruht auf der Verwirklichung von Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe, Mut und Treue, und ein Mann wie Gordon, der diesen Idealen sein ganzes Leben als täglich sich erneuerndes Opfer dargebracht hat, gehört, so lange die Überlieferungen des Menschengeschlechts dauern werden, der ganzen Menschheit.

Gottfried Keller.

Gottfried Keller gestorben! Drei Worte .., aber welchen Inhaltes! Nicht daß der müde Leib des mehr als siebzigjährigen Greises den letzten Atemzug getan, nicht das ist das tief Erschütternde. Denn nach dem Lauf der Naturgesetze hat sich die Notwendigkeit erfüllt, unter deren Zwang wir alle stehen, die jedes Herz zu seiner Zeit zum Stillstand bringt. Aber nun ist auch diese mächtige schaffende Phantasie zum Stillstand gekommen, diese kreisende Schöpferkraft eines wunderbaren Menschenhirns, und fortan soll nicht mehr neue Worte zu seinem Volke reden diese Weisheit, die in dem größten Dichter, den die Schweiz jemals hatte, zu solcher Vollendung gereift war. Er singt uns kein Lied mehr, er, der im Liede zum Himmel gefleht hat, daß, wenn dereinst sein letztes Stündlein gekommen sei und er sein Staubgewand abgelegt habe, – jetzt ist es geschehen, – daß alsdann der Himmel seinen schönsten Stern solle

leuchten lassen über dem irdischen Vaterlande des toten Dichters, über seiner geliebten Schweiz.

Nun! wenn ein schönster Stern uns wirklich leuchtet, so wollen wir in seinem Glanze den Segen des toten Dichters erblicken. Und dieser Segen – weht er nicht schon über uns? Hat der eine Mann seinem Vaterlande, namentlich in den letzten zwanzig Jahren, nicht mehr Ehre und Ruhm eingeheimst als irgend ein anderer? Es ist kein Kleines, daß die ganze Welt, daß insbesondere Deutschland wußte: Der größte der lebenden Dichter wohnt im Lande der Alpen, ist ein Sohn der Freiheit! Vor dieser Tatsache mußte ein altes ungerechtes Vorurteil verstummen, als ob der schweizerische Volksstamm zu nüchtern und zu materiell wäre, um in Dingen hoher Idealität es andern Völkern gleich zu tun. Nun überflog ja dieser Adler der Alpen die stärksten Geister anderer Nationen, und, indem man nun schärfer hinsah nach dem Lande, das einen Gottfried Keller hatte, entdeckte man um diesen einen Größten noch so manche hervorragende Talente, denen ihr Führer durch die Wucht seiner Persönlichkeit eine Gasse machte. Vor allem, welches Schauspiel, daß auch einer der größten Maler der Gegenwart als Landsmann und als intimer Freund des Dichters mit ihm in derselben Stadt lebte!

Doch in dieser funkelnden Strahlenkrone des Ruhmes, die er seinem Vaterlande geschenkt hat, liegt gleichwohl nicht das hauptsächliche Erbe, noch der wichtigste Segen des toten Dichters. Ein ganzes Volk bedarf schließlich solcher Ruhmreflexe nicht; es muß in eigener Tüchtigkeit dastehen und würde, wenn es das nicht vermag, trotz noch so reicher Lorbeerernte einzelner seiner Söhne zugrunde gehen. Etwas unendlich Wesenvolleres, als bloßen Glanz, hat Gottfried Keller uns hinterlassen – die fortwirkende Gewalt seiner Dichtungen, einen fortan durch unser ganzes Volksleben dahinrauschenden Strom sonnengoldener Poesie, der aus

seiner Feuerseele, aus seiner heißen, treuen Brust hervorgequollen ist und nun weiterfließt bis an das Ende, das auch für große Dichtungen dann kommt, wenn sie nach einem oder mehreren Jahrhunderten ihre Schuldigkeit getan haben und völlig eingesogen sind vom Geiste der Nationen. Wer möchte sich vermessen, vorauszusagen, was dieser tiefe und breite Strom Kellerscher Dichtung in unserem Volke alles wirken wird? wie viele tausend Herzen er nähren, wie viele junge Phantasien künftiger Dichter und Künstler er entzünden, ja, wie er auch, gemäß den sittlichen Gewalten, die in ihm lebendig sind, und gemäß der wunderbaren Lebensweisheit, die in ihm ruht, unser Volk erziehen und bessern wird? Und wenn man uns vielleicht entgegnet, daß Gottfried Kellers Dichtungen noch weit von eigentlicher Popularität in unserm Volke entfernt seien, so liegt gerade darin für uns die Bürgschaft, daß auf sehr lange Dauer hinaus ihre Wirkung sich erstrecken wird. Nur das bleibt späteren Geschlechtern, was nicht augenblicklich von allen Zeitgenossen erfaßt und absorbiert wird. Und wenn manches, was Gottfried Keller gedichtet, in allen Zeiten nur von den Gebildeten völlig wird genossen werden können, — ja! wer zweifelt denn, daß in einem künftigen Jahrhundert die Gebildeten schon die Mehrzahl im Schweizerlande sein werden? Endlich — überschätze man doch auch nicht zu sehr die Bildung als Vorbedingung des Genusses wahrer Poesie. Daß man lesen könne und ein wohlbeschaffenes, empfängliches Gemüt habe, eine warme Seele und den Sinn für das Gute und Rechte bei einigem geraden Hausverstand — das dürfte ausreichend sein, auf daß auch die einfachste Frau im Lande an dem Tun und Leiden der Frau Regel Amrain in den Novellen „Die Leute von Seldwyla" ihr herzliches Wohlgefallen habe. Und Pankraz der Schmoller und die drei gerechten Kammacher und — in den „Züricher Novellen" — Dietegens ergreifende Liebes-

geschichte oder die Zwinglinovelle wird auch jeder verstehen, der nicht eben auf den Kopf gefallen ist. Mag „Der grüne Heinrich“ mehr nur verwandte Künstlernaturen fesseln, diesen aber eine Art weltlichen Evangeliums sein, so ist dafür „Martin Salander“ das symbolische Buch unserer neuen Schweiz der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, das Buch unseres demokratischen Bürgertums mit seinen Vorzügen und seinen Gebrechen.

Doch wohin geraten wir? Noch ziemt es sich nicht, gleichsam den Nachlaß zu untersuchen und verteilen zu wollen, während der tote Dichter eben erst die Augen geschlossen hat. Wir wollten auch nichts anderes mit diesen Andeutungen ausdrücken, als das Gefühl unendlicher Dankbarkeit, das jeden Schweizer erfüllen muß, der heute an das Totenbett in Zürich denkt. Wir vermögen uns auch nicht zu zwingen, heute dürftige Notizen über den äußern Lebensgang des einstigen Staatsschreibers von Zürich zu Papier zu bringen. Dergleichen mag später nachgeholt werden und besonders denjenigen überlassen bleiben, die sich, wie der junge Dichter Dr. Adolf Frey von Aarau, in den letzten Jahren oft des persönlichen intimen Verkehrs mit Gottfried Keller zu erfreuen hatten.

Uns selbst klingt in aller Wehmut jener fast freudige Schlußchor der Matthäuspassion durch das Gemüt, indem wir erwägen, daß auch dem einsamen Dichter, der nun die Wimpern geschlossen hat, die Ruhe wohl zu gönnen ist. Denn je mehr das Leben eines solchen großen Mannes für alle andern eine gleichsam erlösende Tat ist, desto mehr Kreuz und Plage hat es für ihn persönlich. Im gemeinen Sinne des behaglichen Daseins ist das Leben eines gewaltigen Dichters oder Künstlers beinahe immer ein verfehltes. Dieselben Kräfte, welche die herrlichsten Schöpfungen des Genius zeitigen, wirken zugleich als dämonische Gewalten der Unruhe im Herzen des Dichters und verwehren ihm

so manche Lebensfreude, die jeder andere leicht und fast unbewußt pflückt. Wohl gewähren die Augenblicke gelingender Arbeit einem Meister seiner Kunst Freuden, die über alle Erdenfreuden herrlich sind; aber es gehen ihnen auch Stunden und Tage des Unmutes, des Überdrusses, des Zweifels voraus, Kämpfe, die kein anderer begreift und auf die jeder große Mann das symbolische Wort der Schrift anwenden darf: „Ich trete die Kelter allein" – denn da kann ihm niemand helfen. Man erwäge zum bessern Verständnis dessen, was wir hier andeuten wollen, wie lange Gottfried Keller, nachdem er schon seine besten Werke geschrieben, unbeachtet und verkannt blieb, wie seine schönsten Mannesjahre ihm vergingen, ohne daß jemand seinem vollen Wert Verständnis entgegenbrachte. Welche Einsamkeit da um ihn, dem es auch nicht gegönnt war, sich eine Familie zu gründen. Daß zorniger Unmut daher zuweilen ihn überkam wie ein finsterer Geist und bei der Leidenschaftlichkeit seines nach innen sich verzehrenden Temperamentes befremdenden Ausbruch fand, – wer könnte es nicht verstehen? Da ist nun der Gedanke, daß der kränkelnde Greis, der zuletzt keine einzige Blutsverwandte mehr um sich hatte, nun aller Unruhe des Lebens entrückt ist und daß von seinem Erdendasein nur sein hoher, reiner und gewaltiger Geist bleibt, ein nicht mehr leidvoller . . ., „den wir nicht weiter mehr beweinen", wie es in jenem Schlußchor der Matthäuspassion heißt – ja, das trifft unsere Stimmung. Ein „Schlafe sanft!" rufen wir dem Dichter zu, um dessen Namen jetzt „des Friedens heller Regenbogen steht"; wir bestatten ihn in unserm Herzen und getrösten uns, daß sein Genius fortan über unserm Lande als ein Schutzgeist waltet.

Professor Dr. J. Bächtold.

(Geb. 27. Januar 1848, gest. 8. August 1897.)

Dem Rufe, der diesmal an ihn ergangen ist, hat er wohl Folge leisten müssen; da gab es kein Ablehnen wie vor einiger Zeit bei dem Rufe an die Leipziger Hochschule. Und was damals als Furcht vor einem der Schweiz drohenden Verluste das Schweizerland durchzuckte – jetzt ist es durch die feststehende Tatsache: „Bächtold ist uns auf immer entrissen!" zu einer Trauerkunde geworden, die auch über die Landesgrenze hinaus Widerhall weckt. Der mit erst 49 Jahren, in der schönsten Schaffenszeit aus dem Leben abberufene Literaturforscher gehört zu denjenigen seltenen Gelehrten, deren reiches Wirken nicht bloß von den engern Kreisen der Fachgenossen gewürdigt wird, sondern in weitern Schichten der Bevölkerung teilweise das Bewußtsein, teilweise wenigstens die gleichsam instinktive Ahnung hervorruft, da werde der akademische Lehrstuhl einmal von einem Manne eingenommen, dessen Tätigkeit der Volksseele bewegende Kräfte und nährende Stoffe zuleite. Bei so manchen andern Gelehrten scheint sich die ganze Wirksamkeit in einem Wirbel zu drehen, Bücher erzeugend aus Büchern, Gedanken umpeitschend wie Kreisel, ein fleißiges scholastisches Spiel, von dem doch niemand recht weiß, wann es jemals der Menschheit zugute kommen wird. Bei Bächtold war es anders. Zwar an stupendem Wissen, am sogenannten Schulsack seiner Spezialwissenschaft, der germanistischen Literatur, stand er wohl keinem Fachgenossen nach und hatte seine Kenntnisse so prompt in Bereitschaft, daß man ihn jederzeit mit den verzwicktesten Fragen überfallen und doch sofort die wissenschaftlich gut begründete Antwort erhalten konnte. Aber vom angehäuften Wissensmaterial ließ er sich nicht ersticken und überschätzte es auch nicht. Es blieb ihm Mittel zu höhern Zwecken. Es durfte sich nicht stauen, sondern mußte fließen. Darum

wirkte er so mächtig anregend als akademischer Lehrer; darum wurden seine Bücher so lebendig, als dies von Werken, die zum Teil doch auch Stapelplätze gehäufter Kenntnisse vorzustellen hatten, nur irgendwie kann gefordert werden. Darum begnügte er sich aber auch nicht mit der Abfassung literargeschichtlicher Kompendien, sondern schenkte der lebendigen Poesie der Gegenwart vollste Aufmerksamkeit, wurde der Herausgeber des größten Lyrikers der Schweiz, Leutholds, der Biograph unseres größten Dichters, Gottfried Kellers.

Als Bächtold, der aus einer Schaffhauser Familie stammte und, nach frühem Tode des Vaters, in dem thurgauischen Politiker Erzinger einen treuen Stiefvater gefunden hatte, nach Beendigung seiner Studien, die ihn zuletzt nach London geführt hatten, in der Mitte der sechziger Jahre noch als Hauslehrer in einer Winterthurer Familie lebte, gab er zunächst ein frisches Schriftchen über den satirischen Dichter Hans Salat (Reformationszeitalter) heraus. Dann folgten kritisch-literarhistorische Werke über die Strettlinger Chronik und über Niklaus Manuel, prächtige Bücher, die von J. Hubers Verlag (Frauenfeld) in einer Weise ausgestattet wurden, wie man dies von einem schweizerischen Verlag noch nicht erlebt hatte. Das waren die Schriften, die seinen Ruf in der gelehrten Welt fest begründeten und ihm später die Professur in Zürich eintrugen, in der er bis zu seinem Tode gewirkt hat. Doch lag es in der Natur der Gegenstände, daß diese Bücher mehr nur von studierten Leuten gelesen und recht gewürdigt wurden. Auch seine allmählich im gleichen Frauenfelder Verlag lieferungsweise erschienene „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“, die zum Teil wundervolle Kulturbilder aus der Vergangenheit unseres Volkes enthält, konnte kein eigentlich populäres Buch werden, bleibt aber eine Schatzkammer alles Wissenswerten über die Entwicklung der Poesie und Literatur der deutschen Schweiz bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts.

Dagegen erfreute es vor allem Zürich und weiter alle Gebildeten in der deutschen Schweiz, als Bächtold die biographischen Werke interessanter Züricher des vorigen Jahrhunderts — David Heß und J. C. Schweizer — neu herausgab und sich überhaupt nun der neueren Literatur zuwandte. Wir verdanken ihm ein schönes kleines Buch: „Aus dem Herderschen Hause", ferner Schriften über den ihm besonders sympathischen schwäbischen Dichter Mörike: „Briefwechsel von Hermann Kurz und Mörike" und „Schwind und Mörike." Vor allem aber gewann Bächtold für die lebendige Literatur der Schweiz Bedeutung, als er Leutholds Gedichte sichtete und herausgab, die nun eine Auflage um die andere erlebten. Wenn er, was man ihm übel genommen hat, damals in der einleitenden Vorrede an dem Dichter Kritik übte, so hätte man doch auch in Anschlag bringen dürfen, welches schöne Ehrlichkeitsbedürfnis einem Literaturhistoriker innewohnen mußte, der, ganz gegen den Brauch einer unbedingten Verherrlichung des von ihm der Vergessenheit entrissenen Dichters, in dem Streben nach voller Objektivität sich dazu hinreißen ließ, auch die Schattenseiten der Erscheinung, die er behandelte, keineswegs zu vertuschen. Das große Hauptwerk seiner letzten zehn Jahre (und vielleicht schon früher vorbereitet) waren seine Ausgabe der nachgelassenen Schriften Gottfried Kellers und sein schönes dreibändiges Werk: „Gottfried Kellers Leben" (Wilhelm Hertz, Berlin). Es ist bezeichnend, daß auch von den vielen Gegnern, die sich Bächtold in seiner dominierenden und beneideten Stellung nach und nach gemacht hatte, doch nicht einer der Behauptung widersprechen könnte, man hätte in der ganzen Schweiz wie auch in Deutschland für die Ordnung des Kellerschen Nachlasses und der Kellerschen Biographie keinen geeigneteren, an Sach- und Personenkenntnis reicher ausgerüsteten Mann finden können als eben Bächtold, dem auch, was den Nachlaß

betrifft, der schweizerische Bundesrat daher das vollste Vertrauen schenkte.

Mit diesen in der Eile hingeworfenen Zeilen haben wir noch lange kein vollständiges Bild der Wirksamkeit Professor Bächtolds, noch weniger ein Bild seines komplizierten, interessanten Charakters gegeben. Wir haben weder seiner frühern Tätigkeit als Lehrer an der höhern Töchterschule in Zürich, noch jener Jahre gedacht, in denen er das Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" leitete. Wer vermag im Flug ein so unendlich fleißiges, arbeitsvolles Leben, wie das Bächtolds es war, zu überblicken? Beglückt war es lange Jahre durch Gottfried Kellers persönliche Freundschaft, ebenso durch ein schönes Familienleben, in dem neben herzlicher Liebe auch die Freude an allem Guten und besonders die Pflege lieblicher Hausmusik gedieh, an der sich der selten rastende Mann im Kreise blühender Töchter erlabte. Und wenn von Feinden Bächtolds die Rede war, so muß auch erwähnt werden, daß er treue Freunde hatte und daß viele den Umgang des geistvollen und wissensgewaltigen, dabei im Verkehr so schlichten und gemütlichen Mannes suchten. Daß der Ruhm seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit auch nach Deutschland gedrungen war, ist bekannt. Nicht nur der Ruf nach Leipzig, dem er nicht Folge leistete, bewies es. Schon vorher war bei Eröffnung des Goethe-Archivs in Weimar auch Bächtolds Tätigkeit in Anspruch genommen worden. Damals wurde der Schweizer Gelehrte öfter am großherzoglichen Hofe empfangen und soll durch seine ebenso gut gelaunte als ungenierte Art, sich zu geben, den Herrschaften viel Vergnügen gemacht und den etwas steif zeremoniellen Ton jenes Hofes ungemein belebt haben, so zum Beispiel als er bei einer Abendgesellschaft im Schloß sich einmal an den Großherzog mit den Worten wendete: „Königliche Hoheit, es stinkt", und, als sich Entsetzen auf allen Gesichtern malte, ruhig hinzusetzte:

„Es sind diese altmodischen Öllampen", womit er aufstand, hinging und die Lampen etwas hinunterschraubte.

Die oben erwähnte Kompliziertheit seines Charakters war durch eine gewisse immer bewahrte Kindlichkeit seines Fühlens im Gegensatz zu der früh erlangten Lebenseinsicht und wissenschaftlichen Reife gegeben. Wer Bächtold verstehen konnte, mußte ihn lieben. Achten mußten ihn alle schon um seines erstaunlichen Arbeitsdranges willen. Fleiß und Gewissenhaftigkeit waren in ihm gleichsam personifiziert.

Nun sind der Schweiz binnen weniger Monate ihre beiden ersten akademischen Literarhistoriker durch den Tod entrissen worden, Hirzel, Hallers Biograph, uns Bernern, Bächtold der Zürcher Hochschule. Auch bei Bächtold war es ein längst sich vorbereitendes Herzleiden, das ihn uns raubte. Bis in die letzten Tage war er noch tätig, so daß eine kleine bibliographische Schrift mit chronologischen Angaben über G. Kellers Bücher, Zeitungsartikel usw. nun erst nach seinem Tode erscheinen und einen letzten Gruß und letzten Beweis seines treuen Arbeitersinnes vorstellen wird.

Henriette Feuerbach.

Aus Ansbach in Bayern kommt uns die Trauerkunde, daß Henriette Feuerbach, eine der edelsten Frauen Deutschlands, gestorben ist.

Sie hat niemals versucht, ihr Leben an die Öffentlichkeit zu drängen und äußerem Ruhm nachzujagen; aber die in ihr ruhenden Tugenden und Kräfte und der von ihnen ausgehende Segen für andere waren derart, daß die Verdienste dieser Frau bei aller ihrer persönlichen Demut und Bescheidenheit nicht im verborgenen bleiben konnten. Somit ziemt es sich auch, nun, bei ihrem Tode öffentlich von ihr zu sprechen.

Als eine Tochter der durch wissenschaftliche und andere Verdienste bedeutenden Familie Heydenreich war sie im Jahre 1813 geboren worden; über ihre Mädchenjahre ist uns nichts bekannt. Mehr wissen wir von ihr erst von dem Moment an, da sie die zweite Gattin des in Freiburg im Breisgau an der Universität wirkenden Ästhetikers und Kunsthistorikers Anselm Feuerbach, eines Bruders des Philosophen Ludwig, wurde. Mit diesem Tag übernahm sie die große schwere Hauptaufgabe ihres Lebens, die darin bestand, die milde, schlichtende, tröstende, pflegende Iphigenie zu sein in einem Hause der Titanen. Die Feuerbach tragen ihren Namen nicht umsonst. Mit hoher Genialität, ihrem gewissen Erbteil, verbanden fast alle Männer dieses Geschlechtes Unbändigkeit der leidenschaftlichen Natur, und wo die Welt ihren Verdiensten nicht gerecht wurde, wuchs in ihnen ein finsterer Trotz, der wie eine Wolke über ihrem Leben lagerte, freilich eine Wolke von den blendenden Blitzen echten Genies durchzuckt. Dieser Art war vornehmlich der Ästhetikprofessor, der ein herrliches Buch über den vatikanischen Apollo der Nachwelt hinterlassen hat. An seiner Seite zu leben erforderte aber von der zweiten Frau große Selbstverleugnung, da er vor allen Dingen den Kultus des Andenkens der ersten Frau in seinem Herzen aufrecht erhielt. Und da er bald gemütskrank wurde, war die edle Lebensgefährtin weniger seine Gattin als seine Pflegerin und die Mutter der beiden Kinder aus seiner ersten Ehe, des nachmals so berühmt gewordenen Malers Anselm Feuerbach und seiner Schwester Emilie, die später in einem ungewöhnlich hübschen Märchenbuche bewies, daß auch auf ihr poetische Gaben ruhten. Eigene Kinder blieben Frau Henriette Feuerbach versagt. Aber als nun ihr Mann gestorben war, konnte niemand den Stiefkindern eine bessere Mutter sein als diese ausgezeichnete Frau, die später in Heidelberg ihre Witwenwohnung nahm. Ihre Hauptsorge

war selbstverständlich bald der hochbegabte Sohn, in welchem Maße – das ahnt man am besten, wenn man „Das Vermächtnis“ liest, jenes wunderbare tragische Buch, das Frau Feuerbach dem Gedächtnis ihres im fünfzigsten Jahr verstorbenen Stiefsohnes als Totenopfer dargebracht hat, ein Buch, in dem sie selbst zwar möglichst in den Hintergrund zu treten sucht und daher fast durchweg nur die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen des großen Malers sprechen läßt, aus dem sich aber doch ergibt, daß die Mutter alle die Seelenleiden des Sohnes wie eine mater dolorosa mit durchgemacht hat. Dazu kommt noch, daß diese Frau sich die größten Entbehrungen auferlegte, um den später meistens in Rom lebenden Sohn unterstützen und in seinem Streben fördern zu können. Doch denke man sich das Heim dieser wunderbaren Frau deshalb nicht verlassen von Musen und Grazien! In aller Not behielt Frau Henriette Feuerbach so viel Freiheit des Geistes, daß sie, nicht bloß als Lehrerin anderer, die Musik, ihren liebsten Lebensquell, zu ihrer Seelenlabung pflegte, sondern sie las auch die griechischen Dichter und Philosophen und zwar in der Ursprache und war literarisch tätig. So rührt von ihr das beste Buch her über zwei Ansbacher Poeten des achtzehnten Jahrhunderts, Uz und Cronegk; auch hatte sie dem Andenken des verstorbenen Gatten eine biographische Schrift dargebracht, um Unterlassungssünden der Mitwelt gut zu machen. Bei alledem nahm sie in ihrem Wesen nichts Hartes, Unweibliches an. Diese Frau von hohem Wuchs, mit alle Kleinlichkeit ausschließenden klaren Zügen im durchgeistigten Antlitz, bei dem insbesondere die schöngewölbten, auf Phantasie deutenden Augenknochen, die prächtigen geschweiften Augenbrauen und die seelenvollen Augen selbst an ein berühmtes Sibyllenbild von Dominichino erinnerten, diese Frau blieb weiblich in der milden Sanftmut ihres Wesens und war jungen Studierenden, die das Glück hatten, in ihre Nähe zu kommen,

eine mütterliche Freundin, zu der man zwar emporsah wie zu einer Vittoria Colonna, die man aber zugleich liebte und in Herzensgeheimnisse einweihte. Ihr eine selbst verfertigte Arbeit, einen Aufsatz, eine Dichtung vorzulesen, war eine eigentümliche Lebenserfahrung; was nicht taugte, wurde einem in dem Augenblick als schlecht bewußt, da es vor ihrem Ohr laut wurde. Selten durch eine ausdrückliche Verneinung lehnte sie dergleichen ab; aber es glitt an ihr nieder in den Staub wie an einer reinen griechischen Marmorstatue. Wo sie aber zufrieden war, glänzte leicht eine Träne der Rührung in ihrem Auge, auch ohne daß der Gegenstand tragisch zu sein brauchte; Schönes ergriff sie so.

Bei allen diesen herrlichen Eigenschaften war Frau Henriette Feuerbach weiteren Kreisen in Deutschland fast unbekannt geblieben, bis plötzlich im Kriegsjahre 1870 diese Frau aus der stillen Stube literarischer Arbeiten als Organisatorin der Krankenpflege hervortrat und damit nicht nur ihre Liebe zum Vaterland und zur leidenden Menschheit bewies, sondern auch an den Tag legte, daß wissenschaftliche Studien die Frau keineswegs unfähig machen zu praktischer Betätigung. Die Großherzogin von Baden erkannte alsobald, wen sie in Frau Feuerbach besaß, die daher an hervorragendster Stelle neben der Landesfürstin ihre Tätigkeit entfalten durfte. Baden wird nie vergessen, was es in jenen Monaten des Blutes und Jammers der Energie und der Charaktergröße einer Henriette Feuerbach zu danken hatte. Kaiser Wilhelm I. lohnte die edle Pflegerin mit dem Verdienstkreuz von 1870/71; Baden gab ihr den Louisen-Orden.

Nachher trat Frau Feuerbach wieder in die Stille zurück, und dann kam der große tiefe Schmerz ihres Lebens, der jähe Tod des genialen Malers Anselm in Venedig (1880). Damals hat Johannes Brahms Schillers „Nenie" (Totenklage) komponiert und dieses herrliche ergreifende Tonwerk

Frau Henriette Feuerbach gewidmet, was spätern Zeiten vorkommen wird, wie wenn wir lesen von den Huldigungen, welche Michel Angelo der von ihm so hochverehrten Vittoria Colonna darbrachte. Über ihren Schmerz um den in Leiden erkauften Sohn wäre die Greisin nicht hinweggekommen ohne das in ihr nun aufstehende Gebot der Pflicht, den Nachlaß des großen Malers vor schnöder Verzettelung zu sichern und – wie einst schon bei seinem Vater – Anstalten zu treffen, daß die Nachwelt einigermaßen gut mache, was die Mitwelt versäumte. In diesem vom besten Erfolg gekrönten Tun sind die letzten Lebensjahre Frau Feuerbachs hingegangen, verdunkelt freilich von dem nicht mehr weichenden Trauerflor und endlich auch noch durch die Trübung ihres Augenlichtes, sodaß sie in Würzburg einer Staroperation sich unterwerfen mußte, die ihr leider nicht mehr genügende Sehkraft zurückgab.

Da müssen wir denn allerdings dem Schmerz darüber, daß sie unserer Liebe und unserem Dank nicht mehr erreichbar ist, Einhalt gebieten und vielmehr zugestehen, daß wir der achtzigjährigen Greisin nach solchem Dulderleben den tiefen letzten Schlaf wohl gönnen. Und nun alles zusammenfassend, was aus dem Leben dieser Frau zu uns spricht, verstehen wir, daß nicht nur die Kirche, sondern auch reines Menschentum seine Heiligen hat.

Johannes Brahms.

Der elektrische Strom, der letzten Samstag von Wien aus nach allen Himmelsrichtungen und so auch nach Bern die Trauerkunde leitete: „Brahms ist heute früh gestorben“ – „sanft eingeschlafen“ hieß es in der Depesche, welche Max Kalbeck an mich richtete – hat Millionen Herzen

schmerzlich durchzuckt. Zwar war es schon seit einigen Monaten ein lautes Geheimnis, an dem Lebensmark des auch körperlich so gewaltig angelegten Mannes, der bis an sein 64. Jahr niemals krank gewesen, nage ein unheilbares Leiden (Karzynom der Leber), und seine nahen Freunde unterhielten diesen ganzen Winter hindurch eine Art Nachrichtendienst, der immer beunruhigendere, betrübendere Symptome der rasch fortschreitenden inneren Zerstörung meldete. Nun aber, da das vorausgesehene Ereignis eingetroffen ist, macht sich das so schrecklich Definitive, das unerbittlich Abschließende, das in der Nachricht vom Tode eines großen Mannes liegt, so schmerzlich geltend, als wäre man nicht längst darauf vorbereitet gewesen.

Brahms ist gestorben! Das will heißen: Der größte Symphoniker unserer Zeit gehört uns Lebenden nicht mehr an. Daß Brahms diese Bedeutung hatte, daß er der letzte große Vertreter des Klassizismus in der Musik war, darüber sind alle Musiker und Musikkenner der Welt einig. Wohl ist nicht die eilende Feder des Journalisten berufen, im Augenblick, da ein Gewaltiger im Reiche der Kunst dem Leben entrissen worden ist, festzustellen, welches sein Wert sei und wie weit in spätere Jahrhunderte hinein die Stärke seines Genius leuchten werde. Aber dies darf als gewiß behauptet werden, daß kein anderer Komponist seit Mendelssohns Tod eine so vollkommen meisterhafte Kenntnis und Beherrschung der Musik besaß wie Brahms. Ja, in dieser Beziehung darf man ihn gleich hinter Johann Sebastian Bach nennen. Er kannte seine Kunst so, wie die großen Maler der Renaissance die ihrige kannten. Daher führte er, mit Lust an der Schwierigkeit der Aufgabe seine Kraft steigernd, in seinen Tondichtungen oft wunderbare Dinge aus, die das Entzücken des Musikers von Fach sind. Ich war in Bologna zugegen, als der dortige Maestro Martucci – wohl der tüchtigste Musikdirektor Italiens – vor Brahms

beinahe einen Fußfall tat und ihm durchaus die Hand küssen wollte, die so Herrliches geschrieben. Und dann begann er enthusiastisch von den Entdeckungen zu sprechen, die er in Brahmsschen Partituren gemacht habe, von geheimnisvollen Feinheiten, die der Laie, auch wohl mancher Kapellmeister nicht bemerkt, die in das Werk hineingewoben sind, gleichsam Freimaurergrüße des Genius an den ihm verwandten Geist, und er sang dem deutschen Meister die Stellen vor, ja zuletzt – da Brahms nicht bequem Italienisch und Martucci nur etwas weniges Französisch sprach – sangen sie alle beide und verständigten sich so über das, was jeder meinte; ich mußte an Albrecht Dürer in Italien denken. Man könnte nun freilich sagen, die Musik sei nicht dazu da, Rätsel aufzugeben, und Brahms würde vielleicht ohne seine gelehrte Kunstausübung schneller populär geworden sein. Aber erstlich ist hiegegen zu bemerken, daß fast alle großen Musiker ihren Zeitgenossen anfänglich schwer und dunkel schienen (Beethoven besonders) und daß überhaupt in den Künsten diejenigen Meister, welche nicht sofort allgemein verstanden werden, den spätern Generationen desto länger interessant bleiben. Sodann kann man aber wahrhaftig nicht klagen, Brahms sei, obschon man gewiß an ihm immerfort neu zu lernen hat, nicht populär geworden; denn seine Musik, namentlich auch sein Lied, beherrscht – wenigstens in Deutschland, Österreich, der Schweiz und England – den Konzertsaal. Opern hat er nie veröffentlicht (daß er in jungen Jahren solche schrieb, habe ich aus seinem Munde; vielleicht findet sich etwas davon im Nachlaß). Er sah, wie Wagner der Oper eine neuartige Entwicklung gab und hielt sich, namentlich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, nicht für berufen, dieses Gebiet ebenfalls zu betreten. Daß er Wagners Kunstausübung nicht liebte, ist bekannt und aus seiner eigenen, ganz anders gearteten Musik zu erklären. Diese beiden großen Männer waren,

auch rein menschlich genommen, Gegensätze, was hier nicht weiter ausgeführt werden soll; wohl aber möchte ich ein Wort der Vergessenheit entreißen, das Brahms eines Morgens in meinem Garten in Bern zu mir sprach: „Eigentlich bin ich der beste Wagnerianer; denn schwerlich kennt jemand die Wagnerschen Partituren so durch und durch wie ich." (Die Original-Lohengrinpartitur ist meines Wissens in Brahms' Besitz; von sämtlichen Opern Wagners bevorzugte Brahms „Meistersinger" als die bei weitem feinste und tüchtigste Arbeit.)

Wenn wir nun von seinen Werken sprechen sollten — die Opuszahlen gehen ins zweite Hundert — so wären von den großen, gewaltigen Chorwerken namentlich das deutsche Requiem, das Triumphlied und das Schicksalslied zu nennen, von den Instrumentalwerken die vier Symphonien, die tragische und die akademische Festouverture und dazu viele herrliche Kompositionen der Kammermusik, jenes erste Sextett z. B., und himmlische Trios und Sonaten. Doch wozu eine Aufzählung, die jeder musikalische Katolog vollständiger liefert und die wahrlich für musikfreundliche Leser nicht notwendig ist. Ebenso möchte ich außer der Angabe, daß Brahms am 7. Mai 1833 zu Hamburg geboren wurde, hier keine biographischen Notizen über ihn schreiben, wie sie das Konversationslexikon jedem an die Hand gibt. Es wird wohl nicht lange anstehen, bis über den großen Mann ausführliche Biographien erscheinen.

Lieber sei der Rest des verfügbaren Raumes der Erinnerung an seine Persönlichkeit geweiht! Ach, daß nun auch da die Form der Vergangenheit gewählt werden und es heißen muß: Brahms w a r . . .! Nicht mehr sollen wir diese treuen, blauen und klaren Augen sehen — („die lieben, wunderbaren Augen, in die wir hineinschauten wie in einen Brunnen des Himmels", schrieb mir noch neulich Max Kalbeck) —! Wie leuchteten sie von Geist und Leben

und innerer Freudigkeit aus einem Antlitz, das in spätern Jahren mit dem mächtigen weißen Barte etwas Jupiterhaftes hatte. Die ganze Erscheinung überhaupt deutete auf eine Kraftnatur, der man ein Alter zutraute, wie es Kaiser Wilhelm erreicht hat. Dabei war in diesem scheinbar rauhen Manne eine unvergleichliche Zartheit der Empfindung, die sich allerdings zuweilen hinter trutzigen Formen verbarg, dies gemäß einer gewissen seelischen Keuschheit, welche sich selbst nicht preisgeben wollte. Aber vor der Betrachtung eines Werkes edler Kunst hielt die rauhe Maske nicht stand; bei einer Aufführung der „Geschwister" von Goethe zum Beispiel, der ich mit Brahms im alten Wiener Burgtheater beiwohnte, wischte er sich in heimlicher Rührung fortwährend die Augen, und so war es in Parma vor einem Gemälde mit Engelsköpfen von Parmeggianino. Anderseits konnte er allerdings auch zürnen und heftig streiten, wo ihm etwas mißfiel und er Farbe zu bekennen für Mannespflicht hielt. In solchen Momenten kehrte er die Disputierlust des norddeutschen Charakters hervor, den er selbst nicht für den angenehmsten hielt. Ihn zog sein Herz vielmehr zu Menschen von feineren, weicheren Kulturformen. Darum auch reiste er so gern in Italien und brachte die zweite Hälfte seines Lebens in Wien zu. Selbst durch und durch wahr und treuherzig, liebte er wohl deshalb unverdorbene, schlichte Kinder aus dem Volke so sehr; bei ihnen eher als bei Erwachsenen hoffte er naive, echte Herztöne zu finden. Dem Volk näherte ihn auch die Erinnerung an seine eigenen drangvollen Jugendjahre und das Verständnis des Lebensernstes, das in Brahms ein ausgereiftes und tiefgehendes war. Besaß doch Brahms überhaupt eine selbst erworbene, umfassende und gründliche Bildung, wie wahrscheinlich noch nie ein Musiker vor ihm; namentlich hat er die deutsche Sprache tief studiert, und Grimms Wörterbuch war einer seiner liebsten Schätze. Doch

tat er nie dergleichen, als wisse er etwas. Nur sich nicht aufspielen oder sich feierlich nehmen! Das erstreckte sich bis auf seine einfache Kleidung. Wenn es ihm dennoch – zum Beispiel am Hofe zu Meiningen – Freude machte, gelegentlich im Frack mit allen seinen vielen Orden (der preußische pour le mérite war der höchste) vor andern, ebenfalls mit Orden geschmückten Gästen zu erscheinen, so war dies in der Erwägung begründet, es sei schön, den hochgebornen Vornehmen in der ihnen verständlichsten Weise zu zeigen, wie weit es ein Kind des Volkes, ein „Musikant" vermöge seines Genius bringen könne, und ich glaube, er wollte auch gleichsam Revanche nehmen für andere einst von den Vornehmen unwürdig behandelte große Musiker (wie zum Beispiel Mozart oder Schubert).

Doch – nun still! Er liegt auf der Bahre. Sein Schlummer sei uns heilig, der Schlummer nach einem herrlichen Leben voll Größe und Schönheit. Und selbst sein Tod ist Leben. Denn solche sterben zur Unsterblichkeit.

„Kinder eines Tages! was ist jemand? was ist
Niemand? Ein Traum von Schatten sind die Menschen.
Umwallet sie aber ein Glanz von Zeus gesandt, so besuchet
Die Menschen ein helles Licht und ein sanftes Leben."

Karl Munzinger.

O! harte und doch teure Pflicht, des Freundes, in dessen treue Augen wir nicht mehr blicken werden, mit öffentlichem Wort zu gedenken. Echter Schmerz sehnt sich nach Verborgenheit und dunkler Stille. Aber wo die Tränen, die sich zwischen die Wimpern drängen, einem Manne gelten, um den die ganze Stadt, deren Ehrenbürger er war, trauert, um den landauf landab viele klagen, da gilt es, den eigensüchtigen Schmerz zu bändigen und dem unerbittlichen Tod

das liebe Erinnerungsbild abzuringen, das uns fortan auf unserm eigenen Pfade bis ans Ende begleiten soll.

Äußerlich, als Augengedächtnis, wie steht dies Bild wohl vor den meisten Bewohnern unserer Stadt als denkbar lebensvollster Gegensatz zu jedem Bilde von Hinfälligkeit, Schwäche und Tod! Wir sehen Munzinger, wie er im festlich erleuchteten Saale, bevor er den Taktstock hebt, seine kraftvolle und doch schlanke Gestalt dem Publikum noch einmal zuwendet, um sich zu vergewissern, ob die für den Genuß edler Kunst erforderliche Ruhe und würdige Stimmung im Konzertsaale eingekehrt, keine Störung mehr zu befürchten ist. Die freundlichen Augen des sympathisch männlichen Antlitzes gehen ruhig über die schweigende Menge hin. Dann wendet er sich ab, der erhobene Arm mit dem Taktstock fesselt die Massen des Orchesters oder den Chor, um im nächsten Augenblick sie frei zu geben zum Beginn des Tonwerkes. So haben wir alle ungezählte Male ihn gesehen und nicht nur im Saale, so auch im Münster und anderen Kirchen, in Festhütten und so vor allem an den unvergeßlichen Tagen der Gründungsfeier Berns, als er das von ihm komponierte, großartige Festspiel leitete, dessen Märsche ein bleibendes Melodiengut unseres Landes geworden sind.

Was aber war das Geheimnis des Zaubers dieser unvergeßlichen äußern Erscheinung? Es war der jedem sich kundgebende Eindruck, daß eine vollkommen harmonische Persönlichkeit in ihr sich auspräge und zwar eine Persönlichkeit, in der schweizerische Art ihren natürlichen Typus in geradezu idealer Fassung erblickte. In diesem freien Anstand der Haltung, in diesem menschenfreundlich heitern Blick, in dieser mit oft derbem Humor gewürzten Rede war nichts Gekünsteltes, sondern jene Schlichtheit, die unser Volk auch an seinen besten nationalen Dichtern, einem Gotthelf, einem G. Keller so besonders hoch schätzt. Eine Sphäre gleichsam von Güte, Wohlwollen und Frohsinn umgab Munzinger, so

daß, wo er in eine Gesellschaft trat, die Augen der Frauen leuchteten und die Gesichter der Männer sich aufhellten.

Wie sehr nun aber auch menschliche gute Eigenschaften auf glücklicher Naturanlage beruhen mögen, was auch in diesem Falle teilweise gewiß zutraf – man wird die Wurzel dieser harmonischen Ausgeglichenheit in Munzingers Wesen doch tiefer suchen müssen und wird sie in einer innerlichen Selbstbefestigung des Charakters finden, die gewiß nicht ohne Kämpfe erreicht wurde. Munzingers Seelenfriede, der ihm so freudiges Wirken in seinem Berufe und hiedurch so ruhige Heiterkeit gestattete, lag in der gereiften Selbsterkenntnis und Selbstbeschränkung seines Künstlertums begründet. In seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren mochte auch er sich, wie so viele, lockenden Illusionen über die Schaffenskraft seines Talentes hingegeben haben. Aber den Mut, den viele ihr Lebtag nicht finden, die Grenzen ihrer Geistigkeit zu erkennen, den fand sein mannhafter Charakter. Früh zwang er sich, seine nach dieser Richtung gehenden Wünsche und Hoffnungen in bescheidene Bahnen zu lenken. Resignation ist schmerzlich; aber sie trägt ihren Lohn in sich, indem sie den Charakter stählt und erhöht. Wo andere im vergeblichen Ringen nach höchsten Ruhmeskränzen nur die Dornen der Verdrossenheit, der Seelenbitterkeit und des Neides sich ins Herz drücken, schafft charakterstarkes, vernunftvolles Entsagen Ruhe des Herzens und die neidlose Freude an den hohen Werken echter Kunst. Und hier war ja unserem Freunde durch seinen Beruf gegeben, solche Freude in ehrfurchtsvollem Dienst an den Werken der ewigen Meister in schönster Weise zu betätigen. Mit welcher Energie er es getan, wissen wir alle, und in die Annalen bernischen Musiklebens bleibt es eingezeichnet.

Also nicht ganz nur angeborenes Himmelsgeschenk war die leuchtende leutselige Zuversicht, die unserem Munzinger so gut stand und ihm alle Herzen gewann; sie war auch die

Frucht eines in Selbstüberwindung gefestigten Charakters. Daher war seiner Liebenswürdigkeit, die nichts von glatter Oberflächlichkeit hatte, ein sie würzendes Element von körnigem Mannesernst, ja selbst von Herbheit und Derbheit beigemischt und jener Zug, überall zum Rechten zu sehen und Ordnung zu schaffen, der dem wohl ansteht, der in sich selbst immer zum Rechten gesehen und in seinem eigenen Innern das bewirkt hat, was die Sprache mit treffendem Ausdruck als Wohlaufgeräumtheit bezeichnet. Ehrlich gegen andere wie gegen sich selbst, war Munzinger nicht von jenen Kalten, die die Dinge gehen lassen wie sie wollen; sondern mit lodernder Energie griff er zu, wo es galt, Unrichtiges und Schiefes zurechtzurücken und dem Vernünftigen und Ersprießlichen Raum zu schaffen. Wir möchten die Erinnerung an seine Heftigkeit, an seinen gesunden Manneszorn, dessen Aufwallen er meistens selbst mit einem humorvollen Scherzworte glättete, in seinem Bilde nicht missen.

Aber – ach! dies Bild bleibt Stückwerk. Wer setzt mit allem liebevollen Gedenken je durch Worte zusammen, was in der Beseelung des wirklichen Lebens eine so schöne Einheit war! Stände er nur noch einmal vor uns in der einstigen Vollkraft seiner guten Jahre, wie würden wir fühlen, daß keine Rede an das hinanreicht, was die geschlossene Persönlichkeit eines Mannes in ihrer unmittelbaren Erscheinung uns gibt. Wie gern hätten wir ihn, nach Vollendung seines Tagewerkes, noch eine Weile, noch lange! in unserer Mitte gehabt, daß er nach viel Arbeit des Lebens sich mit uns freue, er, der vor allem die Natur auf Reisen und Wanderungen so rein und froh zu genießen wußte. An der Seite seiner holden Lebensgefährtin, die ihm, als Zufälle von Krankheit vor zwei Jahren sich einstellten, eine so treue Hüterin und Pflegerin ward, hätte er auch bei angegriffener Gesundheit und verminderter Genußfähigkeit doch noch eines heitern Lebensabends sich erfreuen können, da er bald

gelernt hatte, sich in den beginnenden Schwächezustand zu schicken, und sein freundlicher Humor ihm treu geblieben war. Doch es sollte anders kommen. Und vielleicht ist es auch so gut.

Was sind wir Menschen? Träume eines Gottes? Vollbringer eines in uns verborgenen Lebenszweckes? Wir wissen es nicht. Aber mit ehrfurchtsvoller Rührung erfüllt uns das stille Hinübergehen eines edel gearteten Menschen, der seinen Weg in guten Treuen bis zum letzten stockenden Atemzuge vollendet hat. Die Flammen verzehren dein Sterbliches, geliebter Freund! Den Deinen – und ihrer sind ungezählt viele – bleibt die Erinnerung an dein reiches, gesegnetes Wirken im schönen freien Reich der holdesten aller Künste und an dein ehrenvolles Leben im Vaterland. In uns aber, deinen Allernächsten, schluchzt ein nicht enden wollendes Dank! Dank! Dank! für alles, was du uns gewesen bist, du lieber Munzinger!

Meine Tugend und meine sittliche Verwilderung.

Daß ich mir in den letzten Monaten des Jahres 1908 so höchst tugendhaft vorkam, bis dann plötzlich ein Vorfall meine im geheimen fortwuchernde sittliche Verwahrlosung in wahrhaft erschreckender Weise an den Tag brachte, daran war eine von Conrad Ferdinand Meyer in einem Briefe an Adolf Frey hingeworfene Äußerung schuld. Er schrieb dem jungen Freunde (im Zusammenhang mit dem Gedanken, wie schwer es doch dem Dichter falle, verständnisvolle Rezensenten zu finden) wörtlich: „Die Sache ist die, daß von den namhaften Schriftstellern jeder so voll von sich selbst ist, daß ihm jedes liebevolle oder auch nur gerechte Eingehen auf Fremdes eine schmerzhafte Bewegung ist."

Als ich diese, weiß Gott! nur allzu wahren Worte las und über sie nachdachte, konnte ich mich auf einmal der Wahrnehmung nicht entziehen, daß ich die von Meyer als schmerzhaft charakterisierte Bewegung nun bereits seit achtundzwanzig Jahren in meiner literarischen Berichterstattung tagtäglich ausführte. Berufsmäßig, aber dabei doch oft liebevoll und hoffentlich meistens auch gerecht, ging ich auf Fremdes ein und vertiefte mich, namentlich in den letzten drei Jahren, unter Verzicht auf alles, was ich an Eigenem gern geschafft hätte, in die Werke der zahllosen anderen mit solchem Eifer, daß man auf mich — da Rezensenten ohnehin Hunde sein sollen — das bekannte Sprichwort mit der kleinen Variante hätte anwenden können: „Viele Hasen sind des Hundes Tod."

Indem ich dergleichen Erwägungen, da sie auf Tatsächlichkeit beruhten, nicht wohl abweisen konnte, erwachte in mir eine gefährliche Selbstgerechtigkeit. Herrgott! fing ich an, mir vorzusagen, — du übst ja seit mehr als einem Menschenalter die Krone aller Tugenden, die Selbstüberwindung. Wie ein Kaminfegerjunge in die Schornsteine, kriechst du in die Seelen und in die Gehirnwindungen aller möglichen schriftstellernden Damen und Herren hinein und bist bei dir selber gar nicht mehr zu Hause. Deine Entwürfe, an denen dein Herz hängt, lässest du in einer Truhe modern, die du nie öffnest, an der du dich wie an einem Sarge scheu vorbeidrückst; aber was alle die anderen ausspekuliert haben, das nimmst du wichtig, in das vergräbst du dich. Wenn du von Natur ein Teufel gewesen wärest — und du warst es vielleicht — bei diesem Leben, bei so fortgesetzt altruistischem Tun mußt du nach und nach der reine Engel geworden sein.

Es fehlte nicht viel, so hätte ich mich vor einen Spiegel gestellt und in heller Selbstbewunderung die Worte ausgerufen, die ich einmal in einem englischen Kinderbuche

unter dem Bild eines sein Butterbrot verzehrenden, kleinen dicken Buben las: What a good boy I am! Und dabei gab ich mein Butterbrot anderen!

Durch ein liebliches Erlebnis, das mir an einem schönen Oktobersonntag auf dem Burghügel hinter Sarnen im Obwaldnerländchen beschieden war, wurde dieses Tugendbewußtsein noch gesteigert. An jenem 18. Oktober war ich, nur von meinem Hündchen begleitet, über den Brünigpaß marschiert und hatte am späten Nachmittag da, wo einst die Burg des Landvogts Landenberg gestanden, mich auf eine der Ruhebänke niedergelassen, die auf dem mit hübschen Bäumen bepflanzten Hügelplateau stehen. Die Ortschaft Sarnen hat man zu Füßen. Der Platz dient auch als Versammlungsort der Landsgemeinde, für die im Halbkreis steinerne Sitzreihen übereinander ganz in der Art eines antiken Amphitheaters angebracht sind.

Über diese Stufen herab, mir gerade gegenüber, kamen auf einmal vier kleine Mädchen, die irgendwo in der Nähe mochten gespielt haben; die kleinste etwa fünf, die größte höchstens zehn Jahre alt. An den Händen hielten sie sich angefaßt und hüpften über die Stufen leicht und sicher. Jetzt erblickten sie den Fremden und sein Hündchen. Und da dieses ein Tierchen ist, dem man die Zutraulichkeit von weitem ansieht, konnten sie der Versuchung nicht widerstehen, sich näher heranzumachen und das zu meinen Füßen ruhende Hündchen, das an solchen Tribut schon gewöhnt ist, zu tätscheln und zu streicheln. Da war nun aber die Zehnjährige, ein blondes Kind in weißem Kaschmirkleidchen, ein Wesen von solcher Edelrasse der feinen, zarten und doch stolzen Züge, ja von solch blendender Schönheit, daß ich mir im stillen sagte, wenn in irgendeiner Königsfamilie eine solche Prinzessin existierte, wie würde die Welt von der Bewunderung des herrlichen Geschöpfes erfüllt sein. Innerlich beglückt, daß es so was gibt und ich es zu schauen

bekam, aber auch mit der scheuen Andacht, mit der man ein lebendiges Märchen, eine entzückende Elfe betrachten würde, sah ich nach dem holden Kinde. Und nun hatte die Kleine, was mir übrigens selbstverständlich war, zu allem noch den feinen Herzenstakt, den man an einer Prinzessin als angeboren bezeichnen würde. Sie fand es nicht richtig, wie ihre kleinen Gespielinnen sich nur mit dem Hündchen beschäftigten, ohne dessen Herrn begrüßt zu haben. So trat sie an mich heran, grüßte mich mit freiem Anstand und zugleich mit jener Zurückhaltung, die auch in einem schönen Kinde bereits als natürliche Schutzwehr gegen allfällige zu dreiste Annäherung aufgerichtet ist. Meine Rede zu ihr war denn auch in Ton und Sinn behutsam, wie wenn es gälte, einen Schmetterling, der sich neben mir niedergelassen, mit keiner falschen Bewegung zu verscheuchen; mit Schillers „Mädchen aus der Fremde" hätte ich nicht ehrerbietiger sprechen können, wenn es mir erschienen wäre. Vom Hündchen war die Rede, wo es zu Hause, daß es heute schon über einen großen Berg gegangen sei, im Lungern- und Sarnersee geschwommen habe, daß man seine Rasse Ayrdaleterrier nenne usw. Was das Kind antwortete, da war jedes Wörtchen anmutig, klug, fein und taktvoll. So auch, wie sie Abschied nahm. Ein Wink den Gespielinnen — „wir wollen den Herrn nicht länger stören" — ein liebliches Kopfneigen, ein freundlicher Blick aus den heiter strahlenden blauen Augen und — verschwunden war die Erscheinung. Ich weiß heute noch nicht, wer das Kind war, wie sie hieß. Um den Namen zu fragen, war ich alter Herr zu blöde; man ermesse darnach den Eindruck, den die Kleine auf mich machte. Aber eines bildete ich mir nachher ein, daß sie mir gesandt war, daß sie mir den Gruß der kleinen Obilot aus Wolfram von Eschenbachs Parzival brachte, die seit Jahren in meinen Gedanken umgeht, — eine geheimnisvolle, nur mir verständliche Mahnung.

Wenn ich nun in all den vielen Wochen seit diesem holden Abenteuer, statt an die kleine Obilot vom Landenberghügel in Sarnen denken zu dürfen, in jeden neuen Roman mich einspinnen mußte, den Tag für Tag die Post mir ins Haus schleppte, wenn dann, je mehr es auf Weihnachten ging, in langer Reihe die Werke jener vielen fleißigen Literaturverfertiger anlangten, die, so sicher wie das brave Huhn täglich sein Ei legt, Jahr für Jahr ihr Buch schreiben und die schöne Selbstwiederholung bei blühender Gesundheit in kommenden Zeiten mit Ausdauer fortzusetzen versprechen, da mußte das Gefühl der Selbstverleugnung, die ich mir fortwährend abgewann, naturgemäß ganz besonders stark in mir anschwellen und mir meine entsagende Tugend beinahe im Lichtglanz eines Heiligenscheins zeigen.

Bis dann am 3. Dezember ein sehr trauriger Vorfall die elende Scheinheiligkeit dieser mühselig geübten Tugend auf einmal aufdeckte. An diesem Morgen nämlich las ich, wie alle Welt, in der Zeitung, daß in Genf Frau Frapan-Akunian, die beliebte Verfasserin von mehr als zwanzig Romanen und Novellenbüchern, auf die bekannte erschütternde Weise aus dem Leben geschieden sei, indem sie, an einer als unheilbar erkannten Krankheit leidend, sich erschießen ließ von einer heroischen Freundin, die hierauf sich ebenfalls tötete. Zuerst war ich starr vor Schreck und Mitleid. Dann aber sprach's irgendwo an der dunkelsten Stelle meines verruchten Herzens: „Doch Eine weniger!“ Und an dieser Regung, die eines Caligula würdig wäre, – denn offenbar würde, wer bei einem so tragischen Ereignisse so was denkt, den ganzen Kürschnerschen Literaturkalender ohne sonderliche Gemütsbewegung zum Orkus hinabfahren sehen, – an diesem ungeheuerlichen Zynismus erkannte ich, daß das 28 Jahre lang betriebene Geschäft des literarischen Altruismus mich durchaus nicht gebessert hat, daß ich keineswegs tugendhaft geworden bin, daß vielmehr meine sittliche

Verwilderung gerade unter dem Zwang dieser anhaltend geübten Selbstüberwindung schauerliche Fortschritte gemacht hat. Man steinige mich! Aber den ersten Stein soll ein Berufskritiker aufheben, der selbst auch Dichter ist.

Empfindsame literarische Altersverkalkung.

Seit einiger Zeit mache ich an mir die Beobachtung eines übermäßig starken Wohlgefallens an Dichterworten, die mir aus der Jugendzeit im Gedächtnis geblieben sind, eines mit dem Gefühl vollkommenen Genügens verbundenen Ausruhens der Seele in den Worten der Klassiker. Dabei handelt es sich nicht etwa um jenes Wohlgefallen, das als begründetes literarisches Werturteil sich geltend macht und auf dem überhaupt die Einschätzung der Dichter als Klassiker beruht. Auch kein kritikloses Verehren der allgemein anerkannten Autoritäten ist dabei im Spiel; von dieser allerbedenklichsten Altersverknöcherung weiß ich mich glücklicherweise noch frei. Aber darauf, daß jene in mir zu so besonderer seelischer Klangstärke gelangten Dichterworte mit einer Menge früher, lieber Jugenderinnerungen verknüpft sind, scheint mir die Stärke zu beruhen, mit der sie sich in alten Tagen nun vordrängen. Und darum bezeichne ich diese symptomatische Alterserscheinung, um sie vom schulmeisterlich autoritativen Klassikerkultus zu unterscheiden, als empfindsame, halte sie aber doch ebenfalls für einen pathologischen Zustand, weil sie die Teilnahme an den Werken der Zeitgenossen einigermaßen verringert. Bei aller Neugier nämlich, die man den literarischen Erzeugnissen der Mitwelt entgegenbringen mag, wird man, wenn diese empfindsame Altersverkalkung einmal begonnen hat, doch bemerken, daß eine gewisse Tiefe unseres Innern von den neuen literarischen Erscheinungen nicht mehr stark berührt wird, auch wenn

unser Urteil sie als ebenso wertvoll wie irgend welche hervorragende Werke der Klassiker gelten läßt. Der Poesiebedarf in uns ist bereits gedeckt, möchte ich sagen, wenn ich für eine so ideale Sache den Ausdruck der Geschäftssprache entlehnen darf. Ein einziges Beispiel für eine ganz bestimmte Empfindungsnuance mag verdeutlichen, was ich meine.

Vorfrühling! Braucht meine Seele vielleicht für diese eigentümlich ahnungsvolle Stimmung irgend eine neue modische Farbe der Lyrik? Nein. Ein für allemal reiche ich aus mit den Versen, die Leonore zur Prinzessin im „Tasso" spricht:

„. . . Schon erquickt uns wieder
Das Rauschen dieser Bäume. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige;
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Zitronen und Orangen ab;
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft. —"

Man begreift. Diese Stelle, als ich sie in der Übergangszeit vom Knaben zum Jüngling zum erstenmal las, war ein Erlebnis. Und das Erlebnis hat sich mir in allen den vielen Jahren seither immer in den Vorfrühlingsmonaten erneuert, wenn der blaue Himmel mit ein paar weißen Wolken mir die Übereinstimmung der mich umgebenden Natur zu diesen einfachen schildernden Versen wies. Wenn nun ein lyrischer Geschäftsreisender für ein modernes Haus mir einwenden würde: „Aber, bitte, Sie haben doch nicht nötig, sich so einzuschränken; belieben Sie sich vielmehr zu erinnern, wie Ihr Landsmann C. F. Meyer so schön gesagt hat: „Genug ist nicht genug" —, ja, da würde ich ihn versichern, meine Ausstattung sei auch keineswegs so ärmlich, wie er denke, da ich — immer für dasselbe

Motiv – noch ein paar andere mir aus der Jugendzeit liebe Verse zur Verfügung habe, so die Anfangsworte aus der Schillerschen Klage der Ceres:

„Ist der holde Lenz erschienen,
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Decke springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus;
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis."

Bei „Zephyrs Flügel" würde freilich der Reisende für moderne Lyrik ein fatales Gesicht schneiden, und auch ich würde dabei ein wenig verlegen zur Seite sehen. Aber beim unbewölkten Zeus, der aus der Ströme blauem Spiegel lacht, würde ich nicht blinzeln und schließlich ein noch altmodischeres Zitat aus Herders „Cid" riskieren:

„In dem blühenden Ostermonat,
Da die Erde neu sich kleidet,
Da die weißbehaarte Mutter
Sich wie eine Fee verwandelt
In die schönste junge Nymphe –"

Kopfschüttelnd über einen so subjektiven und veralteten Geschmack würde der Geschäftsreisende mich verlassen. Er kann ja auch nicht wissen, an welchem gesegneten Ostermorgen zur Seite einer jungen Nymphe der Schüler die Verse aus dem „Cid" zum erstenmal empfand!

Ganz so wie für dieses eine Vorfrühlingsthema könnte ich für hundert andere die von den Jugendjahren her bereits vorhandene seelische Ausfüllung nachweisen, die kein rechtes Bedürfnis nach neuen Stimmungsauslösungen aufkommen läßt. Und nun will ich allerdings die Vermutung nicht unterdrücken, daß recht viele meiner Altersgenossen, wenn sie sich nur daraufhin prüfen wollten, zu einer ähnlichen

Selbstwahrnehmung gelangen dürften. Auch ist sie wohl nicht allein auf die Literatur zu beschränken; am meisten dürfte sie in derjenigen Kunst sich geltend machen, die mehr als alle anderen auf Gemütszuständlichkeiten beruht – in der Musik.

Die praktische Konsequenz ist naheliegend. Wenn die Alten so beschaffen sind, daß eine empfindsame Zärtlichkeit für die Schönheit, an der sie in ihrer Jugend sich labten, ihre Empfänglichkeit für das Schöne verringert, das neue, später geborene Geschlechter hervorbringen, so dürften diese Alten gut daran tun, so schnell als möglich unterzutauchen und wenigstens in Dingen der Literatur und der Kunst nicht mehr Wortführer zu sein. Gewiß! Und es ist mir nach meinem Eingeständnis eine wahre Erleichterung, heute wenigstens in der großen allgemeinen Versenkung „der Nation"* ad inferos fahren zu dürfen. Da ich aber doch nicht gänzlich verschwinde, darf ich als mildernden Umstand für mich vielleicht geltend machen, daß Selbsterkenntnis eines pathologischen Zustandes beim Patienten immerhin die Möglichkeit wenn nicht vollständiger Heilung, so doch eines längeren Hinhaltens des Krankheitsprozesses offen läßt. „Ja, gibt es denn Heilmittel gegen die literarische Altersverkalkung?" Gegen die physische verordnen die Ärzte Jodpräparate, die nur leider die Eigentümlichkeit haben, bei subtilen Naturen starken Schnupfen hervorzurufen. Gegen die empfindsame literarische bleibt schon nichts übrig als eine gehörige Dosis Altruismus bis zum indischen „Tat wam Asi", wo man in den jungen Sprößlingen der Literatur immer wieder sich selbst findet. Ohne Verschnupftheit wird's ja auch da zuweilen nicht abgehen. Aber man kennt nun die gefährliche Anlage, ist vor sich selbst auf der Hut, und so kann sich erfüllen, was man oft genug im Leben sieht, daß ein vorsichtiger Kranker noch leistungsfähiger ist als der eingebildete Gesunde.

* Der Aufsatz erschien zuerst in der „Nation."

Hund und Mensch.

Unter den Büchern meiner Bibliothek befindet sich eines über Hunderassen, dessen Verfasser vor einigen Monaten einen raffinierten Meuchelmord auszuführen versuchte und sich entleibte, als die Sache für ihn eine schlimme Wendung nahm. Ich meine den Fall Angelo Vecchio, der im Spätherbst des vorigen Jahres in allen Zeitungen verhandelt wurde, aber in unserem hastig von Sensation zu Sensation eilenden Zeitalter begreiflicherweise schon wieder in Vergessenheit geraten ist. Angelo Vecchio, ein in Mailänder Sportkreisen sehr bekannter junger Mann, hatte einen Mailänder Millionärssohn zu sich auf sein abgelegenes, kleines Landhaus zu locken gewußt, und zwar in der Absicht, dem Jüngling erstlich einen Check über eine große Summe und noch eine testamentarische Verschreibung zu seinen Gunsten abzunötigen, sodann aber den Unglücklichen mit gebundenen Händen und Füßen in eine im Nebenzimmer bereitstehende Badewanne zu werfen und so zu ertränken. Die Leiche sollte dann von einem ehemaligen Soldaten, den Angelo Vecchio zu diesen Henkersdiensten angeworben hatte, aus der Villa fortgeschleppt und in einen der vielen die mailändische Ebene durchziehenden Kanäle geworfen werden. Der ganze furchtbare Anschlag, der an die klassischen Verbrechen des Borgiazeitalters gemahnt, gelang in seiner ersten Hälfte vollständig. Nur hatte Angelo Vecchio die Schwäche, das Ertränken dem von ihm gedungenen Helfershelfer allein zu überlassen; er, mit dem Check und der Testamentsverschreibung in der Tasche, verließ das Landhaus und fuhr mit einem Nachtzug nach Rom. Dort aber mußte er zwei Tage nachher in den Zeitungen lesen, daß der Genosse seiner Tat es doch nicht über sich gebracht, den Jüngling zu töten; er hatte ihn vielmehr gegen das Versprechen, daß dieser ihn für die Lebensrettung reichlich belohnen werde, losgebunden

und den nach dem ausgestandenen Schrecken kaum mehr des Gebrauches seiner Glieder mächtigen nach Hause geleitet. Als Angelo Vecchio dies las, wußte er, daß er verloren sei, setzte sich in eine Droschke und erschoß sich darin, unfern der Fontana Trevi.

Dieser Angelo Vecchio nun ist der Verfasser des im Mailänder Verlag Ulrico Hoepli erschienenen, reichlich mit Bildern ausgestatteten Buches „Il Cane“ (Der Hund). Und wenn man annehmen darf, der in seinem Werke über alle möglichen Hunderassen mit großem Verständnis und mit liebevollem Eingehen auf die Eigentümlichkeiten dieser Tiere handelnde Verfasser habe die Hunde gern gehabt, so dürfte hierin ein Beweis liegen, daß die Hundefreundlichkeit eines Menschen keineswegs, wie man so häufig annimmt, irgend eine Garantie für Gutmütigkeit und Gemütlichkeit des betreffenden Menschen im allgemeinen gewähre oder gar den Schluß zuließe, wer die Hunde liebe, müsse auch die Menschen lieben.

Das Problem ist vielleicht gerade jetzt diskussionsreif, insofern aus den letzten Wochen und Monaten Äußerungen hervorragender Schriftsteller über den Hund und sein Verhältnis zum Menschen vorliegen. Vor allem hat Maeterlinck in seinem soeben bei Eugen Diederichs in Leipzig in deutscher Übersetzung erschienenen Buche „Der doppelte Garten“ in dem ersten Essay: „Beim Tode eines jungen Hundes“ eine wahre Apotheose des Hundes geleistet, die schönste Verherrlichung der Hundetreue, die wohl jemals geschrieben wurde. Der Aufsatz war zuerst im Februarheft der „Neuen Rundschau“ (Berlin) erschienen. Aber schon im Märzheft brachte dieselbe Zeitschrift eine novellistische Skizze „Einsam“ von Strindberg, in der die Beziehungen von Hund und Mensch in eine ganz andere Beleuchtung gerückt wurden. Da ist zum Beispiel von einer älteren Dame die Rede, „die von ihren beiden Hunden promeniert wird.“ „Ich

denke immer swedenborgisch, wenn ich sie treffe: ich denke an den Menschenhasser, der so einsam wird, daß er Tieren Gesellschaft leisten muß, und ich denke sie mir als gestraft durch die Einbildung. Sie glaubt, diese beiden unreinlichen Tiere, die bei jedem Laternenpfahl stehen bleiben, zu beherrschen, und es sind die Tiere, die sie zwingen, jeder ihrer Launen zu folgen." Und im weiteren Verlauf seiner Skizze kommt Strindberg noch öfter auf diesen Gedanken zurück. „Ich habe niemals verstanden", sagt er, „wie ein Mensch sein Ergebenheits- und Pflegegefühl in eine Tierseele niederlegen kann, wo es Menschen gibt, denen man opfern kann, und dazu in die Seele eines so unreinen Tieres, wie es der Hund ist, dessen ganzes Dasein darauf ausgeht, zu verunreinigen." Diese Neigung des Menschen zum Tiere sei ihm, wie alles Unerklärliche, geradezu „unheimlich", sagt Strindberg weiter und wiederholt: „Wenn ich nach Swedenborgs Methode philosophieren wollte, würde ich bei Zwangsvorstellung als Strafe stehen bleiben. Mag dieses Wort bis auf weiteres hingehen. Denn dann sind es Unglückliche, die als solche Mitleid verdienen."

Für Maeterlinck ist der Hund ein ethisches Symbol. Der Hund ist ihm von allen Naturwesen das einzige, das die undurchdringlichen Scheidewände, die den Arten der Geschöpfe gezogen sind, in Liebe zu durchbrechen gewußt hat. „Wir sind allein, völlig allein auf einem Planeten des Zufalls, und unter allen Gestalten des Lebens, die uns umgeben, hat sich nicht eine mit uns verbündet, außer dem Hunde ... Wenn sie Flügel hätten, würden Rose und Getreide bei unserm Nahen fliehen, wie es die Vögel tun." In dieser Isoliertheit des Menschen hält nur der Hund zu ihm, der uns verehrt, als hätten wir ihn aus dem Nichts emporgezogen; nichts kann ihm die Liebe und den glühenden Glauben an uns nehmen. Dafür sei der Hund, in einer Beziehung, auch glücklicher als der Mensch. Denn

der Hund „ist das einzige Lebewesen, das einen unbezweifelbaren, greifbaren, unwiderruflichen und endgültigen Gott — seinen Herrn — gefunden hat und anerkennt. Der Hund bei einem guten Herrn ist glücklicher als dieser, dessen Schicksal noch rings in Dunkel gehüllt ist."

Daß man bei solchem Widerstreit der Meinungen auf rein logische Weise zu einem die Gegensätze etwa vermittelnden Ergebnisse gelangen könne, scheint mir nicht besonders wahrscheinlich. Hier dürften vielmehr in ähnlicher Weise, wie beim Kapitel Liebe, die individuellen Erfahrungen, die jeder selbst gemacht hat, für den einzelnen ausschlaggebend sein. Auch der Hinweis auf große Persönlichkeiten, die sonst für uns etwas Autoritatives haben, wirkt eher nur verwirrend. Wenn Goethe die Hunde nicht leiden konnte und Napoleon das Schoßhündchen Josephinens, als sie des Tierchens wegen nicht sogleich aufgestanden war, ihn zu begrüßen, von ihren Knien riß und vor ihren Augen auf dem Marmorboden des Salons zertrat, so wissen wir dagegen, was für ein privilegiertes Lieblingstier Bismarcks der Reichshund Tyras war und ebenso, wie sehr Richard Wagner seine Hunde liebte. Die eben erwähnte Napoleon-Anekdote hatte ich einmal die Ehre einer deutschen Prinzessin zu erzählen, die soeben eine neue Napoleon-Biographie gelesen hatte und mich, als ich ihr vorgestellt wurde, mit der unerwarteten Frage in Verlegenheit setzte: „Wie denken Sie über Napoleon?" Das kleine Geschichtchen verfing nicht bei der hohen Dame. Mit blitzenden Augen entgegnete sie: „Mögen hunderttausend Hunde krepieren und eine Leidenschaft leben!" Das ist Rasse, dachte ich. Nietzsche hätte seine Freude daran gehabt.

Ich nun muß mich trotz Angelo Vecchio und Strindberg als großen Hundefreund bekennen. Doch habe ich mir immer ehrlich Mühe gegeben, die Seele meiner Hunde zu studieren und namentlich auch die Grenzen festzustellen, wo

das Denken des Hundes unrettbar versagt. Ich habe in dieser Beziehung namentlich einen intellektuellen Defekt gefunden: Der Hund ist nicht imstande, zu begreifen, daß ein und dasselbe Wesen an einem bestimmten Orte nur einmal vorhanden ist. Sogar seinem Herrn gegenüber nimmt er die Möglichkeit einer Duplikatexistenz an. Wenn mein kleiner, nun bald elfjähriger Schnauzer, genauer ein Irish terrier, am Morgen zu mir ins Schlafzimmer kommt und mich bereits am Waschtische stehend gefunden und begrüßt hat, so läuft er doch regelmäßig noch zum Bette, nachzusehen, ob ich nicht vielleicht auch im Bette vorhanden sei und ihm erlaube, hinaufzuspringen. Hat er sich, schnuppernd und die Vordertatzen auf die Matratze legend, überzeugt, daß ich nicht dort bin, so kehrt er zu mir zurück; das Bett ohne mich interessiert ihn nicht im mindesten, und man darf ja nicht etwa annehmen, er habe eine Lustanwandlung gespürt, sich dort auch ohne mich einzunisten. Denn noch niemals, wenn ich nicht drin lag, ist er auf ein Bett gesprungen. Ebenso begreift er auch von Hunden ihre bloß einmalige Existenz keineswegs. Mit einem Pintscher, der hinter dem Gitter einer Villa, an deren Garten mich mein täglicher Weg vorbeiführt, auf ihn lauert, hat er jeden Morgen sein ungefährliches Duell, indem beide Hunde wie unsinnig längs dem Gitter hin- und herrennen, der Pintscher drinnen, mein Hund draußen, und dazu einander ihre Injurien in die Visage bellen. Begegnet ihm nun aber besagter Pintscher vielleicht zwanzig Schritte vor der Villa auf dem Trottoir und haben sich die Hunde gehörig beschnüffelt und angeknurrt, so sendet mein Hund nachher beim Tor der Villa dennoch seinen Kriegsruf hinein, der den Gegner, der doch auf der Straße nur wenige Schritte hinter ihm steht, aus dem Innern des Gartens ans Gitter fordern soll. Mir scheint, daß hier einer der fundamentalen Unterschiede zutage tritt, welche zwischen

tierischer und menschlicher Intelligenz bestehen und die man sich klar machen muß, um bei aller Liebe und Güte, mit der man die Tiere behandeln soll, nicht ins Sentimentale zu geraten, wozu einem treuen Hunde gegenüber die Versuchung allerdings eine große ist. Denn anderseits — wie viele Proben der Anhänglichkeit und auch einer gewissen vorsorgenden Überlegung erlebt man an solchem Tiere, besonders wenn man es lange Jahre neben sich hat, in denen es sich unseren Gewohnheiten anpassen und seine Fähigkeiten entsprechend entwickeln, auch unsere Schwächen kennen lernen konnte. Mein Argos zum Beispiel muß auf irgend eine Weise gemerkt haben, daß ich schwerhörig bin. Dicht hinter mir hergehend, macht er mich namentlich nachts auf jedes hinter uns heranrollende Fuhrwerk durch einen gelinden Stoß der Schnauze in die Wadengegend aufmerksam, ebenso, wenn ich beim Überschreiten eines Tramgeleises seiner Meinung nach dem heransausenden elektrischen Wagen nicht genug Beachtung schenke. Und wie er sich zwei-, dreimal nach mir umdreht, wenn ich im Winter bei Glatteis eine etwas abschüssige Straßenstelle mit Hilfe des Stockes langsam zurücklege; in seinen Augen steht deutlich die besorgte Frage: „Na, wird das geliebte, aber ungeschickte Zweibein die Schwierigkeit überwinden oder gibt's einen Umfall?" Das Hündchen ist mir daher auf Wanderungen ein schätzenswerter Begleiter und war schon mehrmals mit mir über die Alpen in Italien, wo es unter anderm Orangen essen gelernt hat. Sehr bemerkenswert ist auch sein sprachliches Unterscheidungsvermögen; die Vornamen des englischen Dichters Shelley gaben meinen Kindern zu dem Scherze Veranlassung, daß befreundete Haus- und Stadtkatzen, die man respektieren muß, „Büßhy", die in Wald und Feld aber herumstreichenden, den Vögeln nachstellenden Katzen „Percy" — sprich „Pörßy" benamst wurden. Wenn nun mein Hund, auch im freien Feld,

einer Katze nachsetzen möchte und ich ihm sage, es ist kein Pörzy, sondern ein Büßi, so hält er mitten im Laufe inne und kehrt zu mir zurück. So hielt es auch schon sein Vorgänger Argos I., jenes hochintelligente Tierchen, das ich an einem Spätherbstabend auf ausdrückliches Verlangen des Führers auf dem Grindelwaldner Eismeer zurücklassen mußte, da wir bei schon hereinbrechender Nacht in eine Gletscherspalte zu geraten riskierten, wenn wir uns um den Hund weiter bekümmerten, der uns nicht mehr folgen konnte. Drei Tage nachher traf der Hund, der ums Massiv des Eigers und über die Scheidegg nach Lauterbrunnen und von dort nach dem Thunersee hinabgelaufen war, zu Tode erschöpft, früh am Morgen in Bern ein. Der große Frühaufsteher, Meister Johannes Brahms, der in jener Nacht unser Gast gewesen, war der erste, dem guten Tier das Tor zu öffnen, und nicht am wenigsten gerührt über die Freude, mit der der kleine, arme Kerl uns alle und sein gewohntes Lager begrüßte, auf dem er sich bald wieder ganz erholte.

An einen „Verbrechertypus des Hundes" vermag ich vor allem nicht zu glauben, weil ihm jene Momente gegenüberstehen, in denen der Hund mit größter Anstrengung des Aufmerkens sich bemüht, das komplizierte Denken seines Herrn zu begreifen. Man muß nur beobachten, wie ein Hund, wenn man ihm irgend eine neue Zumutung macht, den Kopf etwas schief zur Seite dreht und welche Spannung die Züge seines Gesichtes annehmen. Es liegt darin sogar etwas Heiliges, nämlich die Heiligkeit eines Wesens niedrigerer Sphäre, das aus allen Kräften und mit gutem, redlichem Willen sich bemüht, in die Sphäre höheren Erkennens sich zu erheben, was doch auch bei uns Menschen für das Beste gilt, was wir haben. Will man die Tiersymbolik überhaupt so weit treiben, sich unter Tieren einen Verbrechertypus auszusuchen, so würde die schleichende

Katze, das personifizierte schlechte Gewissen, ihn wohl eher liefern können. Auch der deutsche Gottesmann Luther scheint von dem Verbrechertypus des Hundes nichts wahrgenommen zu haben; denn er hat einmal in einem seiner Briefe die vom Ernst in den liebenswürdigsten Scherz hinüberspielende Meinung geäußert, daß wohl auch den „Belferlein" ein Eingehen ins himmlische Paradies gestattet sein dürfte.

Eher möchte es mit Strindbergs „Zwangsvorstellung" etwas auf sich haben; denn daß der Hundebesitzer manchmal mit seinem Hunde „gestraft" ist, ihm zuliebe allerlei Unbequemlichkeit erdulden und ihm häufig zu Gefallen leben muß, wird wohl jeder Besitzer eines „Belferleins" schon empfunden haben. Eben jetzt zum Beispiel gibt mir mein Hund deutlich zu verstehen, daß ich schon viel zu lange geschrieben habe, da es doch viel schöner wäre, draußen spazieren zu gehen. Nun, ich gehorche seinem zarten Wink, und vielleicht finden meine Leser, daß außer für mich auch noch für manchen Schriftsteller so ein kluger Hund, der ihn aufzuhören mahnt, ein ganz wertvoller Kompagnon wäre.

Ein Reiseplausch mit Rektor Müslin.

Unlängst traf ich auf einem der Dampfer des Vierwaldstättersees meinen alten Freund, den Exrektor Müslin, und hatte gleich bei der Begrüßung das – ich weiß nicht, soll ich sagen – Mißgeschick oder Glück, ihn gewaltig in Harnisch zu bringen. Denn wie ich den nun bereits siebzigjährigen Weißbart mit dem Rucksack über der Schulter und dem derben Knotenstock in der Hand an der Dampferbrüstung lehnen sah, entfuhr es mir unwillkürlich: „Was, Sie reisen

einer Katze nachsetzen möchte und ich ihm sage, es ist kein Pörßy, sondern ein Büßi, so hält er mitten im Laufe inne und kehrt zu mir zurück. So hielt es auch schon sein Vorgänger Argos I., jenes hochintelligente Tierchen, das ich an einem Spätherbstabend auf ausdrückliches Verlangen des Führers auf dem Grindelwaldner Eismeer zurücklassen mußte, da wir bei schon hereinbrechender Nacht in eine Gletscherspalte zu geraten riskierten, wenn wir uns um den Hund weiter bekümmerten, der uns nicht mehr folgen konnte. Drei Tage nachher traf der Hund, der ums Massiv des Eigers und über die Scheidegg nach Lauterbrunnen und von dort nach dem Thunersee hinabgelaufen war, zu Tode erschöpft, früh am Morgen in Bern ein. Der große Frühaufsteher, Meister Johannes Brahms, der in jener Nacht unser Gast gewesen, war der erste, dem guten Tier das Tor zu öffnen, und nicht am wenigsten gerührt über die Freude, mit der der kleine, arme Kerl uns alle und sein gewohntes Lager begrüßte, auf dem er sich bald wieder ganz erholte.

An einen „Verbrechertypus des Hundes" vermag ich vor allem nicht zu glauben, weil ihm jene Momente gegenüberstehen, in denen der Hund mit größter Anstrengung des Aufmerkens sich bemüht, das komplizierte Denken seines Herrn zu begreifen. Man muß nur beobachten, wie ein Hund, wenn man ihm irgend eine neue Zumutung macht, den Kopf etwas schief zur Seite dreht und welche Spannung die Züge seines Gesichtes annehmen. Es liegt darin sogar etwas Heiliges, nämlich die Heiligkeit eines Wesens niedrigerer Sphäre, das aus allen Kräften und mit gutem, redlichem Willen sich bemüht, in die Sphäre höheren Erkennens sich zu erheben, was doch auch bei uns Menschen für das Beste gilt, was wir haben. Will man die Tiersymbolik überhaupt so weit treiben, sich unter Tieren einen Verbrechertypus auszusuchen, so würde die schleichende

Katze, das personifizierte schlechte Gewissen, ihn wohl eher liefern können. Auch der deutsche Gottesmann Luther scheint von dem Verbrechertypus des Hundes nichts wahrgenommen zu haben; denn er hat einmal in einem seiner Briefe die vom Ernst in den liebenswürdigsten Scherz hinüberspielende Meinung geäußert, daß wohl auch den „Belferlein“ ein Eingehen ins himmlische Paradies gestattet sein dürfte.

Eher möchte es mit Strindbergs „Zwangsvorstellung“ etwas auf sich haben; denn daß der Hundebesitzer manchmal mit seinem Hunde „gestraft“ ist, ihm zuliebe allerlei Unbequemlichkeit erdulden und ihm häufig zu Gefallen leben muß, wird wohl jeder Besitzer eines „Belferleins“ schon empfunden haben. Eben jetzt zum Beispiel gibt mir mein Hund deutlich zu verstehen, daß ich schon viel zu lange geschrieben habe, da es doch viel schöner wäre, draußen spazieren zu gehen. Nun, ich gehorche seinem zarten Wink, und vielleicht finden meine Leser, daß außer für mich auch noch für manchen Schriftsteller so ein kluger Hund, der ihn aufzuhören mahnt, ein ganz wertvoller Kompagnon wäre.

Ein Reiseplausch mit Rektor Müslin.

Unlängst traf ich auf einem der Dampfer des Vierwaldstättersees meinen alten Freund, den Exrektor Müslin, und hatte gleich bei der Begrüßung das – ich weiß nicht, soll ich sagen – Mißgeschick oder Glück, ihn gewaltig in Harnisch zu bringen. Denn wie ich den nun bereits siebzigjährigen Weißbart mit dem Rucksack über der Schulter und dem derben Knotenstock in der Hand an der Dampferbrüstung lehnen sah, entfuhr es mir unwillkürlich: „Was, Sie reisen

noch immer so im Lande herum?" – „Und Sie beleidigen mich mit dem ersten Wort, das Sie an mich richten?" schnauzte er mich ingrimmig an, so daß ich zurückgeprallt wäre, hätte ich nicht in seinen Augen hinter der Brille ein übermütiges Flackern bemerkt, das mich auf im Grunde doch recht gute Laune des so bärbeißig sich aufspielenden alten Herrn schließen ließ. Bevor ich aber ein Wort hervorbringen konnte, ergänzte er seine bedrohliche Rede mit der weiteren Frage: „Sie trauen mir wohl gar keine erotischen Gefühle mehr zu? Aber da irren Sie sich!" Und stramm sich aufrichtend, zitierte er pathetisch und mit lauterer Stimme, als mir, der übrigen Fahrgäste wegen, lieb war:

„. . . Käm' einmal
Ein Tag, da eines Mundes frische Knospe,
Die lächelnd sich erschließt, nicht mehr in Wallung
Das Blut mir brächte, da ein Pfeil aus Augen
Der Jugend elend müßte stecken bleiben
In meines Angesichtes Runzeln – lieber
Dann läg' ich in der Gruft, als an der Sonne
Saftlos wie ein erstorbner Baum zu stehn."

Die Verse kamen mir bekannt vor; doch hielt ich mich nicht dabei auf, nachzudenken, wo sie stehen mögen, da sie mir hier auf jeden Fall ganz deplaciert schienen. „Aber Verehrtester!" sagte ich, „wer tritt denn Ihren erotischen Gefühlen zu nahe? Davon war doch gar nicht die Rede, als ich . . ."

„Wer an meiner Reiselust zweifelt, zweifelt an meiner Fähigkeit, erotisch zu fühlen, erotisch zu phantasieren", unterbrach mich der Rektor in hartnäckigem Festhalten seines Gedankens. „Die Reiselust der Männer – wie Frauen und Mädchen, wenn sie auf Reisen gehen, fühlen, weiß ich nicht; vielleicht ist's bei ihnen doch auch so! – aber also die Reiselust der Männer wurzelt zu tiefst in ihrer Erotik. Übrigens ist diese Artischocke, die Sie zu chokieren

scheint, nicht aus meinem eigenen Gemüsebeet. Aber wie Schuppen fiel mir's von den Augen, als ich den Gedanken bei Otto Weininger fand. Von Immanuel Kant spricht er, sagt, es werde wohl überhaupt niemals einen Menschen gegeben haben, dem die Liebe so fremd geblieben sei wie dem Königsberger Philosophen. Und dann so ganz beiläufig das Sätzchen: „Er war so wenig erotisch, daß er nicht einmal das Bedürfnis hatte, zu reisen." Was? ein genialer Kerl doch, dieser Weininger, der so was mit nachlässiger Hand hinzustreuen scheint und damit einen der interessantesten Zusammenhänge in unserem seelischen Leben aufdeckt. Denn wirklich, so ist's im Leben — ich hab' dem Gedanken oft nachgesonnen — so ist's auch im Spiegel des Lebens, in der Dichtung, von den Abenteuern des Ithakerfürsten mit schönen Inselweibern angefangen bis zum romantischen Taugenichts Eichendorffs, unseres Wilhelm Meister nicht zu vergessen, der — bemerken Sie wohl — im Wirtshaus seine Schlafzimmertür nicht zu verriegeln pflegte." — „Na, Odysseus", versuchte ich einzuwenden, „für den waren diese Damen Circe und Kalypso doch eigentlich ungesuchte Zwangszwischenstationen auf der von ihm sehnlich begehrten Heimreise zu seiner treuen Penelope." — „Ach!" seufzte der Rektor, „mit Ihren logischen Selbstverständlichkeiten! Begreifen Sie doch, welchen Glanz der Sinnenfreudigkeit und der Lust am Abenteuer solche Geschichten in die Seele der Hörer warfen. Denen, die selbst auch seefahrende Männer waren, eröffneten sie doch vor allem nur reizende Möglichkeiten, die auch ihrer irgendwo harren mußten. Diese Erotik in der Reiselust der Männer kann ja, ich gebe es zu, eine recht plumpe Sache sein, wenn wir an die herkömmliche Liederlichkeit des nächsten besten Commis voyageur denken oder auch nur an die bei unseren Witzblättern beliebten Ehemänner, die das goldene Ringlein in der Westentasche tragen, übrigens aber ein weiterer

Beweis für die Allgemeingültigkeit der Weiningerschen Beobachtung sind. Ich nehme es feiner; ich denke vor allem an phantasiebegabte Künstler und Poeten, denke zum Beispiel an die allerliebste Geschichte, die der junge Paul Heyse mit der artigen Kellnerin in Meiringen im Berner Oberland erlebt hat; er hat sie uns ja selbst in seinen Memoiren erzählt. Und das Motiv hat er mit reizenden Varianten oft genug in den Touristennovellen seiner jüngeren Jahre behandelt. Je feiner nun die seelische Erotik eines Mannes ist, desto treuer bleibt sie ihm auch im Alter. Und kurz und gut – Sie mögen auf meinen weißen Bart starren, wie Sie wollen – mein Reisetrieb hat seinen erotischen Einschlag noch nicht eingebüßt."

Den platonischen! setzte ich in Gedanken hinzu, hütete mich jedoch, das grausame Wörtchen laut werden zu lassen. Überhaupt wünschte ich das Thema abzubrechen, da in unserer Nähe ein paar junge Gänschen saßen, die ungeniert zuhörten und Gesichter schnitten. „Und von wo kommen Sie denn heute schon her?" fragte ich den Rektor, um abzulenken. „Heute nur von Göschenen", antwortete der Alte. „Aber gestern und vorgestern bin ich in einsamen Tälern im Tessin herumgestiegen, daß es eine Freude war." – „Und was war dann ihre Hauptfreude dabei?" – „Die primitiven Menschen, die es da gibt!" erwiderte der Rektor ohne Besinnen und fuhr gleich fort: „Einen Hauptspaß, dem ich im Verzascatal als Augenzeuge beiwohnte, muß ich Ihnen doch erzählen, und zwar um so mehr, als zwei junge Herren aus Ihrem Bern dabei eine wesentliche und sehr hübsche Rolle spielten. Wie Sie wissen, ist in vielen abgelegenen Bergtälern der Alpen die katholische Geistlichkeit eifrig gegen das Baden, so im Wallis, so auch im Tessin; sogar den Knaben ist es verboten. Nun kam ich da im Verzascatal zu einem Dorfe, in dessen Nähe sich ein fast kreisrundes Alpseelein befindet, dessen dunkles Wasser auf

bedeutende Tiefe schließen läßt. Schon von weitem sah ich am Ufer zwei weiß leuchtende Gestalten, die sich jedenfalls noch abkühlen wollten, bevor sie in das gewiß eiskalte Wasser sich hineinwagten. Es waren ein Knabe und ein junger Mann, dieser ein wahrer Riese und dabei von schönstem Ebenmaß der herrlichen starken Glieder, einem antiken Hermes ähnlich. Jetzt eben, da ich mich näherte, sprangen beide gleichzeitig hinein in die Flut, die hoch aufspritzte. In demselben Augenblicke wurde es aber auch in den Hecken des Dorfes, hinter den Erlen- und Haselstauden lebendig. Zuerst Knabenstimmen, dann hervorguckende Knabenköpfe, dann Männer, auch Frauen und Mädchen – kurz, die ganze Dorfschaft kam angerückt. Auch ich eilte dicht an den Weiher, da ich für die Badenden das Schlimmste befürchtete. Sie literarisch gebildeter Mann wissen ja, wie die Grafen Stolberg vor mehr als hundert Jahren, als sie in der Sihl bei Zürich badeten, vom entrüsteten Landvolke beinahe wären gesteinigt worden. Wie Züricher Bauern im 18. Jahrhundert über Nacktheit dachten, gerade so mochten die Leute in diesem weltabgeschiedenen Tessiner Hochtal noch im zwanzigsten empfinden. Aber – was war das? Fröhliche Zurufe (in italienischer Sprache natürlich), ein silberhelles Lachen, neue Zurufe, von denen besonders „Ancora una volta!“ („Noch einmal!“) und „Bravi! Bravi!“ sich immer wiederholten. Und siehe, da stand die Dorfschaft am Rande des Wasserbeckens, und Männer und Frauen und Kinder schauten sich fast die Augen blind an dem nie gesehenen Schauspiel, das ihnen die beiden Badenden boten, die sich als sehr gute Schwimmer auswiesen und im Wasser allerlei Kurzweil trieben. Mit besonderem Enthusiasmus wurde namentlich das Tauchen des jungen Riesen aufgenommen, der aus der Tiefe, die also doch nicht so „bodenlos“ sein konnte, wie sie aussah, zuweilen Steine heraufholte und sie mit mächtigem Schwung

über die Köpfe der Zuschauer weg ins Land hinausschleuderte. Zuletzt natürlich machte sich trotz der reichlichen Bewegung, welche die Badenden sich verschafften, die Kälte des Wassers doch geltend, so daß sie ungeachtet der großen Korona von Zuschauern heraussteigen mußten. So eilig als möglich trockneten sie sich ab und fuhren schon in die Kleider, als noch ein steinaltes Mütterchen vom Dorfe her anlangte, dem auch irgend jemand die Botschaft von dem unerhörten Ereignisse mochte gebracht haben. Aber nun war sie zu spät gekommen! Das konnte sie nicht verwinden. Und so wandte sie sich denn in aller Herzensunschuld an den blonden jungen Riesen und bat ihn mit wirklich rührender Naivetät, er möchte sich noch einmal ausziehen und hineinspringen; sie müsse das durchaus sehen. Dem jungen Manne kam die Bitte begreiflicherweise recht ungelegen. Aber da das Mütterchen nicht abließ, um diese Gunst zu betteln, überwand die Gutmütigkeit des braven Berners den Widerwillen vor der Unbequemlichkeit des sich Ausziehens und vor dem Unbehagen, das ein zweites Bad in dem eiskalten Wasser ihm bereiten mochte. Bald stand er wieder als prachtvolle lebendige Hermesstatue vor der erstaunten Alten, und im nächsten Augenblick stürzte er sich kopfüber in den aufplatschenden Tümpel. Ein Schrei des Entzückens entrang sich der Brust des Urgroßmütterchens. So was hatte sie in ihrem ganzen langen Leben nie gesehen; aber auch allen den anderen Dorfleuten war dergleichen nie vorgekommen, und, als ob sie einer Theatervorstellung beiwohnten, klatschten sie in die Hände, wiederholten ihr Bravogeschrei und wußten sich vor Vergnügen nicht zu fassen. Wo blieb denn aber der Pfarrer? denken Sie. Ja, der war zufällig gerade an jenem Morgen zu einem — ich weiß nicht mehr ob italienischen oder schweizerischen — Katholikentage mit der Frühpost abgereist. Wenn die Katze nicht zu Haus ist ... Sie wissen ja! Und zu etwas müssen solche

Katholikentage doch gut sein. Wird der Paroccho sich aber wundern, wenn er nach seiner Rückkehr die Geschichte, vielleicht im Beichtstuhl, vernimmt oder wenn am Ende gar die Buben seines Dorfes wagen sollten, das Beispiel der beiden Fremden nachzuahmen, nachdem die Legende von der unheimlichen Bodenlosigkeit des Wasserbeckens zerstört ist."

Auch von dieser Geschichte hatten die beiden Gänschen als zuhörende Kibitze genascht und machten jetzt ganz lange nachdenkliche Gesichter, auf denen ein Bedauern geschrieben stand, daß ein solches Reiseabenteuer nicht lieber ihnen, statt dem alten Herrn beschieden gewesen sei. Der aber hatte so lebhaft erzählt, daß er das Bedürfnis empfand, sich mit dem Taschentuch über die erhitzte Stirn zu fahren. Wie er es nun herauszog, kam zugleich ein grau-grünes bedrucktes Blatt zum Vorschein, das seinem Charakter als Flugblatt gemäß beinahe über Bord geflattert wäre, wenn ich es nicht zur rechten Zeit noch aufgefangen hätte. Dunkle Stunden stand groß darauf gedruckt. „Was haben Sie denn da?" fragte ich den Rektor, indem ich ihm das Blatt hinhielt. „Ja!" lachte er, „das habe ich mir aus dem frommen Hotel mitgenommen, aus dem evangelischen Hospiz, in dem ich unlängst in Z... übernachtete. Ich sehe Ihnen an, was Sie sagen wollen: bei der Auswahl eines solchen Gasthofes sei der bewußte erotische Einschlag wohl auf ein Minimum reduziert gewesen. Aber die Wahl war einfach durch meinen Mangel an irgendwelcher Reiselektüre bedingt, die ich vor dem Einschlafen nicht wohl entbehren kann." (Ich enthielt mich bei diesem Eingeständnis des Reise-erotikers jedes unehrerbietigen Lächelns.) „In solch frommem Hotel", fuhr der Rektor fort, „war ich sicher, die Bibel auf dem Nachttischchen anzutreffen. So wenigstens meinte ich und freute mich schon, in meinem geliebten Jesus Sirach von den Sprüchen zu lesen, die doch wohl das Köstlichste sind, was uns das ganze Altertum an Lebensweisheit

hinterlassen hat. Aber – o weh! – die gute Sitte mit der Bibel im Schlafzimmer, der man früher sogar in ganz weltlichen Hotels begegnete und die mich niemals genierte, sondern immer nur freute, war selbst in diesem frommen Logierhaus abgeschafft. Nicht einmal das Neue Testament, bei dem ich mich übrigens zuweilen in den Briefen des Paulus ärgern muß, war vorhanden. Dafür lag in den Zimmern eben dieser Zettel: Dunkle Stunden. Sie brauchen nur die erste Seite zu überfliegen, so sehen Sie schon, was er enthält: eine Abmahnung vom Selbstmord! Zuerst in Frageform die Aufzählung jedes möglichen Mißgeschickes, das zum Selbstmord verlocken könnte: Mißlangen deine Pläne? Zerbrachen deine Hoffnungen? Nahm dir der Tod dein Liebstes? Bist du unheilbar krank? Ging dein Wohlstand verloren, so daß du arm bist? Bist du von Strafe und Schande bedroht, weil deine Schuld ans Licht kam? und so weiter und so weiter! Und nun der Hinweis, solche dunkle Stunden benütze der Satan, der große Betrüger, den Menschen zum Selbstmord zu verlocken. Aber da müsse man sich eben wehren und sich aufraffen in der Zuversicht, man werde beim Herrn Hilfe finden; woran dann eine Anzahl Beispiele von Personen sich schließen, die ihre Selbstmordversuche bitterlich bereuten oder sich wirklich töteten, während sie bei etwas mehr Ausdauer und Glauben wohl hätten am Leben bleiben mögen. „Sehen Sie!" schloß der Rektor, „der Zettel verdroß mich anfangs, weil er mir ein schlechter Ersatz des Buches schien, das ich vorzufinden erwartet hatte. Dann aber machte mir doch etwas daran Vergnügen, nämlich die Erwägung der Klugheit eines Gasthofbesitzers, der gerade diesen Zettel in die Schlafzimmer seines Hotels legt. Was kann es für einen Wirt Unangenehmeres geben, als wenn sich über Nacht in seinem Hause einer aufknüpft, oder erschießt, oder sich den Hals abschneidet? Und solches kommt recht oft vor. Sind nun

da nicht wieder einmal die Frommen den Weltkindern an Klugheit überlegen, wenn sie, wie der Wirt in dem evangelischen Hospiz, in Voraussicht eines solchen stets möglichen Unheils wenigstens den Versuch machen, es zu verhüten? Man kann doch immerhin nicht wissen, wie eine solche unvermutet im einsamen Hotelzimmer vorgefundene Mahnung auf den Selbstmordkandidaten wirkt. Auf sehr starke, entschlossene Charaktere wahrscheinlich gar nicht; aber wie stark und wie entschlossen sind denn die meisten Menschen im Angesicht des Todes? Leicht wirft doch wohl keiner das Leben weg. Und so kann selbst so ein Zettel in der entscheidenden Stunde der Wagschale des Lebens das Übergewicht verschaffen. Darum bewahre ich ihn mir auf; er hat auf jeden Fall etwas Menschenfreundliches, wenn ihm auch der berechnende Gedanke des Hotelbesitzers einen etwas komischen Beigeschmack gibt."

In diesem Augenblick näherte sich unser Schiff der Station Hertenstein, der letzten vor Luzern. „Hier steige ich aus", sagte der Rektor. „Sie wissen doch, daß hier in einem Kastanienhain die berühmte Freilichtbühne ist, an der von Mitgliedern deutscher und österreichischer erster Bühnen in diesem Sommer wesentlich Stücke in antiker Gewandung gemimt werden?" – „Gewiß, weiß ich das", versetzte ich; „aber an Ihnen, verehrter Freund, ist mir diese plötzliche Theaterleidenschaft neu!" – „Ja", sagte der Unverbesserliche, „ich will auch nur die Erika von Wagner vom Wiener Burgtheater sehen. Ein Freund hat mir erzählt, sie sehe als Hero in Grillparzers Stück mit dem dummen Titel einfach entzückend aus. Von der japanischen Göttin Sotohori-no-Iratsume heißt es in einem Hymnus: Das Licht ihres schönen Körpers strahlt durch ihre Gewänder. Gerade so wirke diese Hero in ... puh ..., ich mag's kaum in den Mund nehmen: „Des Meeres und der Liebe Wellen."

Lachend klopfte ich dem Aussteigenden auf die Schulter.

„Wäre der Ihnen so widerwärtige Titel“, sagte ich, „am Ende nicht eine ganz geeignete Bezeichnung für die von Erotik geschwellte Reiselust, über die Sie mir so interessanten Aufschluß gegeben?“

„Ja, wenn alles Reisen auf dem Wasser sich abspielte, wie unsere heutige Begegnung“, gab der Rektor, schon auf dem Landungssteg stehend, zurück. Dann verschwand er in der Menge, die dem Musentempelchen im Kastanienhain zustrebte; auch die beiden Gänschen waren in der Schar.

Lebensphilosophie auf dem Brünig.

Auch für den muntersten Alpenspaziergänger kommen — — wenn er nicht früher den Hals bricht — zuletzt die Tage, von denen die Menschen, nach dem Schriftwort, zu sagen pflegen: „Sie gefallen mir nicht.“ Mit schwer bepacktem Rucksack binnen drei Wochen über fünfzehn Alpenpässe zu laufen, dieses rüstige Vergnügen der Jugend nimmt mit ihr ein Ende. Aber daß uns die Tage und auch die Berge deshalb nicht mehr gefallen müssen, das ist doch nicht ohne weiters ausgemacht. Wenn wir uns bescheidenere, den Kräften angemessenere Ziele aussuchen, wenn wir, statt täglich unser Bündel zu neuer dreizehnstündiger Wanderung zu schnüren, einen glücklich gelegenen Ruhesitz in den Alpen ausfindig machen, ein festes Hauptquartier, von dem aus sich kleine, lohnende Streifereien unternehmen lassen, so können solche Sommerrasttage des behaglichen Alters leicht noch frohmütiger sich gestalten, als es die Wandertage der jugendfrischen Draufgängerei waren.

Ich hatte mir zu solchem Standquartier für ein paar Ferienwochen dieses Sommers den nur wenig über 1000 Meter hohen Brünigpaß erkoren, der aus dem Haslital

im Bernergebiet ins heimelige Unterwaldnerländchen hinüberführt. Die immer noch in gutem Stand gehaltene prächtige Poststraße, die vor zwanzig und mehr Jahren die Hauptverbindung der beiden Talschaften vorstellte, ist jetzt sehr still und einsam geworden. Denn von Meiringen im Berner Oberland bringt längst eine Zahnradbahn die Reisenden nach Lungern in Obwalden und weiter hinab am Lungern- und Sarnersee vorüber nach Alpnachstaad am Vierwaldstättersee. Wer nun den Schienenstrang und die Lokomotive in den Alpen grundsätzlich verabscheut, der braucht deshalb den Brünigpaß keineswegs zu meiden. Denn in dem trefflichen Kurhaushotel des Brünig, das seitab von dieser Verkehrslinie auf freier Bergterrasse inmitten eines Waldparkes liegt, kann er die Bahn nach Belieben ignorieren. Doch tut er daran sehr unrecht. Mir wenigstens ist es, nach dem schönen Prinzip der Lebenskontraste, die uns Abwechslung spenden, ein besonderer Genuß, mitten im Bergfrieden zuweilen etwas vom Wellenschlag der Verkehrsströmung zu spüren. Man kann dem bukolischen Idyll der im Alpenrosenkraut gelagerten Kühe oder der an steiler Felsenhalde grasenden Ziegen sich mit Wonne hingeben, aber sich ebenso freuen, wenn um Mittag der Bahnzug aus dem engen Felsentor in den offenen Bahnhof einfährt, dessen Perron nun während des zehn Minuten dauernden Aufenthaltes plötzlich von Touristen aus aller Herren Ländern wimmelt, die am Buffet vorsprechen oder an den bereitstehenden Tischchen auf Ansichtskarten eilige Grüße kritzeln. Selbst einem Menschenfeinde dürfte dieses wie ein Starenflug einfallende Getümmel Vergnügen machen, weil er sich sagen kann: „Die siehst du alle dein Lebtag nicht mehr; in wenigen Minuten dampfen sie ab, die Narren!“ Aber wie viel hübscher ist es, wenn wir an einem sonnigen Sommermorgen, der alle Welt fröhlich stimmt, auf einsamer Bergwiese dicht an der Bahn

„Wäre der Ihnen so widerwärtige Titel", sagte ich, „am Ende nicht eine ganz geeignete Bezeichnung für die von Erotik geschwellte Reiselust, über die Sie mir so interessanten Aufschluß gegeben?"

„Ja, wenn alles Reisen auf dem Wasser sich abspielte, wie unsere heutige Begegnung", gab der Rektor, schon auf dem Landungssteg stehend, zurück. Dann verschwand er in der Menge, die dem Musentempelchen im Kastanienhain zustrebte; auch die beiden Gänschen waren in der Schar.

Lebensphilosophie auf dem Brünig.

Auch für den muntersten Alpenspaziergänger kommen — — wenn er nicht früher den Hals bricht — zuletzt die Tage, von denen die Menschen, nach dem Schriftwort, zu sagen pflegen: „Sie gefallen mir nicht." Mit schwer bepacktem Rucksack binnen drei Wochen über fünfzehn Alpenpässe zu laufen, dieses rüstige Vergnügen der Jugend nimmt mit ihr ein Ende. Aber daß uns die Tage und auch die Berge deshalb nicht mehr gefallen müssen, das ist doch nicht ohne weiters ausgemacht. Wenn wir uns bescheidenere, den Kräften angemessenere Ziele aussuchen, wenn wir, statt täglich unser Bündel zu neuer dreizehnstündiger Wanderung zu schnüren, einen glücklich gelegenen Ruhesitz in den Alpen ausfindig machen, ein festes Hauptquartier, von dem aus sich kleine, lohnende Streifereien unternehmen lassen, so können solche Sommerrasttage des behaglichen Alters leicht noch frohmütiger sich gestalten, als es die Wandertage der jugendfrischen Draufgängerei waren.

Ich hatte mir zu solchem Standquartier für ein paar Ferienwochen dieses Sommers den nur wenig über 1000 Meter hohen Brünigpaß erkoren, der aus dem Haslital

im Bernergebiet ins heimelige Unterwaldnerländchen hinüberführt. Die immer noch in gutem Stand gehaltene prächtige Poststraße, die vor zwanzig und mehr Jahren die Hauptverbindung der beiden Talschaften vorstellte, ist jetzt sehr still und einsam geworden. Denn von Meiringen im Berner Oberland bringt längst eine Zahnradbahn die Reisenden nach Lungern in Obwalden und weiter hinab am Lungern- und Sarnersee vorüber nach Alpnachstaad am Vierwaldstättersee. Wer nun den Schienenstrang und die Lokomotive in den Alpen grundsätzlich verabscheut, der braucht deshalb den Brünigpaß keineswegs zu meiden. Denn in dem trefflichen Kurhaushotel des Brünig, das seitab von dieser Verkehrslinie auf freier Bergterrasse inmitten eines Waldparkes liegt, kann er die Bahn nach Belieben ignorieren. Doch tut er daran sehr unrecht. Mir wenigstens ist es, nach dem schönen Prinzip der Lebenskontraste, die uns Abwechslung spenden, ein besonderer Genuß, mitten im Bergfrieden zuweilen etwas vom Wellenschlag der Verkehrsströmung zu spüren. Man kann dem bukolischen Idyll der im Alpenrosenkraut gelagerten Kühe oder der an steiler Felsenhalde grasenden Ziegen sich mit Wonne hingeben, aber sich ebenso freuen, wenn um Mittag der Bahnzug aus dem engen Felsentor in den offenen Bahnhof einfährt, dessen Perron nun während des zehn Minuten dauernden Aufenthaltes plötzlich von Touristen aus aller Herren Ländern wimmelt, die am Buffet vorsprechen oder an den bereitstehenden Tischchen auf Ansichtskarten eilige Grüße kritzeln. Selbst einem Menschenfeinde dürfte dieses wie ein Starenflug einfallende Getümmel Vergnügen machen, weil er sich sagen kann: „Die siehst du alle dein Lebtag nicht mehr; in wenigen Minuten dampfen sie ab, die Narren!" Aber wie viel hübscher ist es, wenn wir an einem sonnigen Sommermorgen, der alle Welt fröhlich stimmt, auf einsamer Bergwiese dicht an der Bahn

solchen Zug vorüberrattern sehen und die Fahrgäste an den offenen Fenstern oder auf den Waggongalerien, indem sie des Wanderers und seines Hündchens ansichtig werden, ihm in übermütiger Reiselaune zurufen, die Mädchen und Frauen mit den Taschentüchern winken, und er, die Grüße erwidernd, ihnen schwenkend den frischgepflückten Wiesenblumenstrauß weist. Auch da regt sich der Gedanke: Die siehst du alle nie wieder! Aber ohne den misanthropischen Beigeschmack. Im Gegenteil! Ein warmes Gefühl durchrieselt das Herz, daß die zufällige und nur einmalige Begegnung mit unbekannten Menschen durch die Gunst des Augenblicks eine lachende und frohe war.

Immerhin hat mich ein gewisser Hang zur Zurückgezogenheit von den Menschen bei der Wahl meines Standortes geleitet. Das Brünigkurhaus, das man beim Heraufsteigen von Brienz her wie ein fürstliches Jagdschloß über der dunkelgrünen Waldung thronen sieht, ist dem Rang nach ein „Grand Hotel“, dessen Gäste vorwiegend Engländer sind. In solchen großen Etablissements kommt es nicht leicht zu jenem vertraulichen, gegenseitigen Sichanbiedern, dem man in kleineren Fremdenpensionen ausgesetzt ist und das einem, wenn die Individualitäten nicht zusammenpassen, bei dem notgedrungenen, engen, tagtäglichen Zusammenleben einen Ferienaufenthalt gründlich verderben kann. Ich gehe zwar nicht so weit wie Schopenhauer, der in seinen Aphorismen zur Lebensweisheit sich zu der Behauptung versteigt: „Eminenz des Geistes führt zur Ungeselligkeit; man wird im ganzen finden, daß jeder in dem Maße gesellig ist, wie er geistig arm und überhaupt gemein ist.“ Aber wenn er auf derselben Seite schreibt, daß der intellektuelle Mensch vor allem Ungehudeltsein, Ruhe und Muße erstrebe, folglich „nach einiger Bekanntschaft mit den sogenannten Menschen die Zurückgezogenheit und, bei großem Geiste, sogar die Einsamkeit wähle“, so möchte ich wenigstens

in den Wunsch nach Ungehudeltsein kräftig einstimmen. Hiefür sind nun Engländer die denkbar angenehmsten Mitbewohner eines Sommerfrischenhotels. Ihnen selbst ist so viel an ihrer persönlichen Ungebundenheit gelegen, daß sie sogar untereinander sich sehr reserviert verhalten. Beim Nichtengländer setzen sie gewöhnlich Unkenntnis ihrer Sprache voraus, was den Versuch der Anknüpfung einer Unterhaltung von vornherein aussichtslos erscheinen läßt. Bei dieser Ansicht belasse man sie ruhig, auch wenn man des Englischen mächtig ist, und beschränke sich, eine englische Anrede, wenn eine solche überhaupt vorkommen sollte, deutsch oder französisch zu erwidern. Weil ich mein Hündchen, einen schlanken Rattenfänger von reiner Rasse, bei mir hatte, und die Engländer gemäß einem liebenswürdigen Zuge ihrer Nation, große Hundefreunde sind, kam es durch die Vermittlung des kleinen Vierbeiners schon zu gelegentlichem Austausch einiger Worte zwischen der englischen Gesellschaft und mir; aber es blieb bei einer flüchtigen höflichen Beziehung ohne alle lästigen Konsequenzen. Und interessant ist es doch auch für den Kontinentalen, ein paar Wochen als stiller Beobachter neben englischen Familien zu leben. Wer Dickens und Thackeray gelesen hat, findet noch immer auch in der modernen englischen Gesellschaft Erscheinungen und Typen, die ihn an einzelne Figuren der Meisterwerke jener großen Sittenschilderer erinnern. Und — hievon abgesehen — der Engländer trägt für meine Phantasie den Salzduft seiner meerumflossenen Insel in die Alpen, und die in den Korridoren stehenden Riesenkoffer, auf denen uns vielleicht Hotelmarken von Kairo und Kalkutta entgegenglänzen, bringen jene Allgegenwartsstimmung hervor, deren Reiz der amerikanische Dichter Walt Whitman in seiner Lyrik so überreichlich ausgebeutet hat.

Ich habe vorhin Schopenhauer zitiert und muß gestehen, daß ich in der frohen Ferienstimmung, mit der ich nach

dem Brünig reiste, es wagte, zwei Bändchen der kleinen philosophischen Schriften („Parerga und Paralipomena") des verbissenen Pessimisten mitzunehmen, ohne die Besorgnis, daß selbst seine „Nachträge zur Lehre von der Nichtigkeit des Daseins" meine Genußfähigkeit stark beeinträchtigen würden. Zur Mitnahme gerade dieser Lektüre hatte mich freilich einigermaßen auch die Handlichkeit und das schmucke Äußere der beiden Bändchen verführt; sie gehören als die beiden letzten des ganzen Schopenhauer-Werkes der sogenannten Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe des Inselverlages an und sind in den weichen braunroten Lederbänden bei je 600 und mehr Seiten, weil auf spinnwebedünnes Papier gedruckt, doch nicht dicker als ein gewöhnliches Notizbuch, das man in die Brusttasche steckt. So viel Weisheit in so entzückenden Büchelchen als leichtestes Gepäck mitzunehmen — das war doch gar zu verlockend. Und dann geht's mir mit Schopenhauer, wie mir einmal eine meiner Enkelinnen von einem ihrer Lehrer gestand. „Weißt du, ich und auch die anderen Schulmädchen lassen uns so gern von ihm auszanken; er schmält so wunderschön, auch wenn er sehr böse ist." Schopenhauers Vortrag — das habe ich oft erprobt — wirkt selbst dann erbaulich, wenn er zu unerbaulichen Schlüssen gelangt. Die von geistiger Vornehmheit getragene Sprache in Verbindung mit der ehernen Folgerichtigkeit der Gedanken und der überall sichtlichen Redlichkeit des unbeirrbaren Wahrheitsforschers versetzt den Leser in eine ganz geruhig kontemplative Stimmung, die etwas Wohltuendes hat, auch wo ein heimliches Donnerrollen grollenden Haders mit der ganzen Schöpfung die Rede begleitet. Und wenn eine glückliche Stunde im Leser gesteigertes Lebensgefühl hervorbringen läßt, so kann es uns nicht zu sehr anfechten, daß der grimmige Philosoph uns versichert, das menschliche Dasein sei nur eine Art Verirrung und daß er gegen die impotenten Katheder-

pantheisten eifert, „die sich nicht entblöden, zu sagen, das Leben sei Selbstzweck", womit gar nichts gesagt sei. Als ich eines Sonntagmorgens nur ein halbes Stündchen oberhalb des Brünigpasses auf einer mit bemoosten Felstrümmern übersäten Alp lag und der Sonnenschein, der aus tausend Alpenblumen würziges Ambra in die Luft dampfen ließ, auch mir zum wonnigen Lichtbade wurde — gegenüber hatte ich die auf ihren Spitzen noch beschneiten Engelhörner, die grauen, schroffen Dolomiten des Berner Oberlandes, die den Eingang des Rosenlauitales beherrschen — da verlangte meine Seele nach keiner logischen Widerlegung der pessimistischen Kritik Schopenhauers; denn jedem Pulsschlag und jeder Faser meines Leibes war es in diesem Augenblick einleuchtend, daß das Leben Selbstzweck sei, was auch die um mich summenden, in die Blumenkelche sich versenkenden Bienen ohne weitere Belehrung wußten. „Ganz glücklich in der Gegenwart hat sich noch kein Mensch gefühlt, er wäre denn betrunken gewesen" — so schließt Schopenhauer jenes Kapitel von der Nichtigkeit des Daseins. Gut, die Bienen und ich und die vom Sonnenlicht übergossenen alten Wettertannen, an denen das duftende Harz niederfloß, waren betrunken, wenn man es so nennen will; aber im Grunde war, was wir erfuhren, ein unbeschreibliches Erlebnis, wie es der fromme Mystiker als eine jenseits alles Denkens liegende Offenbarung empfindet.

Übrigens ist Schopenhauer nicht immer gleich streng in seiner Verurteilung menschlicher Glücksillusionen. In der Abhandlung „Von dem, was einer ist", schreibt er: „Wer fröhlich ist, hat allemal Ursach, es zu sein: nämlich eben diese, daß er es ist. In früher Jugend machte ich einmal ein altes Buch auf, und da stand: „Wer viel lacht, ist glücklich, und wer viel weint, ist unglücklich", eine sehr einfältige Bemerkung, die ich aber wegen ihrer einfachen Wahrheit doch nicht habe vergessen können, so sehr sie auch

der Superlativ eines Truism's ist. Nichts kann so sehr wie Heiterkeit jedes andere Gut vollkommen ersetzen, während sie selbst durch nichts zu ersetzen ist."

Daß kontemplative Mystik in dieser Gegend auch schon vor alters vorgekommen ist, dafür ist der selige Bruder Nikolaus von der Flüe das berühmteste Beispiel. Ich unternahm zu seiner stillen Klause im Obwaldnerländchen einen Tagesausflug. Man fährt ein Stündchen mit der Bahn bis Sachseln am Sarnersee und geht von dort auf reizvollen Fußwegen zwischen Wiesengeländen in sanfter Steigung nach Flüehli, dem Heimatsdorfe des guten Klaus, der, nachdem er in jungen Jahren als tapferer Kriegsmann sich an den Schlachten der Eidgenossen beteiligt, in seinem 50. Jahre (1466) sich in der wilden Melchaaschlucht, am Eingang des Melchtals, eine kleine Einsiedelei baute, die heute noch zu sehen ist und deren düstere Zelle, einem Dunkelarrestlokal gleichend, an Dürftigkeit jenen Felsenklausen der buddhistischen Lamas, von denen uns Sven Hedin in seinem Transhimalajabuche erzählt, wenig nachgibt. Einmal, bekanntlich, verließ er sie: als die in Stans an der Tagsatzung versammelten Führer der Eidgenossenschaft über die Teilung der Burgunderbeute in so schlimmen Hader geraten waren, daß eine Auflösung des alten Schweizerbundes zu befürchten war. Da soll es seine Erscheinung und sein Wort gewesen sein, was die entzweiten Brüder wieder versöhnte. Nun ist er, obschon seine Heiligsprechung beim römischen Stuhle noch nicht hat erreicht werden können, der legendäre lokale Heilige des Unterwaldnerländchens. Ein Kirchlein ist an seine Zelle angebaut worden, und in das Holzgetäfel der Wände des Kirchleins sind Gemälde aus dem Leben des seligen Bruders eingelassen, deren Gegenstand Wunder vorstellt, die zur Heiligsprechung eigentlich genügen dürften, da sie es an naiver Phantastik gewiß mit den kühnsten Legenden anderer Heiligen aufnehmen. Eines der Bilder

machte mir besonderes Vergnügen. Der selige Bruder hat so lange und so gänzlich seiner selbst vergessend im Gebete verharrt, daß ihm eine Lilie zum Munde herausgewachsen ist, die sich zuerst senkrecht gen Himmel emporrichtet, dann in hohem Bogen gemäß ihrer Schwere zur Erde sich hinabsenkt und dem Beter doch endlich lästig werden könnte. In dem Augenblick, da er dies empfindet und das Gewächs überhaupt bemerkt, ist auch bereits ein weißes Pferdlein herbeigekommen, das die Lilie abweidet. Die Darstellung hat in ihrer naiven Symbolik etwas anmutig Liebenswürdiges, dem man sich nicht entziehen kann. Lafcadio Hearn weiß uns aus Japan von Wallfahrtsorten der alten Schintoreligion ähnliche poetische Einfälle zu berichten; hier haben wir's im eigenen Lande und sehen wieder einmal, daß die Volksphantasie überall in verwandten Geleisen sich bewegt.

Andere Tagesausflüge habe ich vom Brünig weg nicht unternommen; es wäre mir leid gewesen, die liebe Paßhöhe, die nach allen Seiten so herrliche Waldspaziergänge darbietet, öfter auf länger zu verlassen. Stundenlang zieht sich eine kaum merkbar steigende, meist ebene, prächtige Kunststraße hoch überm Meiringertal in der Richtung gegen das Oberhasli hin mit wundervollen Ausblicken auf den Brienzersee und nach der gegenüberliegenden Gebirgskette mit ihren vielen grünen Alpterrassen über granitnen Felsen, von denen zahlreiche weiße Wasserfälle ins Tal hinabschäumen, unter ihnen der schon von Goethe bewunderte Oltschibachfall. Apolloschmetterlinge – einst die selten gestillte Sehnsucht unserer jugendlichen Schmetterlingsfängerei – umgaukeln hier den Wanderer, und aus den Wäldern dringt der Duft einer weißen Orchis, von der sich auch in den Blumenvasen auf den Tischchen des Speisesaals stets einige befanden und mit ihrem feinen Parfüm den hohen Raum erfüllten. Köstlich ist ferner der Weg nach Lungern hinab, der ersten großen Ortschaft Obwaldens, am dunkelgrünen

Bergsee. Bei unsicherem Wetter wird man die Fahrstraße vorziehen, die auch die schönere Fernsicht gewährt, bei Sonnenschein den schattigen, alten Saumpfad durch Wiesengelände. Beim Eingang von Lungern steht rechts auf einem Hügel eine weit über die Verhältnisse eines Dorfes hinausgehende prachtvolle Kirche, eine wahre Kathedrale. Es geht die Rede, die Eidgenossenschaft habe der Gemeinde seinerzeit nach argem Wasserschaden zur Verbauung ihrer gefährlichen Wildbäche eine große Bundessubvention gespendet; ein Teil der Summe sei aber zur Erbauung dieser Kirche verwendet worden. Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß, wenn der Wanderer, der von Obwalden her dem Brünigpasse zuschreitet, am Abend diese weiße Kirche auf dem Hügel sieht mit dem reichbewaldeten Hintergrunde des Brünigpasses, ihn der Anblick dieses letzten Gebäudes von Menschenhand, das von hier aus wie in die Bergwildnis hineingestellt erscheint, an einen Tempel des Grals gemahnen könnte.

Eine meiner drei Brünigwochen war eine schlimme, kalte Regenwoche, in der die gut spielende Zentralheizung des Hotels als eine große Behaglichkeit empfunden wurde. Oft saßen wir ganz in Wolken. Wenn dann der Schleier einmal zerriß und eine der gegenüberliegenden Bergspitzen im Rahmen des Gewölks für ein paar Minuten sichtbar wurde, so hatte sie mit dem frisch glänzenden Neuschnee ein unwahrscheinlich phantastisches Aussehen, als wäre sie mindestens das Matterhorn. Schon Fenimore Cooper hat in seinen „Briefen aus der Schweiz“ die Bemerkung gemacht, daß das Großartige des Hochgebirges durch quer sich lagernde Wolkenbänke oder durch flatternde Nebelfetzen, die um die Gipfel jagen, an Majestät noch gewinne. Es war auch ein Regensommer, der ihm im Grindelwaldnertal diese Worte eingab — ein Regensommer und eine Dosis Lebensphilosophie, die dem Unerwünschten, das das Schicksal uns auferlegt, die beste Seite abzugewinnen weiß.

Stroh im Ohr.

Wir haben den Goethe-Bund. Wie wäre es jetzt mit einem Goethe-Abstinenzbund? Die ihm beitretenden deutschen Schriftsteller würden sich, je nach dem Grade ihres Selbstvertrauens, auf drei oder fünf oder gar auf zehn Jahre verpflichten, von keiner der wunderbaren sprachlichen Prägungen Goethes Gebrauch zu machen, keine Stelle aus dem „Faust“ noch aus anderen Werken Goethes zu zitieren, ja den großen Namen nicht einmal mehr zu schreiben. Also nichts mehr vom „Ewig-Weiblichen“ und dergleichen; selbst den „roten Faden, der sich durch alles zieht“ und ohne den wir Journalisten nicht auszukommen meinen, müßten wir fahren lassen.

„Aber warum diese Askese, die mit großer literarischer Unbequemlichkeit verbunden wäre? Denn auf Goethe sich beziehen, mit ihm einen Aufsatz anfangen, Verse von ihm zitieren, das ist doch allgemein geltender, bester literarischer Ton.“ Nun, eben deshalb, weil es allgemein geltender Ton oder, mit anderen Worten, weil es konventionell geworden ist, taugt es auf die Dauer nicht und bedroht das geistige Leben der Nation mit Hemmung und Stauung. Die Tatsache selbst wird man ja nicht in Abrede stellen wollen. Sehr naiven Ausdruck gab ihr in der Berliner Wochenschrift „Die Nation“ vor einiger Zeit eine Dame, die unter dem Namen Adalbert Meinhardt hübsche Artikel schreibt. Diesmal schrieb sie über den Dichter Omar Chijam und begann ihren Aufsatz mit den Worten: „Es ist immer gut, mit einem Worte von Goethe anzufangen. Man weiß so sicher etwas Rechtes zu sagen, und der Leser wie der Schreibende selber fühlt sich von vornherein in einer gewissen empfänglichen Stimmung, in das Land der Dichtung versetzt.“ Dazu hatte Adalbert Meinhardt vorher die Verse zitiert: „Wer das Dichten will verstehen, muß ins Land der Dichtung gehen; wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“

Bergsee. Bei unsicherem Wetter wird man die Fahrstraße vorziehen, die auch die schönere Fernsicht gewährt, bei Sonnenschein den schattigen, alten Saumpfad durch Wiesengelände. Beim Eingang von Lungern steht rechts auf einem Hügel eine weit über die Verhältnisse eines Dorfes hinausgehende prachtvolle Kirche, eine wahre Kathedrale. Es geht die Rede, die Eidgenossenschaft habe der Gemeinde seinerzeit nach argem Wasserschaden zur Verbauung ihrer gefährlichen Wildbäche eine große Bundessubvention gespendet; ein Teil der Summe sei aber zur Erbauung dieser Kirche verwendet worden. Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß, wenn der Wanderer, der von Obwalden her dem Brünigpasse zuschreitet, am Abend diese weiße Kirche auf dem Hügel sieht mit dem reichbewaldeten Hintergrunde des Brünigpasses, ihn der Anblick dieses letzten Gebäudes von Menschenhand, das von hier aus wie in die Bergwildnis hineingestellt erscheint, an einen Tempel des Grals gemahnen könnte.

Eine meiner drei Brünigwochen war eine schlimme, kalte Regenwoche, in der die gut spielende Zentralheizung des Hotels als eine große Behaglichkeit empfunden wurde. Oft saßen wir ganz in Wolken. Wenn dann der Schleier einmal zerriß und eine der gegenüberliegenden Bergspitzen im Rahmen des Gewölks für ein paar Minuten sichtbar wurde, so hatte sie mit dem frisch glänzenden Neuschnee ein unwahrscheinlich phantastisches Aussehen, als wäre sie mindestens das Matterhorn. Schon Fenimore Cooper hat in seinen „Briefen aus der Schweiz" die Bemerkung gemacht, daß das Großartige des Hochgebirges durch quer sich lagernde Wolkenbänke oder durch flatternde Nebelfetzen, die um die Gipfel jagen, an Majestät noch gewinne. Es war auch ein Regensommer, der ihm im Grindelwaldnertal diese Worte eingab — ein Regensommer und eine Dosis Lebensphilosophie, die dem Unerwünschten, das das Schicksal uns auferlegt, die beste Seite abzugewinnen weiß.

Stroh im Ohr.

Wir haben den Goethe-Bund. Wie wäre es jetzt mit einem Goethe-Abstinenzbund? Die ihm beitretenden deutschen Schriftsteller würden sich, je nach dem Grade ihres Selbstvertrauens, auf drei oder fünf oder gar auf zehn Jahre verpflichten, von keiner der wunderbaren sprachlichen Prägungen Goethes Gebrauch zu machen, keine Stelle aus dem „Faust" noch aus anderen Werken Goethes zu zitieren, ja den großen Namen nicht einmal mehr zu schreiben. Also nichts mehr vom „Ewig-Weiblichen" und dergleichen; selbst den „roten Faden, der sich durch alles zieht" und ohne den wir Journalisten nicht auszukommen meinen, müßten wir fahren lassen.

„Aber warum diese Askese, die mit großer literarischer Unbequemlichkeit verbunden wäre? Denn auf Goethe sich beziehen, mit ihm einen Aufsatz anfangen, Verse von ihm zitieren, das ist doch allgemein geltender, bester literarischer Ton." Nun, eben deshalb, weil es allgemein geltender Ton oder, mit anderen Worten, weil es konventionell geworden ist, taugt es auf die Dauer nicht und bedroht das geistige Leben der Nation mit Hemmung und Stauung. Die Tatsache selbst wird man ja nicht in Abrede stellen wollen. Sehr naiven Ausdruck gab ihr in der Berliner Wochenschrift „Die Nation" vor einiger Zeit eine Dame, die unter dem Namen Adalbert Meinhardt hübsche Artikel schreibt. Diesmal schrieb sie über den Dichter Omar Chijam und begann ihren Aufsatz mit den Worten: „Es ist immer gut, mit einem Worte von Goethe anzufangen. Man weiß so sicher etwas Rechtes zu sagen, und der Leser wie der Schreibende selber fühlt sich von vornherein in einer gewissen empfänglichen Stimmung, in das Land der Dichtung versetzt." Dazu hatte Adalbert Meinhardt vorher die Verse zitiert: „Wer das Dichten will verstehen, muß ins Land der Dichtung gehen; wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen."

Das offenherzige Bekenntnis, man wisse, wenn man mit einem Goethe-Zitat beginne, sicher, etwas Rechtes zu sagen — ist es nicht köstlich? Damit ist Goethe als Nothelfer aller schriftstellernden Menschen gleichsam offiziell eingesetzt. Ja, als Nothelfer! Die Beziehung auf den Kultus ist berechtigt. So sah ich es in Prato, in Siena und noch anderwärts mit an, wie die Frauen am Festtag eines gewissen Kirchenheiligen Kleidchen oder Windeln oder Spielsachen ihrer Kinder in die Kirche trugen und sie im Chor einem Priester darreichten, der diese Dinge einen Augenblick mit einem Reliquienschrein in Berührung brachte, worauf er sie den Frauen wieder zustellte. Geradeso tragen wir deutsche Skribenten — ich hab's ja auch schon getan und will mich nicht besser machen als die anderen — unsere Siebensachen in den Goethe-Dom und bringen sie mit irgend einer Stelle des großen Reliquienschreins in Berührung. Da mag einer über Anforstung der Wälder im Süden Europas oder über die Bier und Speise verabfolgenden Restaurationsautomaten, oder über die Nachtschmetterlinge, oder über Findelhäuser und Kleinkinderbewahranstalten schreiben — er ruht nicht, bis entweder ein Goethe-Wort als Motto über dem Aufsatze prangt oder sonst irgend eine Beziehung seines Themas zu Goethe hergestellt ist, was natürlich bei der Universalität des Goetheschen Geistes und angesichts der 40 Bände, die das Ergebnis eines 83jährigen Dichter- und Gelehrtenlebens sind, ohne Schwierigkeit zu erreichen ist.

Der Schaden, der hiedurch angerichtet wird, ist ein doppelter. Erstlich gewöhnt sich der Skribent, mit dem Material großer fremder Gedanken zu arbeiten und die eigenen sozusagen nur unter einer mächtigen Schutzflagge in die Welt hinauszuschicken. Das wäre also Selbstschädigung der Intelligenz und des Mutes. Dann aber entsteht auch eine gewisse Schädigung der Öffentlichkeit dadurch, daß man ihr Goethe fortwährend und von allen Seiten wie einen

goldenen Popanz vor die Augen flimmern läßt. Es ist ja ein hohes Glück, daß es eine Sonne gibt. Wenn aber hundert Schulknaben uns diese Sonne aus Scherben oder kleinen Taschenspiegeln, die wie Refraktoren wirken, von jedem Zaun, von jedem Balken, auf dem sie wippen, auf dem Gesicht tanzen lassen, so könnten wir manchmal die Sonne selbst verwünschen. Jedenfalls gibt es im Publikum viele, die, indem sie allüberall der goldenen Blendung Goethes ausgesetzt sind, einer Art von geistiger Narkose erliegen und so recht in den Zustand geraten, den die um Goethe herum räuchernden und klingelnden Bonzen für den wünschenswertesten deutschen Normalzustand ausgeben. Wer aber geblendet ist, blinzelt, und wer vor einer Gottheit auf dem Bauche liegt, sieht wenig, was um ihn herum vorgeht. Und es gibt doch auch manches nicht so ganz Üble in der Gegenwart zu sehen, das, wenn es nur erst recht abgelagert, nicht mehr so unheimlich neu wäre, vielleicht ebenfalls verehrenswürdig erschiene. Was meinen die Leser zum Beispiel zu folgendem Gedicht?:

Stroh im Ohr.

„Das königliche Rektorat
Von Alexandrien, edlen Eifers voll,
Schrieb einstmals nach Athen an den Senat
Um eine Statue des Apoll,
Daran die Theorie des Schönen
Zu lehren den beflißnen Musensöhnen.

„Infolge der Verpackung blieb, weiß Gott wieso,
Im Ohr des Gottes angeklebt ein Büschel Stroh.
Flugs demonstrierten die gelehrten Leute
Den tiefen Sinn, den dieses Stroh bedeute.
Und alle Künstler weit und breit im Land der Palmen
Mußten fortan ein Muster nehmen an den Halmen.
Doch wer aus Unvermögen oder Unvernunft
Das Stroh versah, den stieß man aus der Künstlerzunft.

Bis Ptolomäus Megas, der Gewaltige, Kühne,
Genialen Sprungs bestieg die Weltenbühne.
Sein Phöbus trug das Stroh im Nasenloche.
Davon datiert man eine neue Kunstepoche."

Wo ist das her? Wer hat das gedichtet? – Ja, meine geehrten Leser, wenn es in den „Xenien" stände, nicht wahr, dann wüßten Sie, wo es her ist, und zwar würden Sie es dann vermutlich nicht Schiller, sondern Goethe zuschreiben. Die Xenien, ja die Xenien – die waren eine Tat! Wie die den platten Aufklärer Nikolai hernahmen und so manchen andern dünkelhaften Poetaster jener Zeit! Der „Xeniensturm" – ach! so was konnte es nur einmal in der deutschen Literaturgeschichte geben. Gewiß! So was wiederholt sich nicht, und unsere Zeit besonders ist „hundsmiserabel", wie es in dem Gedichte heißt:

Die Hofjagd.

„Die Hofjagd sauste durchs Revier;
Es hieß, es wäre Rotwild hier.
Aus hohem Munde ward gesagt:
„Hundsmiserable Jagd!"

„Die Kammerherren fühlten sich geehrt,
Und also wurde schleunig umgekehrt.
Drei Sechzehnender, die im Wald gewesen,
Lüpften das Bein und huben an zu äsen."

Ja, wo ist nun das wieder her? Das ist daher, wo das vorige stand und wo auch der „Trost des Psammetich" steht. Wollen wir diesen Trost kennen lernen?

„Solon der Weise traf zu seinem Schmerz einmal
Den großen Psammetich in einem Bacchanal.

„Trachtet", begann er, „Majestät, daß euer Leib
Der Nachwelt rein und heilig überlassen bleib!"

Der König, eine dralle, blonde Sphinx im Schoß,
Erhob den Arm und meldete gedankengroß:

„Weswegen mich genieren?
Ich verlass' mich aufs Balsamieren."

Nun, um nicht länger die Neugier der Leser unhöflich hinzuhalten, berichte ich der Wahrheit gemäß, daß diese Gedichte und viele ihresgleichen schon seit mehr als zehn Jahren* gedruckter, aber wenig beachteter Besitz der deutschen Nation sind; sie stehen in dem 1892 in Albert Müllers Verlag (Zürich) erschienenen Büchlein: „Literarische Gleichnisse" von Carl Spitteler. Von den „Xenien" unterscheiden sie sich dadurch, daß sie keinen einzigen nachweisbaren persönlichen Angriff enthalten, also auch keinen Literaturklatsch, sondern sich begnügen, allgemein auf unsere literarischen Zustände helle und grelle Streiflichter fallen zu lassen. Sonst sind sie ihrem Wesen nach – ich brauche das Wort sonst nicht gern, aber finde doch kein anderes – vornehmer als die „Xenien." Und in ihrer Vornehmheit können sie es gewiß auch ertragen, daß die Welt von ihnen so wenig Notiz genommen, wie die vorhin erwähnte Hofjagd von den ruhig weiter äsenden Sechzehnendern. Nur ist das Publikum dabei der verlierende Teil. Und darum bringe ich das Büchlein hier endlich einmal zur Sprache. Dabei will ich mir keineswegs die Übertreibung zu schulden kommen lassen, zu behaupten, das deutsche Publikum von heute habe die „Literarischen Gleichnisse" C. Spittelers bis jetzt nur nicht bemerken können, weil es so fleißig die Goethe-Schillerschen „Xenien" lese. Wären die „Literarischen Gleichnisse" in einem belletristischen Modeverlag Berlins erschienen, so würden sie doch wohl von sich reden gemacht haben. Überhaupt wird man die einleitenden Spalten dieses Artikels nicht falsch dahin deuten, ich dächte, die Gegenwart werde den lebenden Dichtern nicht gerecht, weil sie zu viel Goethe und andere Klassiker lese. Wohl aber leidet unter dem ebenso überschwänglichen als hohlen Kultus, der allgemein mit dem Namen Goethe

* Dieser Aufsatz erschien 1903 in der „Neuen Freien Presse."

getrieben wird und eine Art von literarischem Imperialisimus vorstellt, die Selbständigkeit unserer Urteilskraft für lebendige Werte der Gegenwart. Bescheidene Talente zwar können sich nicht beklagen, daß sie nicht freundliche Anerkennung finden. Aber dem wahren Genius gegenüber scheint wirklich etwas zu bestehen wie eine geheime Verabredung aller, ihn womöglich nicht aufkommen zu lassen, wozu es kein besseres Mittel gibt, als einen alles tötenden Namen eines übergroßen Toten. Der Verfasser der „Literarischen Gleichnisse" scheint hievon auch eine Ahnung zu besitzen. In dem Gedichte „Der Dichterfürst" liest man zum Beispiel:

„Hausknechte müssen etwas bügeln oder bürsten.
Darum verlangt es sie nach einem Dichterfürsten,
Natürlich um in Seiner Durchlaucht Namen dreister
Einherzutölpeln gegen die lebend'gen Meister."

Und in einem andern Gedicht wirft Apollo einer Prozession von Dichtergreisen „den Hut von Weimar und die Strümpfe von Byzanz" vor, in denen sie einherschreiten. Freilich hält er ein gewisses serviles Geniekultusbedürfnis der Menge für unausrottbar, wie das kleine Gedicht „Die Revolution" zeigt:

„Mit kühn erhobener Keule ein Befreier:
„Verehrte Schreier!
Müßt ihr denn immer etwas müssen?
Den Rücken bücken? einen Stecken küssen?"
Er brach den Stock. – Und mit fanatischem Geheule
Beleckten sie die Keule."

Danach hege ich weiter keine Hoffnung für den von mir vorgeschlagenen Goethe-Abstinenzbund. Es war ja auch Unsinn, etwas, das mehr nur ein privates seelisches Reinlichkeitsbedürfnis ist, so verallgemeinern zu wollen. Also, bitte, verehrte Zeitgenossen, fahren Sie fort, Goethe zu zitieren; mir aber gönnen Sie meinen Spaß an C. Spittelers modernen Xenien.

Bilder auf Streichholzschachteln.

Wie dem Sultan Saladin im „Nathan" Schachspielsteine ohne Figurencharakter kein Vergnügen machten, so geht es mir mit den Zündhölzchenschachteln. Einen Gegenstand, den ich als Raucher Tag für Tag unzähligemal zur Hand nehme, will ich schmuck haben. Ein gelber Zettel mit Fabrikmarke „Utan Swafel och Phosphor"-Versicherung oder mit Ausstellungspreismedaillen genügt mir nicht nur keineswegs, sondern irritiert mich. Nun gibt es wohl recht zierliche Metallhülsen, in die man diese Schweden- oder Augsburgerschachteln stecken kann. Aber sie sind unpraktisch, weil sie die Reibfläche verkleinern, die dann an der zu oft benützten Stelle rasch abgebraucht wird; auch vergrößern sie das Volumen des Gegenstandes, den wir doch gern in der Westentasche tragen, und endlich gewähren sie keine Abwechslung, gleichviel, ob ein Wappen oder eine reliefartige Figur darauf prangt; es ist immer dasselbe.

Entgegnet man mir: „So nehmen Sie doch die italienischen Wachszündkerzchen; da hat jede Schachtel irgend ein lustiges Bildchen" – so antworte ich darauf, daß ich das in Italien natürlich tue, schon weil man den Verkäufern, den reizenden Gassenschlingeln oder auch den armen, schlotternden Greisen, die sie feilbieten, ein so ungeheures Vergnügen macht, wenn man's bei solchem Handel mit den Soldi nicht gar zu genau nimmt. Aber daß die Wachszündkerzchen bei Wind nicht viel taugen oder, wenn unachtsam weggeworfen, durch unvermutet langes Weiterbrennen unter Umständen recht gefährliche Dinger sind, weiß jedermann. Auf unserer Seite der Alpen ziehe ich jedenfalls die Schweden und ihre besseren Imitationen vor. Und dann – die Bildchen auf diesen italienischen Schachteln sind auch lange nicht mehr so hübsch wie vor zwanzig oder dreißig Jahren. Es ist eigentümlich, aber Tatsache, daß eine „Lex Heinze", welche der mit der erlangten politischen Einheit tugendstark

gewordene italienische Staat gegen die allzu unanständigen Wachskerzchenschachtelbilder erließ, auf die Phantasie der für diesen Industriezweig arbeitenden Maler lähmend gewirkt hat. Die Maßregelung mochte allerdings notwendig sein; denn in Italien, im Süden besonders, spukt noch immer jene — man darf wohl sagen — naiv verderbte Sinnlichkeit, die im antiken Pompeji Türklopfer, Trinkgefäße und allen möglichen kleinen Hausrat so formte, daß man eigentlich nicht begreift, wie eine Frau dergleichen anrühren mochte. So hatte denn auch die moderne ausschweifende Phantasie der Italiener auf diesen Papierschächtelchen die Grenze des Erlaubten vielfach überschritten. Aber mit der Zensur ergab sich, wie gesagt, auch auf diesem Gebiete ein Sinken der künstlerischen Erfindung. Es ist jetzt schon wunderselten, daß man auf solchen Soldischachteln wie früher reizenden Darstellungen aus Ariosts „Orlando Furioso" oder einer hübschen mythologischen Figur begegnet; meistens werden Miniaturkarikaturen aus französischen oder italienischen Witzblättern geboten, wobei der Witz in der Regel recht mäßig ist.

Und nun der Bildschmuck unserer einheimischen Zündholzschachteln? Da haben wir blödsinnige Negerköpfe, vergrimmassierte Kindergesichter mit eingekniffenen Augen, Karten spielende oder sich prügelnde Schusterjungen, ein paar zweifelhafte Variétédamenporträts, als Gipsbüsten aufgefaßt, — kurz, die denkbar fadesten Motive. Mein Gott! man stellt ja keine übertriebenen Ansprüche an solche billige Feuerzeugschächtelchen. Ich erinnere mich, wie ich jahrelang zufrieden war, als die Augsburger „Union" auf ihren Schachteln eine Serie von vier zusammengehörenden Bildern hatte, die ein junges Liebespaar in arkadischer Landschaft darstellten und sich, hübsch in den Farben, ungefähr wie Illustrationen zu dem antiken Idyll „Daphnis und Chloe" ausnahmen. Es waren wahrhaftig keine Alma Tademas, aber doch freundlich und angenehm die Phantasie

anregende Darstellungen. Nämlich — das muß ich hier einschalten — die Phantasie bedarf zu solcher Angeregtheit nicht großer Kunstwerke, wie sie auch vor der Wirklichkeit der Natur mit bescheidenen Andeutungen vorlieb nimmt. Ein Stückchen blauer Himmel über Dächern und Schornsteinen kann uns zuweilen dieselbe Träumerei schenken wie der Golf von Neapel. Und es ist mir schon vorgekommen, daß eine winzig kleine Pappelallee, die als bloßes typographisches Buchstabenornament in das große M am Anfang eines Kapitels hineingezeichnet war, mir längere Zeit das Weiterlesen verwehrte, da die kleine Landschaft den Blick nicht losließ. Indem ich das niederschreibe, weiß ich, daß es Tausenden gerade so geht wie mir; wir sind heutzutage alle mehr als die früheren Generationen Augenmenschen, worauf ja auch die Reklame mit ihren so raffiniert gewordenen Plakaten rechnet. Würde es da nicht im Vorteil der Zündhölzchenmanufakturen liegen, diese denkbare Augenlust des Publikums besser, ernsthafter als bisher, zu berücksichtigen, ihr mit wirklich reizvollen Bildchen entgegenzukommen?

Fragt man mich nun, an was für Bildchen ich denn dabei denke, so stelle ich den Grundsatz auf, daß vor allem auf eine Wesensgleichheit des Gegenstandes und der Darstellung mit der Kleinheit des verfügbaren Raumes müßte Bedacht genommen werden, also etwa so, wie dies in den für Gemmen gewählten Motiven schon im antiken Altertum und dann auch in der italienischen Renaissance mit so viel Glück geschah. Sehr sorgsam geschieht es übrigens auch heutzutage bei gewissen Briefmarken; man sehe sich zum Beispiel die neuesten tunesischen an. Da das antike Karthago im Gebiet des heutigen Tunis lag, bringt eine der Briefmarken ein karthagisches Handelsschiff, eine richtige Galeere, wie wir sie von den alten pompejanischen Wandbildern her kennen. Für ornamentale kleine Bildchen, die

gewordene italienische Staat gegen die allzu unanständigen Wachskerzchenschachtelbilder erließ, auf die Phantasie der für diesen Industriezweig arbeitenden Maler lähmend gewirkt hat. Die Maßregelung mochte allerdings notwendig sein; denn in Italien, im Süden besonders, spukt noch immer jene – man darf wohl sagen – naiv verderbte Sinnlichkeit, die im antiken Pompeji Türklopfer, Trinkgefäße und allen möglichen kleinen Hausrat so formte, daß man eigentlich nicht begreift, wie eine Frau dergleichen anrühren mochte. So hatte denn auch die moderne ausschweifende Phantasie der Italiener auf diesen Papierschächtelchen die Grenze des Erlaubten vielfach überschritten. Aber mit der Zensur ergab sich, wie gesagt, auch auf diesem Gebiete ein Sinken der künstlerischen Erfindung. Es ist jetzt schon wunderselten, daß man auf solchen Soldischachteln wie früher reizenden Darstellungen aus Ariosts „Orlando Furioso" oder einer hübschen mythologischen Figur begegnet; meistens werden Miniaturkarikaturen aus französischen oder italienischen Witzblättern geboten, wobei der Witz in der Regel recht mäßig ist.

Und nun der Bildschmuck unserer einheimischen Zündholzschachteln? Da haben wir blödsinnige Negerköpfe, vergrimmassierte Kindergesichter mit eingekniffenen Augen, Karten spielende oder sich prügelnde Schusterjungen, ein paar zweifelhafte Variétédamenporträts, als Gipsbüsten aufgefaßt, – kurz, die denkbar fadesten Motive. Mein Gott! man stellt ja keine übertriebenen Ansprüche an solche billige Feuerzeugschächtelchen. Ich erinnere mich, wie ich jahrelang zufrieden war, als die Augsburger „Union" auf ihren Schachteln eine Serie von vier zusammengehörenden Bildern hatte, die ein junges Liebespaar in arkadischer Landschaft darstellten und sich, hübsch in den Farben, ungefähr wie Illustrationen zu dem antiken Idyll „Daphnis und Chloe" ausnahmen. Es waren wahrhaftig keine Alma Tademas, aber doch freundlich und angenehm die Phantasie

anregende Darstellungen. Nämlich — das muß ich hier einschalten — die Phantasie bedarf zu solcher Angeregtheit nicht großer Kunstwerke, wie sie auch vor der Wirklichkeit der Natur mit bescheidenen Andeutungen vorlieb nimmt. Ein Stückchen blauer Himmel über Dächern und Schornsteinen kann uns zuweilen dieselbe Träumerei schenken wie der Golf von Neapel. Und es ist mir schon vorgekommen, daß eine winzig kleine Pappelallee, die als bloßes typographisches Buchstabenornament in das große M am Anfang eines Kapitels hineingezeichnet war, mir längere Zeit das Weiterlesen verwehrte, da die kleine Landschaft den Blick nicht losließ. Indem ich das niederschreibe, weiß ich, daß es Tausenden gerade so geht wie mir; wir sind heutzutage alle mehr als die früheren Generationen Augenmenschen, worauf ja auch die Reklame mit ihren so raffiniert gewordenen Plakaten rechnet. Würde es da nicht im Vorteil der Zündhölzchenmanufakturen liegen, diese denkbare Augenlust des Publikums besser, ernsthafter als bisher, zu berücksichtigen, ihr mit wirklich reizvollen Bildchen entgegenzukommen?

Fragt man mich nun, an was für Bildchen ich denn dabei denke, so stelle ich den Grundsatz auf, daß vor allem auf eine Wesensgleichheit des Gegenstandes und der Darstellung mit der Kleinheit des verfügbaren Raumes müßte Bedacht genommen werden, also etwa so, wie dies in den für Gemmen gewählten Motiven schon im antiken Altertum und dann auch in der italienischen Renaissance mit so viel Glück geschah. Sehr sorgsam geschieht es übrigens auch heutzutage bei gewissen Briefmarken; man sehe sich zum Beispiel die neuesten tunesischen an. Da das antike Karthago im Gebiet des heutigen Tunis lag, bringt eine der Briefmarken ein karthagisches Handelsschiff, eine richtige Galeere, wie wir sie von den alten pompejanischen Wandbildern her kennen. Für ornamentale kleine Bildchen, die

sich zur Reproduktion auf unsere Streichhölzchenschachteln vorzüglich eignen dürften, würden überhaupt die pompejanischen Wanddekorationen einen reichen Vorrat liefern. Man braucht hiebei nicht nur an die graziös schwebenden Tänzerinnen zu denken; auch die zierlichen Darstellungen von spielenden Putten mit Widdern, Ziegen, Tauben usw. würden in Betracht fallen. Eidyllion nannten die Griechen das runde Bild im menschlichen Auge und dann allgemein ein Rundbildchen, woraus das Wort „Idyll" abgeleitet wurde, worin eine logische Andeutung liegen mag, daß idyllische Motive für die Kleindarstellung in eng abgegrenztem Raum die geeignetsten sein dürften.

Nun liegt es mir aber durchaus fern, die bloße Nachahmung solcher antiker Motive für eine künstlerisch geschmackvolle Ausstattung unserer modernen Feuerzeugbehälterchen verlangen zu wollen. Mein Hinweis sollte nur den Grundsatz erläutern, daß die verfügbare nur kleine Raumdimension in der Wahl des darzustellenden Gegenstandes dem Zeichner eine gewisse Beschränkung zur Pflicht macht. Im übrigen aber darf man sich wohl getrösten, daß die modernen Künstler, die unter anderm auch im Buchschmuck mit kleinen Bildchen oft so wundervolle Einfälle haben, für diesen Industriezweig die reizvollsten Motive erfinden würden, wenn die großen Fabriken sich nur an sie wenden wollten.

„Aber der Geschmack des Publikums?" wendet man mir schließlich ein. „Sie, Herr W., bevorzugen sichtlich idyllisch-erotische Bildchen" (was ich keineswegs in Abrede stelle). „Aber Wuppertaler Pastoren und bayerische Kapläne oder das alte Mütterchen am Kochherd benötigen ebenfalls der Streichhölzer. Und derbe Brauergesellen haben auch wieder einen anderen Geschmack als verwöhnte Ästheten." Das ist gewiß richtig. Ich würde indessen auch gar nichts dagegen haben – obwohl ich sonst für ein Hervorheben der konfessionellen Gegensätze wahrhaftig nicht schwärme – wenn

eine Fabrik extra katholische Streichhölzchenschächtelchen in den Handel brächte, auf denen zum Beispiel auf Goldgrund die stilvolle Elsässer Madonna oder byzantinische Kirchenfiguren, wie man sie in Ravenna sieht, dargestellt wären. Nur schön müßten die Bildchen sein. Was ich abwehren möchte, ist der gar so banausische Schlendrian, durch den auf einem Gebrauchsgegenstand, der wie kaum ein anderer millionenfache Verbreitung erfährt und überall hindringt, unzählige geschmacklose, ja geschmackverderbende Bildchen in Umlauf gesetzt werden, während es so leicht wäre, auch auf diesem Gebiete den Kunstsinn des Volkes zu pflegen.

Tokajer.

„Tokajer? Gibt's den hier? Na, meinetwegen! laß eine Flasche kommen. Jetzt ist schon alles gleich. Einmal freilich – doch das ist lange her – hätte ich den Wein nicht trinken sollen ... Oder wenigstens hätte er mir damals nicht schmecken dürfen!"

Diese Worte wurden am Sonnabend vor Pfingsten auf der schönen luftigen Terrasse des Spiezerhofhotels gesprochen. Und zwar war es mein alter Freund, der Exrektor Müslin, der sie vor sich hin knurrte. In der Einsamkeit seines gegenüber am See liegenden Dörfchens Merligen hatte ich ihn diesen Mittag überfallen und im Ruderschiffchen herübergeholt. Hier saßen wir nun nach der Abendmahlzeit im anfänglich von keinem Gespräch unterbrochenen Genusse des still zu unsern Füßen ruhenden Sees und der mächtigen Gebirgsstöcke, die sich in seiner klaren Flut spiegeln. Dann hatte ich nach der Weinkarte gerufen, auf ihr zu meinem Erstaunen den in Schweizer Gasthöfen seltenen Tokajer Ausbruch entdeckt und ihn dem Freunde mit dem Finger gewiesen, was von seiner Seite die bereits erwähnten Worte

zur Folge hatten, die mich natürlich nicht wenig neugierig machten. Glaubte ich doch, Müslins ganze Lebensgeschichte zu kennen, in der allerdings verschiedene braune und helle Biere und später während seiner italienischen Periode namentlich guter Chianti eine gewisse Rolle spielten; aber von einem Tokajer, den er nicht hätte trinken sollen, hatte er mir nie zuvor erzählt.

Er tat es jetzt. Denn der Wein, den uns eine blonde kraushaarige Maid brachte, war wirklich gut und löste die Zungen.

„Ja, siehst du“, begann Müslin, „es ist eigentlich eine Kinderei; die Geschichte spielt in meiner Knabenzeit. So fünfzehn, sechzehn mochte ich alt sein. Und eigentlich hatte ich alles längst vergessen. Aber, du weißt, ich war im vorigen Monat in der alten Heimat, die ja auch die deinige ist, in unserm lieben Baselland. Das erste frische Buchengrün der Wälder, die dort die sanften Höhenzüge krönen, mußte ich wieder einmal sehen und von dem Felsstock der weißen Fluh den Blick über die nahe Rheinebene nach dem deutschen Schwarzwald hinüberwandern lassen. Alle die lieben vertrauten Plätze aus alten jungen Tagen besuchte ich wieder. Nur um ein Haus machte ich einen weiten Bogen, ungefähr wie Mephisto ums Kreuz. Es steht übrigens auch an einem Kreuzweg zweier Talschaften und heißt das Talhaus. Dort war es, wo ich mit meinem Vater den Tokajer trank. Die Sonne Ungarns freilich hatte dem Wein nie gelächelt; er war hier im Lande gewachsen; aber sollte von Tokajer Muskatellerreben stammen. Und so war er immerhin ein guter, angenehmer Wein, „der wie Baumöl eingeht“, pflegte der Wirt zu versichern, wenn er, selbstgefällig schmunzelnd, die Flasche mit dem hellgoldenen Trank auf den Eichentisch setzte.“

„Na also, da betrankst du dich halt“, flocht ich ein, da Müslin plötzlich innehielt und sich offenbar in seine

Erinnerungen so verstrickte, daß er der Gegenwart augenblicklich ganz vergaß. „Gestern soff der Mufti unerhört", wie es im Hafis heißt. Was ist schließlich weiter dabei? Höchstens wundert mich, daß es unter den Augen deines um dich so zärtlich besorgten Vaters geschehen konnte."

„Es war auch nicht so, wie du dir's denkst", gab Müslin zurück, indem er sich aus seiner Träumerei emporrüttelte. „Übrigens – mein zärtlich besorgter Vater – na ja! – Damals paßte es ihm gerade wie einem gutmütigen Zentauren, daß der junge Faun an Bacchus' Schlauche sog. Nicht bis zur Betrunkenheit natürlich! Mein Vater war doch Schulinspektor und hatte Grundsätze und ein Erziehungssystem."

„Kein pedantisches!" warf ich ein. „Er ist einst auch mein Lehrer gewesen."

„Gewiß, kein pedantisches", gab Müslin zu. „Aber ich meine halt, daß die besten Väter mit den freiesten Erziehungsgrundsätzen zuweilen die Feinde ihrer Kinder sein können, und das sogar, während die liebevollste, freundlichste Absicht sie leitet."

„Nun bin ich aber wirklich begierig ..."

„Du wirst mich sogleich begreifen. Erinnere dich, daß wir im Hause junge Mädchen aus der französischen Schweiz hatten, die bei uns Deutsch lernen sollten. Die magere Schulinspektorbesoldung würde nicht ausgereicht haben, unsern Haushalt zu bestreiten. Vermögen besaßen ja meine Eltern keines. Nun, ich segnete diese Armut, als sie die Veranlassung wurde, daß so artige Geschöpfe, wie es jene Neuchâteler Mädchen meistens waren, in unser Haus kamen. Das etwas eintönige Leben, das meine Schwester und ich bisher geführt hatten, erhielt nun frischere Farbe. Doch mußt du dir nicht vorstellen, ich sei damals in jedes hübsche Gesicht und in jedes wie ein Glöckchen pendelnde Röckchen – es war gerade die Krinolinenzeit – ohne Auswahl

verliebt gewesen. Im Gegenteil wurde ich um so wählerischer, je mehr der Mädchen ich um mich sah. Und wenn mein Vater den Eltern, die ihre Kinder seiner Obhut übergaben und mich dabei vielleicht mit einem mißtrauischen Seitenblicke streiften, versicherte, ich sei ein anständiger und ernsthafter Junge, auf den man sich verlassen könne, so war das im ganzen richtig. Fühlte ich mich doch nicht wenig durch das Vertrauen geehrt, das mir mein Vater durch den Auftrag, die Mädchen in allgemeiner Weltgeschichte zu unterrichten, in wirklich weitgehender Weise entgegenbrachte. Da sie noch kein Deutsch konnten – sie sollten es ja erst lernen! – mußte ich mein ungeschicktes Schulfranzösisch hervorholen und mich auf die Lektion, die ich zu geben hatte, wohl drei Stunden lang im Schweiß meines Angesichts vorbereiten. Und dennoch – schon in der ersten Vorlesung, in der der junge Lehrmeister doch kaum wußte, wie er den mit ihm um den Tisch herumsitzenden gleichaltrigen Zuhörerinnen in der fremden Sprache die uralte Kultur Ägyptens vorstellig machen sollte – schon in dieser ersten Vorlesungsstunde schob sich sein Fuß leise, leise unter das Füßchen eines dieser Mädchen, und das Füßchen – o Wonne! – wurde nicht zurückgezogen. Mit sanftem Drucke blieb es auf dem andern Fuße ruhen, und über den Tisch, über die Schreibhefte und Bücher hinweg, strahlten zwei schwarze große Augensterne in stillem Einverständnisse zu den Augen des jungen Lehrers hinüber. Selbst an der Nadel steckend, sind Schmetterlinge noch dem Eros untertan und suchen seine Freuden. Ob mir das damals durch den Sinn fuhr, bezweifle ich. Aber meine Lage war beinahe die eines angespießten Schmetterlings. Unterrichten sollte ich und hatte wahrhaftig all mein bißchen Besinnung bitter nötig, um in der fremden Sprache zum erstenmal mit Ehren zu bestehen; wohnten doch Eltern und Schwester der Stunde bei. Und ich – überm Tisch ganz junge mühselige Schul-

gelehrsamkeit – brachte unterm Tisch die ersten und – wie mir vorkam – unendlich vermessenen Huldigungen dem schönen Gegenstande meiner Liebe dar."

„Das paßte ja zur ägyptischen Lektion", warf ich ein. „Du selbst warst damals ein richtiges Sphinxwesen, oben das geistige Menschenantlitz, unten ..."

„Nein! nein! nein! schrie Müslin. „Sag das nicht. Kein zynisches Wort über diese Art Liebe! Ich kenne so gut wie du das Physiologische, das auch beim ersten zartesten Begegnen der Geschlechter mitspielt. Aber dem jungen, unverdorbenen Menschen ist es noch nicht bewußt. Dies erste Entfalten seiner Sinne hat die Illusion der Übersinnlichkeit und ist bei allem Bedürfnis nach körperlicher Annäherung doch ein körperloses und zugleich grenzenloses Wandeln in seligen Sphären. Sogleich bei ihrem Eintritt in unser Haus hatte ich von diesem Mädchen gewußt: Die ist es! Diese allein! Die anderen drei oder vier Pensionärinnen waren mir gleichgültig. Aber beim Anblick Karolinens hatte mich ein so starkes Glücksgefühl durchbebt, wie ich es niemals vorher im Leben empfunden. Auch war sie nicht bloß schön; klug und witzig schien sie mir ebenfalls zu sein und besaß Sinn für Humor. Ein kleiner Vorfall bei der Mittagsmahlzeit an eben jenem Tage hatte es mir gezeigt. Eine ältliche Lehrerin, die anläßlich einer Schulkonferenz meinen Vater aufgesucht hatte, war zum Essen dageblieben; eine komische, etwas exaltierte Person, die sich vor den französischen Mädchen gern durch ihre Kenntnisse französischer Sprache und Literatur ein Ansehen geben wollte. Und so deklamierte sie aus irgend einem Drama, auf dessen Titel ich mich nicht mehr besinnen kann, die pathetische Phrase: „Quoi? Mêler mon sang noble avec le sang d'un juif?" Mit rollenden Augen, wie auf dem Theater, hatte sie die Tirade gesprochen; eine kleine Verlegenheitspause folgte; alle blickten vor sich in den

Suppenteller. So auch ich. Aber halblaut, doch für die andern vernehmlich, wiederholte ich das einzige Wörtchen „mêler." Ein kurzes, silberhelles Auflachen antwortete am andern Ende des Tisches. Es war Karoline, die das Komische, das im Hervorheben gerade dieses einen verfänglichen Wortes lag, blitzschnell begriffen und mit einem Lachen begrüßt hatte, über das sie freilich im nächsten Moment sehr erschrak. Doch hatte ich den munteren, geistsprühenden Blick ihrer schwarzen Augen, bevor sie dieselben niederschlug, noch hurtig erspäht. Und brauche ich erst zu sagen, wie es meiner Eitelkeit schmeichelte, das schöne Mädchen zum Lachen gebracht zu haben? Ach! ich war damals sehr glücklich."

„Das glaube ich", fiel ich ein und setzte unvorsichtigerweise hinzu: „Hatte doch mit diesem „mêler" eure junge Liebe gleich ein recht verheißungsvolles Stichwort."

Zornig fuhr Müslin auf. Dann, sich besinnend, daß ein leidenschaftliches Wort oft weniger treffe als kalter Spott, sagte er mit einem Anflug von Laune: „Gut, daß morgen Pfingsten. Wenn das Wunder sich erneuern und irgendwo eine himmlische Ausgießung stattfinden sollte – bitte! stelle dich darunter und schau, daß du was abbekommst, vielleicht so ein Flöckchen oder Flämmchen psychologischer Erleuchtung. Wirst dann vielleicht verstehen, daß auch ein ganz unschuldiges, reines Mädchen doch eine junge Venus oder eine junge Eva ist, die den Sinn für die Mysterien des Lebens schon vorahnend in sich trägt und unwillkürlich aufhorcht und froh gestimmt wird, wenn er ihr unvermutet aus einem ihn scheinbar verhüllenden Worte entgegenlacht. Aus diesem Gefühle heraus, halb unbewußt, hatte ja auch ich das uns so komisch ins Ohr fallende Wörtchen wiederholt. Aber nun zu denken, daß sich auf das Einverständnis dieses Scherzes etwa so, wie es bei Erwachsenen möglich gewesen wäre, eine besondere Intimität des Verkehres hätte

gründen können – welche Verkennung vor allem des romantischen Kostüms, das junge Leutchen für ihre erste Liebe nötig haben!"

„Und der Fuß unter dem Füßchen?"

„Du bist wie ein Staatsanwalt. Nun ja! Das war eine Sensualität. Aber auch die einzige, die wir uns gestatteten, das Pedalspiel zur himmlischen Musik eines Orgelwerkes, an dem, weiß Gott, die heilige Zäzilie selbst hätte sitzen dürfen. Glaubst du vielleicht, wir hätten uns heimlich umarmt und geküßt? Wohl schauerten wir vor Lust, es zu tun, wenn wir einander einmal ohne Zeugen auf dem Hausflur, auf einer Treppe begegneten. Ach ja! was einen im Alter die Küsse reuen, die man zu rechter Zeit nicht gepflückt hat, als sie auf roten Lippen reif waren – es ist nicht zu sagen! Nur spielt ein Irrtum mit, wenn man sich einredet, man hätte diese Küsse wirklich haben können. Man konnte es nicht, weil man es nicht können wollte, weil man anbetete, weil einem die Geliebte ein höheres Wesen war, das man Miranda oder Ximene oder mit einem anderen schönen Namen der schönen Dichtung nannte, die man gerade las. Geküßt haben wir uns erst am letzten Tage, bevor Karoline in ihre Heimat zurück mußte. Da vermittelte uns meine Schwester, der Schutzgeist unserer Liebe, in einer abgelegenen Apfelkammer ein Viertelstündchen ungestörten Beisammenseins. Zwei zitternde junge Gestalten hielten sich umschlungen; Worte, glaube ich, wurden keine gewechselt. Aber die tränenüberströmten Gesichter lehnten Wange an Wange; Kuß um Kuß tauschten wir und wußten, daß jeder einen Schwur ewiger Liebe bedeute. Am andern Morgen, als Karoline zur Bahn gebracht wurde, ließ ich mich nirgends blicken; der Geliebten, die mir, mir ganz allein gehörte, vor aller Augen öffentlich ein kühl gefaßtes Lebewohl bieten zu müssen – das hätte ich nicht ertragen. Daß man im Hause um meine Liebe wußte, war mir bekannt.

Mit scheelen Blicken hatten die anderen Pensionärinnen sie bemerkt und würden mir gewiß ihre Schadenfreude zu erkennen gegeben haben, wenn vor ihren Augen eine öffentliche Abschiedsszene stattgefunden hätte. Meine Eltern waren wohl durch meine Schwester einigermaßen über den Zustand meines Herzens auf dem laufenden gehalten worden. Als ich am Mittag nach dem traurigen Morgen zum Essen erschien – die Spuren der Tränen hatte ich, so gut es gehen wollte, abgewaschen – fühlte ich die Augen von Vater und Mutter mit einer gewissen gütigen Nachsicht weich auf mir ruhen. Das würde mich gerührt haben, wenn ich nicht – besonders aus dem Gehaben des Vaters – jene sich erzieherisch fühlende Überlegenheit herausgespürt hätte, die das Alter so gern annimmt, wenn es zu verstehen geben will, es sei weitherzig genug, die Torheit der Jugend ganz zu begreifen und zu verzeihen. Ist denn diese Überlegenheit wirklich auf seiten des Alters? Wer von uns beiden, der Vater, der über meine noch nicht einmal flaumbärtige Liebe im stillen als weiser Mann erzieherisch lächelte, oder ich, der ich auf der starken Spur der Natur geraden Schrittes ernst einherging, war in diesem Augenblick mehr in Übereinstimmung mit dem alles Dasein erfüllenden tiefsten Lebensinhalt? Die Frage klingt pathetisch; aber auch in der Sache selbst, so einer ersten Jugendliebe und ihrem Schmerz, liegt das große Pathos der heiligen Natur. Und wenn ich einen solchen Gedanken damals, als Fünfzehnjähriger, auch nicht hätte fassen können, das Grundgefühl dazu war doch vorhanden, und ganz richtig wollte es mich an jenem Nachmittag in die Einsamkeit führen zu eigener Festigung und zur Härtung der Seele in starken und hohen Gedanken von Leid und Liebe. Schon hatte ich mich zur Stube hinausgeschlichen, als ich die Stimme des Vaters hinter mir vernahm: „Was ist, Wolf? An diesem goldenen Septembernachmittag wirst doch nicht über den Büchern sitzen wollen?

Oder gibt's etwa Gedichte zu schreiben? Das hat Zeit. Weißt was? Gehen wir nach dem Talhaus; es ist ein wundervoller Weg, und am Ende gibt's schon diesjährige Nüsse zum Tokajer." Ich glaube, ich hätte schon dieser Aufforderung, wie wohlgemeint sie auch war, widerstehen, allenfalls Kopfweh vorschützen sollen, um mit meinem Schmerz allein bleiben zu können und mich der Weihe des Verlassenseins und treuen, innigen Gedenkens zu überlassen. Dieses richtige, strengere Gefühl überlistete ich selbst mit der Vorstellung, wie unartig es wäre, einer so freundlichen Einladung des Vaters den Trotz meiner Traurigkeit entgegenzusetzen. Aber ich fürchte, daß ich nur zu gern zum Hute griff, um dem Vater nach dem beliebten Ausflugsziel zu folgen. Auf dem Hinweg allerdings beobachtete ich noch eine gewisse tragische Haltung, gab auf Fragen des Vaters, in denen die Absicht zutage trat, mich auf muntere Gedanken zu bringen, nur notdürftigen Bescheid und kam mir beinahe wie Isaak vor, den sein Vater Abraham zur Opferung auf den Berg Morija führte, nur daß die Rollen jetzt vertauscht waren und der Sohn schweren Herzens neben dem unbekümmerten Vater schritt, der an einem solchen Tage sogar „Fliegende Blätter"-Späßchen erzählen konnte.

„Dann aber kam – nicht der Berg Morija, sondern das Talhaus und kam der Wein, nicht so ein feiner edler Tropfen wie der da. Aber für meinen unverwöhnten jungen Gaumen fein und wohlschmeckend genug. Beim ersten Glase meinte ich noch, ich tränke ihn nur dem Vater zu Gefallen, und bei jedem Schluck bat ich die ferne Geliebte heimlich um Verzeihung; denn an diesem ersten Tage der Trennung schon genießen, schien mir Abfall und Frevel. Aber als beim zweiten Glase der Vater sagte: „Na, wollen einmal die Mama zu Hause und wen wir sonst lieb haben, leben lassen", da floß mir das gelbe Naß schon viel leichter ein. Und damit war mein Fall entschieden. Ich trank mit

Vergnügen. Die Welt wurde mir hell; Karoline schien mir ein herrliches Mädchen, aber nur gleichsam die von einem Rosenwölkchen umflatterte Führerin eines Reigens vieler lieblicher Mädchen. Ja, die Schönste war sie gewiß, und glücklich, der an ihrem Busen gelegen hatte! Man durfte stolz darauf sein! Warum sollte man davon nicht plaudern? Und man plauderte davon; man profanierte eine Empfindung, für deren Heiligkeit man an diesem Vormittag noch gern durch Wasser und Feuer gegangen wäre. O, auf dem Heimwege war ich ganz lustig, freute mich für den kommenden Tag auf allerlei Annehmlichkeiten, auf ein hübsches Buch, das ich mir von der Landesbibliothek holen wollte, und auf andere banale Unterhaltung. Und wie nun der andere Morgen kam – ohne physischen Katzenjammer, denn bis zum Betrinken hatte mein sorgsamer Vater es mich nicht treiben lassen – da war ich zum moralischen Katzenjammer viel zu feige. Denn mein Fall war so tief, das fühlte ich instinktiv, daß es besser schien, ihn nicht auszumessen. Also beschränkte ich mich, den noch vorhandenen Rest echter Empfindung in schlechte Literatur umzusetzen, indem ich mir selber in Versen zu meiner tapferen Beherrschung der Gefühle gratulierte und mich mit Achill verglich, dem doch „auch“ die Briseïs sei geraubt worden und der es dennoch verstanden habe, weiter zu leben. Daß sein ganzes Weiterleben nur noch einzige große Rache an denen vorstellte, die ihm sein Mädchen geraubt hatten, machte ich mir damals wohlweislich nicht klar.“

„Zu alterieren brauchst du dich darüber wahrhaftig nicht“, nahm ich das Wort, als Müslin jetzt schwieg und in sein gefülltes Glas starrte. „Mochte der Vergleich mit Achill allerdings ein wenig hinken – die ganze Geschichte nahm doch eigentlich den normal antiken Verlauf. Denke an Ariadne auf Naxos. Gleich ihr, als Held Theseus sie verließ, hast auch du bei Bacchus den ersten Trost gefunden.“

„Ja, als der Held auch mich verließ!“ rief Müslin. „Und zwar für immer, fürs ganze Leben! Diese Stunde beim Tokajer, glaube mir, war entscheidend. Damals wurde der kerzengerade aufgeschossenen Pflanze junger Leidenschaft ihr Herzblatt ausgebrochen; damals zuerst merkte ich, daß man die Augen der strengen Göttin, die uns zufunkeln: Du sollst durch Schmerz wachsen und stark werden, vermeiden kann, indem man hinter ihrem Rücken vorbeischleicht. In jener Stunde habe ich gelernt, daß es neben dem steileren Weg immer auch einen bequemeren gibt. Und Leute, die unserer Schwäche schmeicheln wollen, nennen das wohl gar Lebenskunst. Aber um das Größte, was das Leben bieten kann, hat mich diese Lebenskunst betrogen. Von da an habe ich immer und überall – ich spreche natürlich bildlich – mit der Soubrette vorlieb nehmen müssen, wo ich die Heroine gemeint hatte. So – und jetzt laß noch eine Flasche auffahren. Es ist ein guter edler Wein der alten Herren, der Resignierten. Aber den Jungen ist er Gift.“

Heiliger Äther.

Die kindische Etymologie der dreizehnjährigen Martha hat wieder einmal Recht behalten; sie meinte, es müsse mit „Herzpochen“ zusammenhängen, als unlängst der Lehrer von neuen „Kulturepochen“ dozierte. Ich denke, wir haben es alle gefühlt, das Herzpochen, mit dem in fortwährendem Crescendo und Accellerando die Nationen den Fahrversuchen des kühnen und standhaften Grafen Zeppelin gefolgt sind. Und daß in diesem Herzpochen das Bewußtsein lebendig war, mit dem lenkbaren Luftschiffe hebe tatsächlich eine neue Kulturepoche der Menschheit an, braucht nicht erst versichert zu werden. Auch in der tiefen Bestürzung, in der

Vergnügen. Die Welt wurde mir hell; Karoline schien mir ein herrliches Mädchen, aber nur gleichsam die von einem Rosenwölkchen umflatterte Führerin eines Reigens vieler lieblicher Mädchen. Ja, die Schönste war sie gewiß, und glücklich, der an ihrem Busen gelegen hatte! Man durfte stolz darauf sein! Warum sollte man davon nicht plaudern? Und man plauderte davon; man profanierte eine Empfindung, für deren Heiligkeit man an diesem Vormittag noch gern durch Wasser und Feuer gegangen wäre. O, auf dem Heimwege war ich ganz lustig, freute mich für den kommenden Tag auf allerlei Annehmlichkeiten, auf ein hübsches Buch, das ich mir von der Landesbibliothek holen wollte, und auf andere banale Unterhaltung. Und wie nun der andere Morgen kam – ohne physischen Katzenjammer, denn bis zum Betrinken hatte mein sorgsamer Vater es mich nicht treiben lassen – da war ich zum moralischen Katzenjammer viel zu feige. Denn mein Fall war so tief, das fühlte ich instinktiv, daß es besser schien, ihn nicht auszumessen. Also beschränkte ich mich, den noch vorhandenen Rest echter Empfindung in schlechte Literatur umzusetzen, indem ich mir selber in Versen zu meiner tapferen Beherrschung der Gefühle gratulierte und mich mit Achill verglich, dem doch „auch" die Briseïs sei geraubt worden und der es dennoch verstanden habe, weiter zu leben. Daß sein ganzes Weiterleben nur noch einzige große Rache an denen vorstellte, die ihm sein Mädchen geraubt hatten, machte ich mir damals wohlweislich nicht klar."

„Zu alterieren brauchst du dich darüber wahrhaftig nicht", nahm ich das Wort, als Müslin jetzt schwieg und in sein gefülltes Glas starrte. „Mochte der Vergleich mit Achill allerdings ein wenig hinken – die ganze Geschichte nahm doch eigentlich den normal antiken Verlauf. Denke an Ariadne auf Naxos. Gleich ihr, als Held Theseus sie verließ, hast auch du bei Bacchus den ersten Trost gefunden."

„Ja, als der Held auch mich verließ!“ rief Müslin. „Und zwar für immer, fürs ganze Leben! Diese Stunde beim Tokajer, glaube mir, war entscheidend. Damals wurde der kerzengerade aufgeschossenen Pflanze junger Leidenschaft ihr Herzblatt ausgebrochen; damals zuerst merkte ich, daß man die Augen der strengen Göttin, die uns zufunkeln: Du sollst durch Schmerz wachsen und stark werden, vermeiden kann, indem man hinter ihrem Rücken vorbeischleicht. In jener Stunde habe ich gelernt, daß es neben dem steileren Weg immer auch einen bequemeren gibt. Und Leute, die unserer Schwäche schmeicheln wollen, nennen das wohl gar Lebenskunst. Aber um das Größte, was das Leben bieten kann, hat mich diese Lebenskunst betrogen. Von da an habe ich immer und überall – ich spreche natürlich bildlich – mit der Soubrette vorlieb nehmen müssen, wo ich die Heroine gemeint hatte. So – und jetzt laß noch eine Flasche auffahren. Es ist ein guter edler Wein der alten Herren, der Resignierten. Aber den Jungen ist er Gift.“

Heiliger Äther.

Die kindische Etymologie der dreizehnjährigen Martha hat wieder einmal Recht behalten; sie meinte, es müsse mit „Herzpochen“ zusammenhängen, als unlängst der Lehrer von neuen „Kulturepochen“ dozierte. Ich denke, wir haben es alle gefühlt, das Herzpochen, mit dem in fortwährendem Crescendo und Accellerando die Nationen den Fahrversuchen des kühnen und standhaften Grafen Zeppelin gefolgt sind. Und daß in diesem Herzpochen das Bewußtsein lebendig war, mit dem lenkbaren Luftschiffe hebe tatsächlich eine neue Kulturepoche der Menschheit an, braucht nicht erst versichert zu werden. Auch in der tiefen Bestürzung, in der

allgemeinen Trauer und in der sofort überall aufflammenden Hilfebereitschaft, als die Kunde von der Echterdinger Katastrophe alle Lande durchflog, fand dieses Bewußtsein von der epochemachenden Wichtigkeit der Erfindung wahrhaft leidenschaftlichen Ausdruck.

Aber das Herz des einzelnen Menschen ist ein eigensinnig Ding; es kann mit der Gesamtheit aller anderen pochen und fiebern und hoffen und wünschen und dennoch zugleich mit irgend einem geheimen Gegenschlag einer ganz anderen Empfindung gehorchen. Und ist das eigentlich so wunderbar, da auch die größte Sache wie die geringfügigste ihre verschiedenen Seiten hat?

Selbst dem Laien dürfte einleuchten, daß das Unglück von Echterdingen, auch wenn sofort ein neues Luftschiff gebaut wird, in der definitiven Eroberung des Himmels durch solche Fahrzeuge doch eine Verzögerung auf Jahre hinaus bedeutet. Die Erfahrung, daß ein verhältnismäßig geringfügiger atmosphärischer Vorgang, ein gewitterhafter Windstoß, genügt hat, das wunderbar konstruierte teure Fahrzeug in Frist einer kurzen Minute zu zerstören, lehrt uns, daß wir noch weit von dem Zeitpunkte entfernt sind, wo solche Schiffe dem Allgemeinverkehr dienen, in Menge die Luft durchsausen werden.

Auf diese Verzögerung nun bezieht sich der Gegenschlag meines Herzens; ich empfinde sie – kaum wage ich es zu gestehen – mit einer gewissen Genugtuung. Zwar der Schmerz des Erfinders und daß ihm, dem Siebzigjährigen, der schon am Ziele zu stehen glaubte, neue Unruhe bereitet wird, geht mir nahe, als ob es mich persönlich betroffen hätte. Die Harmonie im Leben des Grafen Zeppelin hatte mir immer so berückend schön geschienen. In der Jugend war es ihm gegeben, die natürliche und herrlichste Eigenschaft der Mannesjugend, kühnen Mut, zu bewähren mit jenem unvergeßlichen Rekognoszierungsritt in Feindesland.

Und ebenso war ihm in grauen Haaren die natürliche schönste Beschäftigung eines wahrhaft weisen Alters beschieden, die sinnvolle Arbeit an einem Kulturwerke der Menschheit, und dies in größtem Stil! Nun, auch ein gelegentliches Mißlingen ist bei solchem Tun nur wie eine Wunde in ehrenvollem Kampfe, die den Helden schmückt, und unsere Bewunderung dieses harmonischen Manneslebens wird durch nichts erschüttert.

Die Genugtuung, die ich gleichwohl über das nun eingetretene Ritardando in der Luftschifferei empfinde, soll auch die noch kaum übersehbaren, in Wahrheit wohl unermeßlichen praktischen Werte nicht antasten, welche die Welt sich von der endlichen Realisierung der an ihr Ziel gelangten Erfindung verspricht. Diese Genugtuung ist, wenn ich sie jetzt in Worten ausdrücke, wohl nichts anderes als eines Greisen Gesang, die Befriedigung eines alternden Mannes, der voraussieht, daß ihm nun wenigstens für die paar Jahre, die er noch zu leben hofft, der Luftraum, der Himmel, der heilige Äther unentweiht bleibt, daß er nach der Verschlimm-Besserung, die seine Fußgängerexistenz auf irdischen Pfaden durch rasende Motorräder und Automobile erfahren hat, nicht auch noch den Hexensabbath der den Himmel durchkreuzenden Riesenzigarren und – mit dem Pantagruel zu reden – der wild gewordenen Würste erleben muß. Ich bin kein Misanthrop; aber der Gedanke, daß auch der Luftraum dermaleinst den Tummelplatz fliegender Musterreiter abgeben soll, macht mir seelische Atemnot. Habe ich doch mein Lebtag sogar die dumme Bildlichkeit des Sprichwortes gehaßt, der Himmel hänge einem voll Geigen. Am Himmel – das ist mein Gefühl – soll gar nichts hängen oder kleben, als was dorthin gehört von Ewigkeit an. Und darum freut mich die Schonzeit oder Galgenfrist, die dem Äther und uns Senioren unter den Zeitgenossen nun noch gegönnt zu sein scheint.

Man kann mir entgegnen, daß ich mich ein wenig schämen sollte, mit solch egoistischer Empfindung meines ästhetischen Geschmacks gegenüber einer so großen Angelegenheit der Menschheit herauszurücken. Und ganz natürlich wird es mir vorkommen, wenn namentlich die Jugend mir zuruft: „Alter Herr, Sie können sich schon jetzt begraben lassen!" Indessen hoffe ich, zu meiner Entschuldigung etwas von Belang anführen zu können, nämlich, daß ich mir nicht einbilde, nur für meine individuelle Empfindung zu plädieren, der einzige Mensch zu sein, der den heiligen und unentweihten Äther liebt. Und dabei denke ich nicht allein an meine Altersgenossen, an „Reaktionäre, die sich nicht mehr in die neue Zeit hineinfinden können", sondern wahrhaftig auch an die dichterisch und künstlerisch empfindende Jugend unseres Zeitalters. Und in der Empfindung selbst liegen vielleicht noch andere als nur dichterische und künstlerische Momente.

Seit Äschylos einst seinen gefesselten Prometheus ausrufen ließ:

„O! Heil'ger Äther! Leicht beschwingte Lüfte!
Allsehend Himmelsauge, schau mich an —"

seit jenen fernen Tagen — und wer weiß, wie lange vorher schon! — haben in all den Jahrtausenden bis auf unsere Zeit Millionen Menschen in den höchsten Augenblicken ihres Lebens, in Leid und Freud zum allsehenden Himmelsauge ihr Antlitz erhoben und in solchem Aufblick sich über alles Irdische emporgeschwungen. Wohl darf der Verstand zwischen dem Luftmeer und dem Himmel im religiösen Sinne unterscheiden; die Engländer tun es auch sprachlich, jenes nennen sie sky, diesen heaven. Aber nicht immer ist uns solche Unterscheidung Bedürfnis. Denn was auch unsere religiöse oder philosophische Weltanschauung sein möge, selbst wenn sie eine atheistische wäre — jeder hat Augenblicke erlebt, in denen der die Erde umfließende Luftraum, der

Himmel, der uns an schönen Sommertagen seine blaue unergründliche Tiefe öffnet, von dem herab die Sonne, „das allsehende Himmelsauge“, die Leben weckenden Strahlen spendet, und der uns nachts zu dem Geheimnis der unzähligen anderen Welten in ahnungsvolle Beziehungen setzt, in denen dieser Himmel uns der heilige Äther war.

Darum handelt es sich hier um etwas mehr als um eine bloße Geschmacksache, als um ein bloß ästhetisches Mißbehagen über die Entstellung des landschaftlichen Bildes, die allerdings auch unvermeidlich ist, wenn künftighin über Wald und Flur allenthalben jene Unformen kleben und schweben. Es handelt sich darum, daß die Menschheit ihren letzten Bezirk stillen Naturfriedens, die letzte Trösteinsamkeit des von der Erde losgelösten Blickes, jenes hohe Reich, wohin bis jetzt „der Mensch nicht kam mit seiner Qual“, für immer preisgibt, es zum Tummelplatz werden läßt eines allen möglichen praktischen Zwecken dienenden Verkehres.

Literaturkundige Leser können mich hier erinnern, daß die ästhetische Seite dieses Themas längst durch den Dichterstreit entschieden sei, den vor mehr als fünfzig Jahren Justinus Kerner und Gottfried Keller hierüber führten. Justinus Kerner hatte die Entpoetisierung der Welt durch die Erfindungen des modernen Lebens beklagt und hatte in einem Gedicht, das er im Stuttgarter „Morgenblatt“ von 1845 veröffentlichte, die Luftschiffahrt als sicher zu erwartende Neuerung antizipiert, so besonders in den Strophen:

„Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's so plötzlich dunkel sei,
Erblick' ich einen Zug mit Waren,
Der an der Sonne schifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine,
Such' nach dem Regenbogen keck,
Ist es nicht Wasser, wie ich meine,
Ward in der Luft ein Ölfaß leck.“

Und er hatte sein Gedicht geschlossen:

„Satt laßt mich schaun vom Erdgetümmel
Zum Himmel, eh' es ist zu spät,
Wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
Die Poesie still trauernd geht."

Darauf hatte Gottfried Keller, unzweifelhaft der Geistesgewaltigere von den beiden, mit prächtigen Meisterstrophen geantwortet, die aber gedanklich mit einem Sophismus beginnen und zuletzt mit einem behaglichen Kneipwitz schließen, der allerdings in herrliche Worte gekleidet ist. Den Sophismus finde ich in Kellers erster Strophe:

„Die Poesie ist angeboren,
Und sie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle selbst mit mir."

In der Übertreibung der Wahrheit, daß der echte Dichter sich auch mit einer wenig erfreulichen, ja feindlichen Wirklichkeit abzufinden wisse, scheint mir der Sophismus zu liegen, dies besonders, wenn man bedenkt, daß Keller damit auf die Worte Kerners antworten will, wo dieser, in den Anblick des tiefen blauen Himmels versunken, schreibt: „Laßt satt mich schaun in dieser Klarheit, in diesem sel'gen stillen Raum." Darauf zu antworten, auch ohne Himmel könnte der Dichter auskommen, ist eine Hyperbel, die noch überboten wird durch die Überschwenglichkeit, wonach die Poesie, selbst wenn die Seele verloren ginge, mit dem Dichter zur Hölle fahren würde. Das tönt kraftvoll, ist aber doch nur ein Spielkartentrumpf. Zur phrasenlosen Wahrheit kehrt dagegen Keller zurück, wenn er zeigt, daß der Mensch, indem er die Elemente sich dienstbar macht, Freiheit für seine höheren geistigen Bedürfnisse erobert und so menschliches Glück steigert:

„Was deine alten Pergamente
Von tollem Zauber kund dir tun,
Das seh' ich durch die Elemente
In Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh' sie keuchend glühn und sprühen,
Stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
Indes das Menschenkind zu blühen
Und singen wieder Muße hat."

Und nun kommt der vergnügliche, oft zitierte Einfall, der für Keller, den Freund eines guten Tropfens, so außerordentlich bezeichnend ist:

„Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm' hergefahren –
Wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlaßne Meer."

Wunderschön, gewiß! Aber im Grunde doch nur eine scherzhafte Erledigung des Themas. Ein mehr erotischer Dichter als Keller hätte zum Beispiel auch die Möglichkeit annehmen können, daß aus solcher Luftgondel ein hübsches Mädchen sich dem einsamen Poeten im Grase geselle und nun jener Vers des Ovid von der puella nicht mehr gelte:

„Haec tibi non veniet medias delapsa per auras."
(„Solch schönes Kind fällt dir vom Himmel nicht.")

Das wäre ein analoger Spaß gewesen, aber gewiß nicht mehr. Und an das, was allenfalls in Wirklichkeit aus Luftschiffen zur Erde fallen oder träufeln mag, kann ich im Ernste nicht denken, ohne daß mir ein verarmter Literat in den Sinn kommt, der Ende der vierziger Jahre bei

Professoren, Ärzten, Pfarrern und anderen studierten Leuten fechtend vorsprach, indem er sich – ich weiß nicht mehr, ob mit Recht oder Unrecht – als Verfasser eines bekannten Studentenliedes ausgab, was er aber, wenigstens in meinem elterlichen Hause, mit den Worten vorbrachte: „Ich bin derjenige, der „vom hohen Olymp herab“ gemacht hat.“

Vom hohen Olymp – das könnte ein Stichwort sein, nun einzuwenden, daß gerade die schönheitskundigen Griechen einen regen Phantasieverkehr zwischen Himmel und Erde eingerichtet hatten. Hermes, Iris, Pallas, Aphrodite mit ihrem Taubengespann, die kolchische Zauberin auf ihrem Drachenwagen – alle durchsausen sie den Äther. Und so fährt im Alten Testament Elias im feurigen Wagen gen Himmel, und im Neuen schweben in jener heiligen Nacht weißbeschwingte Himmelswesen zu den Hirten auf die Flur hernieder und stimmen an ein selig Lied vom Frieden auf Erden. Aber was ist an diesen Phantasiegebilden das Schöne; warum sind sie uns in ihrer Symbolik so lieb und teuer? Weil der Zauber dessen, „was sich nie und nimmer begeben hat“, der Zauber des dem Alltag entgegengesetzten Wunders sie umfließt. Traumvisionen sind sie, die von der Wirklichkeit nur die zart angedeutete Ähnlichkeit mit den schönsten seltenen Himmelserscheinungen, mit leuchtenden Meteoren oder den Spielen des Regenbogens entlehnt haben. Aber auch diese Phantasiegebilde werden verblassen, werden höchstens noch von Festrednern zu „gebildeten Anspielungen“ und zu Reklamebildern für verbesserte Luftfahrzeuge herhalten, wenn die surrenden Propeller dermaleinst den Himmel beherrschen! O! heiliger Äther du, und du, unheiliges Benzin – gehört ihr beiden wirklich zusammen?

Vom Reisen und vom Zuhausebleiben.

Die Reisesaison ist da. Aber Hunderttausenden hilft sie nichts. Sie können doch nicht reisen. Denn es fehlen ihnen die Mittel, oder ein strenger Dienst gestattet ihnen keinen Urlaub. Glücklicherweise trägt die unendlich große Mehrzahl der jahraus jahrein an ihre engste Heimat Gefesselten dies Los ohne sonderliche Schmerzen. Unter den kleinen Leuten, seien es nun bescheidene Beamte oder Gewerbetreibende jeder Art, herrscht noch wie bei den Bauern die natürliche Liebe zur gewohnten Umgebung so stark vor, daß man nicht einmal von Genügsamkeit oder gar von Entsagung zu sprechen braucht, wenn man bemerkt, wie in solchen Kreisen auch kein Gedanke an sogenannte Luftveränderung oder Vergnügungs- und Erholungsreisen das liebe Einerlei stört. Diesen in ihrer Beschränkung Glücklichen und, nach meiner Meinung, instinktiv Weisen habe ich denn auch nichts zu sagen. Meine Auseinandersetzung wendet sich vielmehr an diejenigen Personen, denen vermeintlicherweise ihr gesellschaftlicher Rang oder ihre unruhige Phantasie vorspiegeln, ohne zu reisen, könnten sie nicht zufrieden sein.

Bei den ersteren, für die das Reisen einfach Modesache oder guter Ton ist, will ich mich übrigens nicht zu lange aufhalten, weil sie mir nicht interessant genug sind. Ihnen gebe ich, statt aller weiteren Argumentation, den Eindruck wieder, den ich selbst in diesem Frühjahre auf einer Reise in Italien erhielt. Ein wundervoller Aprilmorgen war's. Ich befand mich auf dem kleinen Dampfer, der jeden Vormittag von Neapel nach Sorrent und Capri hinüberfährt. Bald wimmelte das ganze Verdeck von Reisenden. Und zwar waren es fast ausschließlich deutsche Familien, gleichsam eine lebendig gewordene C. W. Allers-Mappe. Hamburger, Berliner, Frankfurter, sehr viele Damen dabei. So lange nun das Schiff noch ruhig lag, hielten auch die Passagiere sich ruhig, beobachteten einander stille, versicherten sich

möglichst guter Plätze, gähnten den Vesuv an, zeigten ein bißchen Furcht vor möglicher Seekrankheit, gaben aber ihr eigentliches Wesen durchaus nicht zu erkennen.

Anders wurde es in dieser Beziehung, sobald die Schiffsschraube zu arbeiten begann und wir aus dem Hafen hinausdampften in den Golf, der, beiläufig bemerkt, so ruhig dalag, daß auch die nervöseste Dame nicht mehr an Seekrankheit zu denken brauchte. Die Bewegung, der frische Luftzug bewirkten, daß auf einmal alle diese Personen sehr redselig wurden. Nun bin ich sonst kein Horcher nach anderer Leute Geheimnissen; hier aber mußte ich wohl oder übel hören, was rings um mich her gesprochen wurde. Und was hörte ich denn? Mit einem Wort: Heimat. Nicht Sudermanns „Heimat", die zwar auch gerade in jenen Tagen in Neapel gespielt wurde; sondern alle diese Personen schwelgten in diesem Augenblick im Lob der Heimat. „Ja, unsere Spargel!" tönte es in scharfen ostpreußischen Lauten aus Damenmund. „Diese elenden italienischen dagegen, diese dünnen, grünen, armseligen Stengel. Sehen Sie, so dick und so lang haben wir sie!" Und in ihrem Enthusiasmus machte die blonde Dame mit den Händen Bewegungen, als ob sie einen solchen norddeutschen Riesenspargel plastisch in der Luft zu formen gedachte. Einer der Matrosen, der ihr zusah und sie natürlich nicht verstand, wurde über dieses Händespiel sichtlich tiefsinnig.

So aber waren nun die Erinnerungen an diese oder jene Genüsse der Heimat tatsächlich auch bei jeder andern Gruppe, wo es laut zuging, das mit Begier ergriffene Thema. Von neu eröffneten Wiener Cafés, von den lokalen Koryphäen der letzten Theater- und Konzertsaison, von irgend einem kleinen Hofskandal war die Rede, und das Entzücken steigerte sich aufs höchste, wenn sich herausstellte, daß man gemeinsame Bekannte zu Hause habe, über deren Familienverhältnisse man nun genau so behaglich debattieren konnte

wie im gewohnten Kaffeekränzchen. Und was taten denn die Herren, so weit sie nicht an diesen Gesprächen teilnahmen? Sie hatten sich vor der Einschiffung so viele deutsche Zeitungen gekauft, als nur überhaupt aufzutreiben waren, und steckten nun in den Spalten derselben mit einem Eifer, der eigentlich hier, ebenfalls in einer Zeitung, aus Dankbarkeit müßte gerühmt werden. Aber – ich konnte mir nicht helfen, ich mußte mich fragen, ob es alle die Auslagen und alle die Reisebeschwerden und kleinen Unbequemlichkeiten lohne, bis nach Neapel zu kommen und nach Sorrent zu fahren, um eigentlich das Herz nur dann aufgehen zu spüren, wenn von den Dingen zu Hause die Rede sei oder man wenigstens über sie lesen könne? Und wie oft habe ich ganz dasselbe hoch in den Alpen erlebt! Wie oft auf Mürren, auf der Wengernalp, auf dem Vierwaldstättersee war die Wahlgeschichte irgend eines pommerschen Landrates oder eine eigentümliche Art seidener Fensterstoren der Frau Kommerzienrat X** einer ganzen Gesellschaft unendlich viel interessanter als der nahe Blick in die Eisschründe der Jungfrau oder hinüber zum Rütli und hinauf zum Urirotstock. Ich mache es den betreffenden Leuten auch gar nicht zum Vorwurf, daß sie so sind, und ich preise sogar ihre naive Art, sich ohne Verstellung zu geben. Wie viel besser sind solche Philister doch, als die Kunst- und Naturbewunderungsheuchler, denen man gerade auch in Italien auf Schritt und Tritt begegnet! Immerhin aber kommt mir vor, sie könnten den Genuß der Heimat zu Hause bequemer haben als hundert Stunden davon. Und ein wenig verdirbt doch auch diesen besseren Modetouristen das Reisen den Charakter. Denn wenn sie dann nach Hause kommen, gestehen sie es bald sich selber nicht mehr, geschweige anderen Leuten, daß eigentlich die schönsten Stunden auf der italienischen oder Schweizerreise diejenigen waren, in denen sie an zu Hause denken oder von zu

Hause sprechen konnten. Wer also nur, weil es Mode ist, auf Reisen geht, ohne wirkliches Bedürfnis nach Erholung, ohne echten Drang nach geistiger Erfrischung oder nach Vermehrung seines Wissens, handelt tatsächlich töricht, auch wenn hier gar nicht einmal in Betracht gezogen wird, welchen Gefahren, Störungen der Gesundheit und dergleichen er sich unter Umständen aussetzt.

Aber nun zu den interessanteren Reisenden, zu allen denjenigen, die durch eine vornehmlich in ihrer Phantasie begründete Sehnsucht in die Weite gezogen werden! Ich denke hier beispielsweise an Poeten, Musiker, Künstler aller Art und an ihnen verwandte Naturen, schließe aber selbstverständlich ernsthafte Studienreisen vom Gang dieser Betrachtung aus.

Da gebe ich zunächst willig zu, daß es im Wesen der Phantasie liegt, den Menschen nach Veränderung begierig zu machen. Schon die innere Unruhe, in der sich jeder befindet, der nach einem künstlerischen Ideal ringt, verleitet leicht zu dem Wahn, man werde irgendwo in der Ferne das finden, was man in sich selbst vielleicht vergebens sucht. Aus biographischen Mitteilungen von Phantasiemenschen wissen wir, welche Sehnsucht ihnen bereits in frühen Kindertagen ein mit der blauen Luftlinie fast verschmelzender ferner Gebirgszug erregte; wie sie nicht ruhten, bis der lange Sommertag anbrach, der ihnen gestattete, einmal bis dorthin zu gehen. Washington Irving in seinem „Skizzenbuch" hat diesen Zustand hübsch geschildert. Wenn man nun aber dem Triebe nachgegeben hat, ist wohl jemals die Befriedigung so schön gewesen wie die Sehnsucht es war, die Wirklichkeit in ihrer Erfüllung wie das vorausgeschaute Bild? Gerade Phantasiemenschen erleben in dieser Beziehung die größten Enttäuschungen. Die Phantasie rächt sich gleichsam dafür, daß derjenige, dem sie fortwährend ohne seine Mühe die herrlichsten Dinge vorzaubert, unter Mißachtung ihrer Gaben

bettelnd hinter der dürftigen, harten Wirklichkeit dreinläuft. Auch ist sie wirklich stärker als alle Wirklichkeit. Drei Erfahrungen aus meinem eigenen Traumleben, die ich, um diesen Satz zu bekräftigen, hier berichten will, werden keinem Phantasiemenschen unter meinen Lesern unglaublich vorkommen; vielmehr wird jeder Ähnliches zu erzählen haben.

Ich besitze seit vielen Jahren ein Weimar, eine Schweizer Alpenwelt und ein Italien in meinen nächtlichen Träumen, drei sehr bestimmte und mir liebe Phantasiegebilde, die in mir entstanden waren, bevor ich das wirkliche Weimar, die wirkliche Gletscherwelt der Schweiz und das wirkliche Italien kennen lernte. Daß gerade Weimar bei diesen Bildern ist, hängt damit zusammen, daß ich als siebzehnjähriger Student mit Leidenschaft alles las, was auf Goethe und auf die große Zeit von Weimar bezug hatte, und daß ich sehnsüchtig darnach strebte, nur um Weimar sehen zu können, später die Universität Jena beziehen zu dürfen. Nun geschah das Seltsame, daß das wirkliche Weimar, das ich von Jena aus häufig besuchte, und das anders aussah als mein Phantasie-Weimar, doch das letztere niemals aus meinen Träumen, ja nicht einmal aus der wachen Vorstellung verdrängen konnte. Ich bin seither oft in Weimar gewesen; aber noch jetzt, wenn ich das Wort Weimar lese oder aussprechen höre, springt in meiner Vorstellung immer zuerst das alte, etwas kindische Phantasiebild ein, und erst mittels einer gewissen intellektuellen Anstrengung korrigiere ich es oder schiebe es vielmehr beiseite, indem ich mich auf das wirkliche Weimar besinne. Das geht nun im wachen Zustand wohl an. Dagegen die beiden anderen Bilder, die Gletscherlandschaft und das italienische Bild, die mir noch jetzt oft in Träumen angenehm vor Augen stehen, triumphieren im Reich des Schlafes über jede Annäherung anderer landschaftlicher Bilder ähnlichen Inhalts; wenn sie auch ausnahmsweise den Erinnerungen an das wirkliche

Italien und an wirkliche Berggegenden der Schweiz Zutritt in die Traumwelt gestatten, lösen sie doch diese letzteren Erscheinungen trotz ihres Realgehaltes immer schnell auf wie flüchtige, zerfließende Nebelbilder, und nur jene rein phantastischen Landschaften behaupten das Feld. Und hier muß ich nun gestehen, daß keine noch so gute Stunde, die ich jemals in den Alpen oder in Italien zubrachte, an Wonnegefühl den Eindruck erreicht, den jene Traumdekorationen in mir erzeugen. Man hat eben im Traume ganz andere Augen mit ganz anderen Dimensionen des Sehens. In der italienischen Vision zum Beispiel befinde ich mich auf einer direkt aus unsern Alpen vorspringenden, unendlich großen hohen Marmorterrasse mit Geländer, an dem ich lehne und rechts die herrlichste Meeresbucht mit Inseln und Villen überschaue, während ich links in die hohen schmalen Gassen toskanischer Städte mit hohen Türmen und mit wimmelnden Menschen hineinsehe und gleichzeitig auch tief in die inneren Gemächer alter Palazzi zu blicken vermag. Und ich weiß, daß ich mich jedesmal im Schlaf selbst wundere, wie es möglich sei, diese verschiedenen Herrlichkeiten auf einmal zu sehen, und mir vornehme, auf einer nächsten Reise in Italien jedenfalls diese märchenhafte Terrasse aufzusuchen.

Man könnte mir nun aber entgegnen wollen, daß meine Traumgebilde ihre Elemente doch wohl aus der Wirklichkeit, von meinen Reisen her, bezogen hätten und also für den großen Genuß Zeugnis ablegten, den die Phantasie durch die Erinnerung an wirkliche Reisen gewinne. Einen solchen Genuß und Vorteil will ich auch im allgemeinen gar nicht bestreiten; aber für den besonderen Fall meines italienischen Traumes darf und muß ich doch der Wahrheit gemäß berichten, daß er älter ist als meine früheste Reise in Italien. Freilich hatte ich über Italien viel gelesen und viele Bilder italienischer Städte und Landschaften gesehen.

Und die Erwähnung eben dieses Umstandes leitet mich auf den Hinweis, wie gerade für Phantasiemenschen Bilder und Bücher über fremde Länder ein Ersatz für die Reisen dorthin sein können. Und zwar kein schlechter Ersatz! Im Gegenteil ergibt sich merkwürdigerweise, daß die produktiv schaffende Phantasie durch Berichte und Bilder aus der Fremde stärker zur Tätigkeit angeregt wird als durch den wirklichen Besuch an Ort und Stelle. Das berühmteste Beispiel aus der deutschen Literatur, das hier nicht umgangen werden kann, ist die Tatsache, daß schließlich doch Schiller, der die Urkantone nie gesehen hatte, und nicht Goethe, der dort allerdings zuerst die Anregung zu einer Dichtung „Tell" empfangen hatte, den „Tell" schrieb. Und wie erfaßte Schiller besonders auch das Landschaftliche des schweizerischen Alpensees! Nicht durch Hallers „Alpen", sondern erst durch Schillers „Tell" wurden die Naturreize des schweizerischen Alpenlandes zum erstenmal und auf unvergängliche Weise in die Poesie eingeführt. Nicht umsonst leuchtet Schillers Name mit goldenen Lettern auf jenem grauen Fels im Wasser, unfern dem Rütli. Diese Riesenbuchstaben, die bis nach Brunnen hinüberglänzen, bedeuten nicht nur die Huldigung der dankbaren Urkantone, sie bedeuten auch den Triumph der Phantasie über alles sogenannte realistische Lokalstudium, das sich heutzutage jeder Poet schuldig zu sein glaubt, wenn er auch nur eine armselige Novelle zu schreiben unternimmt. Aber die Phantasie erstirbt vielmehr an zu reicher Wirklichkeit. Eine karge Notiz in einer alten Chronik wird ihr zu einem hohen Gerüst, an dem sie wunderbar schnell emporrankt und das sie bis oben mit reichem Blätter- und Blumenschmuck umspinnt, während die Fülle neuer Anschauungen, wie eine Reise sie bietet, eher zerstreuend als anregend auf sie wirkt. Übrigens zeigt ein Blick auf das Spiel der Kinder, wie es sich damit verhält. In jedem

öffentlichen Garten erlebt man, daß Kinder mit eigentlichen Nichtsen am glücklichsten, am lustigsten spielen. Da lassen Mädchen ihre prachtvollen, teuren Puppen unbeachtet in einer Ecke der grünen Bank sitzen und vergnügen sich köstlich mit einem Zweiglein, um das sie ein Kastanienblatt gewickelt haben und das nun ihre viel interessantere Puppe vorstellt. Und nebenan füttert, ein fünfjähriges Bürschchen soeben seine imaginären Löwen, Tiger und Elefanten mit imaginärem Futter, oder wir gehen über eine kleine freie Stelle im Park und werden durch heftige Zurufe der Kleinen benachrichtigt, wir möchten sorgsam auftreten, um keines der unsichtbaren kleinen Entchen oder Hühnchen zu unsern Füßen zu beschädigen. Solche Kinderszenen sind jedermann bekannt. Aber man mache nun auch von der Spielphantasie der Kinder den Schluß auf die produktive Phantasie der Erwachsenen, die nur durch den zweckbewußten Ernst sich von jener unterscheidet; Spielphantasie ist auch sie, gleich jener, im allerbesten Falle. Und so ergibt sich, daß gerade der Phantasiemensch des Reisens nicht nur am ehesten entbehren kann, sondern vielleicht auch sehr weise handelt, wenn er sich diese Entbehrung auferlegt.

Namentlich wäre es ein großer Irrtum, wenn jemand glauben sollte, während einer Reise etwas Bedeutendes schaffen zu können. Künstlerisches Schaffen verlangt vor allem innere Sammlung und Stille. Dies ist so sehr wahr, daß selbst Frühlingslieder hinter dem Ofen besser zu gelingen pflegen als draußen im Garten, wo das Spiel der Sonnenstrahlen, der Gesang der Vögel, das Wehen der Lüfte zerstreuend wirkt. Nun ist freilich eine Fußreise mit dem Ränzel auf dem Rücken ein köstliches Ding. Aber sie ist eben doch mehr selbst ein poetisches Erlebnis, als daß sie das poetische Schaffen fördern könnte. Die Distanzläufer neulich haben bekannt, daß das viele Gehen auf den endlosen Straßen sie gleichsam narkotisiert und zum Denken unfähig gemacht habe.

In allerdings viel geringerem Maße erfährt Ähnliches an sich jeder Fußreisende. Ich habe viele Alpenwanderungen ausgeführt, wochenlang ohne andere Begleitung als mein Hündchen Berg und Tal durchstreift. Die erfrischende, erquickende Wirkung auf den physischen Menschen blieb nicht aus. Aber dümmer, unfähiger zu geistiger Arbeit fühlte ich mich niemals als nach einer solchen längeren Fußtour. Gut drei Tage brauchte ich, bis ich nur einigermaßen wieder die gewohnte Arbeit in meinem Zeitungsbureau tun konnte.

Schließlich kommt noch ein Umstand in Erwägung. Wer ein recht robustes Gemüt hat, wer, schopenhauerisch zu sprechen, zu den unbedingt und unbedenklich das Leben Bejahenden gehört, der mag in seinem glücklichen Optimismus eher geeignet sein, auf Reisen sich zufrieden zu fühlen. Wer aber, ohne geradezu melancholischer Pessimist zu sein, doch ein wenig weltwund ist, für Leiden anderer Wesen sensibel, der mag es sich auch zweimal überlegen, bevor er auf Reisen geht. Denn mancherlei Trauriges, vor dem man sich zu Hause verschließt, drängt sich auf Reisen an uns heran.

Wie jämmerlich ist zum Beispiel im Frühling in italienischen Städten das Geschrei der jungen Ziegenböcklein, die, oft ihrer sechs mit zusammengebundenen Füßen und den Kopf nach unten hängend, zum Metzger getragen werden; man glaubt kleine Kinder schreien zu hören, und eine strage degli innocenti – so heißt der bethlehemitische Kindermord auf italienisch – ist es ja auch wirklich, was da geschieht. Daß mir ein solcher Eindruck einen ganzen Tag verderben kann, darf ich um so eher bekennen, als es genug gescheidte Leute gibt, denen es in dieser Beziehung nicht besser ergeht als mir. So hat der verstorbene Ästhetiker Vischer aufs bestimmteste erklärt, daß ihm die Pferdeschinderei in Italien alle Lust an dem schönen Lande verdorben habe. Logisch wären Vischer und ich in dieser Beziehung leicht ad

absurdum zu führen. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß die Summe von Leiden aller Kreaturen auf Erden täglich dieselbe bleibt, ob wir in irgend einem schwäbischen oder schweizerischen Poetenwinkel uns vor Einzelwahrnehmungen solcher Leiden absperren oder nicht, und daß dieses gewissermaßen statistische Wissen, dem sich doch unsere Intelligenz nicht entziehen könne, und dazu die Überlegung, daß wir an diesen Dingen weder etwas zu ändern vermögen, noch an ihnen schuld seien, uns zu einer objektiven Hinnahme derselben führen müßte. Aber das Gefühl behält aller Logik zum Trotz doch recht, und zwar bei allen Menschen. Jeder Vorfall, der in unsere persönliche Sphäre hineinragt, scheint uns unverhältnismäßig wichtig, wenn schon die Statistik uns zuflüstert, gerade dieses selbe Ereignis geschehe noch am gleichen Tage an hundert anderen Orten. Das menschliche Mitleid ist mehr poetisch als philosophisch organisiert.

Ich will diese Betrachtung abschließen mit einem geistreichen Druckfehler, den ich vor ein paar Jahren in einem Liederbuch antraf. Um eine Strophe aus Eichendorffs „Der frohe Wandersmann" handelt es sich, um jene erste Strophe, die allerdings in ihrem prächtigen, frischen Zug geeignet ist, alle Bedenken dieses Aufsatzes wie ein Kartenhaus wegzublasen. Ich will die allbekannte Strophe aber mit dem Druckfehler hersetzen:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunden weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld."

Am Gartenzaun Epikurs.

Von dem Garten, in dem Epikur seine Freunde empfing und den er seinen Schülern nach seinem Tode hinterließ, hat man sich schon im Altertum die Vorstellung gemacht, er sei der Schauplatz üppiger Gelage und schwelgerischer Freuden aller Art gewesen. Denn die Philosophie Epikurs wurde als eine den Sinnengenuß als einzigen Weg zum Glück preisende Lehre frühzeitig mißverstanden. Dagegen hat uns Heinrich Gomperz in seinem schönen Buche: „Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit", da, wo er von Epikur handelt, über die augenscheinlich sehr bescheidenen Lebensgenüsse unterrichtet, die Epikur und seine Jünger beanspruchten. Er erwähnt zum Beispiel, was Epikur an einen Bekannten mit liebenswürdigem Humor schreibt: „Schick mir einen Käse von Kythros, damit ich schwelgen könne, wenn ich will." Und so dürfe man Epikur aufs Wort glauben, wenn er versichere, unter dem Streben nach Lust, die er lehre, seien nicht die Lüste der Zügellosen gemeint, sondern: nicht krank zu sein am Körper und nicht erregt in der Seele. Und so sei auch das Gartenidyll Epikurs im wesentlichen nichts anderes gewesen als eine Schutzwehr gegen Leiden. Ja, die Weltflucht in die Zurückgezogenheit dieses Gartens sei in Wahrheit Flucht vor sich selbst gewesen. „In Epikurs Wesen lag es ja", schreibt Gomperz, „allen Regungen auszuweichen, deren er nicht hätte Herr werden können; denn dann hätte sich die Diskrepanz aufs unzweideutigste fühlbar gemacht: zwischen der Idee, in der er stärker war als alles, und der Wirklichkeit, in der vieles stärker war als er. Solche Regungen aber wären offenbar alle jene gewesen, wo der Ruhm, der äußere Erfolg in Frage kam. Sich befehdet, sich unterliegend, sich gedemütigt zu sehen, das hätte sein Selbstbewußtsein tödlich verwundet, und alsobald wäre seine „Erregungslosigkeit" gewichen. Gegen diese

absurdum zu führen. Man braucht nur darauf hinzuweisen, daß die Summe von Leiden aller Kreaturen auf Erden täglich dieselbe bleibt, ob wir in irgend einem schwäbischen oder schweizerischen Poetenwinkel uns vor Einzelwahrnehmungen solcher Leiden absperren oder nicht, und daß dieses gewissermaßen statistische Wissen, dem sich doch unsere Intelligenz nicht entziehen könne, und dazu die Überlegung, daß wir an diesen Dingen weder etwas zu ändern vermögen, noch an ihnen schuld seien, uns zu einer objektiven Hinnahme derselben führen müßte. Aber das Gefühl behält aller Logik zum Trotz doch recht, und zwar bei allen Menschen. Jeder Vorfall, der in unsere persönliche Sphäre hineinragt, scheint uns unverhältnismäßig wichtig, wenn schon die Statistik uns zuflüstert, gerade dieses selbe Ereignis geschehe noch am gleichen Tage an hundert anderen Orten. Das menschliche Mitleid ist mehr poetisch als philosophisch organisiert.

Ich will diese Betrachtung abschließen mit einem geistreichen Druckfehler, den ich vor ein paar Jahren in einem Liederbuch antraf. Um eine Strophe aus Eichendorffs „Der frohe Wandersmann" handelt es sich, um jene erste Strophe, die allerdings in ihrem prächtigen, frischen Zug geeignet ist, alle Bedenken dieses Aufsatzes wie ein Kartenhaus wegzublasen. Ich will die allbekannte Strophe aber mit dem Druckfehler hersetzen:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunden weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld."

Am Gartenzaun Epikurs.

Von dem Garten, in dem Epikur seine Freunde empfing und den er seinen Schülern nach seinem Tode hinterließ, hat man sich schon im Altertum die Vorstellung gemacht, er sei der Schauplatz üppiger Gelage und schwelgerischer Freuden aller Art gewesen. Denn die Philosophie Epikurs wurde als eine den Sinnengenuß als einzigen Weg zum Glück preisende Lehre frühzeitig mißverstanden. Dagegen hat uns Heinrich Gomperz in seinem schönen Buche: „Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit“, da, wo er von Epikur handelt, über die augenscheinlich sehr bescheidenen Lebensgenüsse unterrichtet, die Epikur und seine Jünger beanspruchten. Er erwähnt zum Beispiel, was Epikur an einen Bekannten mit liebenswürdigem Humor schreibt: „Schick mir einen Käse von Kythros, damit ich schwelgen könne, wenn ich will.“ Und so dürfe man Epikur aufs Wort glauben, wenn er versichere, unter dem Streben nach Lust, die er lehre, seien nicht die Lüste der Zügellosen gemeint, sondern: nicht krank zu sein am Körper und nicht erregt in der Seele. Und so sei auch das Gartenidyll Epikurs im wesentlichen nichts anderes gewesen als eine Schutzwehr gegen Leiden. Ja, die Weltflucht in die Zurückgezogenheit dieses Gartens sei in Wahrheit Flucht vor sich selbst gewesen. „In Epikurs Wesen lag es ja“, schreibt Gomperz, „allen Regungen auszuweichen, deren er nicht hätte Herr werden können; denn dann hätte sich die Diskrepanz aufs unzweideutigste fühlbar gemacht: zwischen der Idee, in der er stärker war als alles, und der Wirklichkeit, in der vieles stärker war als er. Solche Regungen aber wären offenbar alle jene gewesen, wo der Ruhm, der äußere Erfolg in Frage kam. Sich befehdet, sich unterliegend, sich gedemütigt zu sehen, das hätte sein Selbstbewußtsein tödlich verwundet, und alsobald wäre seine „Erregungslosigkeit“ gewichen. Gegen diese

Gefahren nun verschanzt er sich in seinen Garten und schafft sich so statt der wirklichen Welt mit ihren Mißerfolgen eine Scheinwelt voll lauter Erfolgen. Niemand hat ja Zutritt, der nicht die Meinung des Meisters von sich selbst teilen würde. Der Kreis, der sich um ihn gruppiert, verehrt ihn wie ein unfehlbares Orakel. In diesem Spiegel aber genießt er sich selbst." Die Stelle wird noch verständlicher, wenn man vorher bei Gomperz gelesen hat, wie der Verfasser als den Grundzug im Wesen Epikurs ein unerhörtes Selbstbewußtsein, ein titanisches Gefühl der eigenen Kraft hervorhebt, das er mit der Benennung „heroische Eitelkeit" am besten zu bezeichnen glaubt.

Nicht um von Epikur und seiner Philosophie zu handeln, frische ich diese Erinnerung aus der antiken Welt auf. Vielmehr lehne ich mich an den Gartenzaun Epikurs in Erwägung der Frage, ob nicht auch heutzutage vielen auf geistigem Gebiete schaffenden Menschen solche Gärtchen Epikurs zur Erhaltung ihres Seelenfriedens notwendig sind. Und mir scheint, die Frage sei zu bejahen.

Vor allem — wo könnte Signor Dilettante anders wohnen als im Garten Epikurs? Und wenn er der richtige Dilettant ist, der aufrichtige, der wirklich nur zu seiner eigenen Freude malt, komponiert oder dichtet, so sei ihm sein friedliches Gärtchen, in dem er allein Meister ist, von Herzen gegönnt. Doch gibt es auch unfreiwillige Dilettanten, Produzierende, die in Wirklichkeit nicht zu ihrem Vergnügen schaffen, sondern Anerkennung und Ruhm suchen, aber, weil sie bei unzureichender Kraft nichts Erträgliches zustande bringen, niemals durchzudringen vermögen. Man erinnere sich der hohen Zahlen, mit denen die Statistik allein über die jährlich im Druck erscheinenden lyrischen Gedichte gelegentlich die Welt graueln macht. Und dazu vergegenwärtige man sich, daß noch unendlich mehr Streblinge des Helikon vorhanden sind, die es nicht einmal zum

Druckenlassen ihrer jungen und alten Leiden bringen. Wie sollten alle solche die zum Leben nun einmal notwendige Zuversicht behalten, wenn sie ihren Frieden zuletzt nicht in der angenehmen Illusion fänden, sie seien es, die die Welt mit ihrem gemeinen Getümmel von ihrem stillen Garten ausschlössen!

Man wird sagen: das sind die Schwächlinge, deren meistens in eitle Selbstüberschätzung, ja eigentlich in Narrheit ausartende Selbsteinfriedigung uns weiter nicht interessiert. Nun kommen aber die Mutigen und die ein gewisses, vielleicht sogar sehr beträchtliches Können ins Feld zu führen vermögen, die daher dem Kampf mit der Welt nicht ausweichen. Wenn solchen, wie es oft geschieht, besonders weil sie jung sind und eine Hoffnung der Zukunft zu bedeuten scheinen, bei ihrem ersten Auftreten von vielen oder gar von allen Seiten freudige Zustimmung zuteil wird, so hat es da zunächst freilich keine Not. Vielmehr entsteht ein stolzes Siegerbewußtsein, das sich am liebsten mitten auf dem lärmenden Markt des Lebens ein Haus mit recht vielen Fenstern zum Hinein- und Hinausschauen bauen möchte und für den Gedanken an ein verschlossenes Epikursgärtchen nur ein geringschätziges Achselzucken hat. Aber wie selten bleibt selbst berühmten Geistern der einstimmige Beifall treu! Haben wir es nicht an gefeierten Größen, Dramatikern und anderen, mehrfach erlebt, daß der Beifall sich in Abfall wandelte? Das bewirkt in ihnen selbst zwar zuerst eine kräftige Reaktion, die sich in neuer, oft fieberhafter Schaffensbetätigung äußert. Man wird an tapfere Spinnen erinnert, denen ein unerbittlicher Besen am Morgen ihr Netz zerstört hat, die aber darin nur die Aufforderung erkennen, noch vor dem Abend ein neues zu weben. Und fällt auch dieses der Vernichtung anheim, so ziehen sie am nächsten Tage schon wieder die Fäden aus ihrem Leibe. Doch läßt das Gleichnis ahnen, wer in dem ungleichen

Kampfe zuletzt unterliegen muß. Da tritt denn auch bei solchen Berühmten, einst Erfolgreichen, der Garten Epikurs in sein Recht. Nur ist er nicht eine bloße Eremitage, wie der des niemals bekannt gewordenen Künstlers, sondern, genau dem antiken Garten Epikurs gleichend, ist er belebt von treugebliebenen Freunden und Verehrern und Jüngern, was pietätlose Gegner als „Clique“ zu bezeichnen pflegen. Aber solche schlimme Äußerungen gelangen, wo der Garten gut eingerichtet ist, nicht bis zu den Ohren des Meisters. So bequem allerdings wie zu Epikurs Zeiten ist die Bewahrung des Gartens vor unliebsamem Eindringen störender Gestalten und Stimmen heutzutage längst nicht mehr. Für die Aviatiker der Presse ist keine Gartenmauer hoch genug und kein Lorbeerwipfel vor ihnen sicher. Aber es gibt Epikure, die es fertig bringen, die Blätter, die auch in ihr idyllisches Reich flattern, standhaft zu ignorieren. Man erinnert sich, wie ein hochbetagter Jubilar, dessen Name ehrenvoll in die deutsche Literaturgeschichte eingezeichnet bleibt, schon vor vielen Jahren durch seine Getreuen die Mitteilung verbreiten ließ, daß er niemals Kritiken seiner Werke lese. Diese Kundgebung war ein echter Naturlaut aus Epikurs Garten.

Und nun dürfen wir schon sagen: Welches Einerlei in der Hauptsache und doch welche Abwechslung der Varietäten in dieser von der nächstbesten Dachkammer bis vielleicht zu einer Villa Wahnfried reichenden Gartenstraße! Jene Wildente in der Dachkammer ist ein richtiges epikureisches Gartentier, und wenn Hjalmar Ekdal sich und den anderen täglich verspricht, morgen, morgen mit seinen „Riesenkräften“ zu arbeiten und, ins Butterbrot beißend, von seiner Lebensaufgabe, seinen Erfindungen schwärmt, die jemals in Angriff zu nehmen er sich wohl hütet, so blüht sein Epikursgärtchen so freudig, daß selbst den strengsten aller Dichter Rührung anwandelt und er diejenigen zurückhalten

möchte, die den schwachen Gartenzaun mit der sittlichen Forderung einrennen wollen. Auf langem Lebensweg lernt wohl jeder selbst Hjalmar Ekdal-Typen kennen. Halb rührend, halb spassig war mir in meinen Studentenjahren ein Maler, der schließlich selbst an die goldenen Medaillen glaubte, von denen er erzählte, daß er sie in Paris, in London für Bilder erhalten habe, von denen alle seine Freunde wußten, daß er sie niemals abgesendet, weil er sie überhaupt gar nicht gemalt hatte. Nur an einem Bilde – „Cäsars Ermordung“ – malte er seit zwanzig Jahren, und nie durfte es fertig werden, damit bei der alsdann doch nicht wohl zu vermeidenden Ausstellung nicht vielleicht ein krächzender kritischer Rabe den Frieden seines Epikurgärtchens störe. Es soll auch Dichter geben – Gott segne ihr stolzes Herz – die niemals ihre lyrischen Gaben einem Zeitungsmanne zur Besprechung unterbreiten, nur im Kreise der Eingeweihten mit priesterlicher Würde und unter feierlicher Veranstaltung sie vortragen. „Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin!“

In solchen Epikursgärtchen, wo Messiasgebärden walten, fehlen natürlich die Frauen nicht, „zerschmelzend in tränenreicher Lust.“ Denn wie die Frauen das treueste Gefolge wahrer Gottessöhne und Propheten sind und wie der Segen, den ihre Huld, solange die Welt steht, echten Künstlerherzen gebracht hat, nicht auszudenken ist, so unterliegen doch viele von ihnen allzu leicht dem Zauber einer mit starkem, wenn auch unberechtigtem Glauben an sich selbst ausgerüsteten Persönlichkeit. Nur die Ehefrau paßt nicht sonderlich in den Garten Epikurs. Wenn sie ein feines, gutherziges und kluges Weibchen ist, wird sie sich zwar wohl hüten, den strebenden Mann an ihrer Seite jemals zu entmutigen; aber jene unbegrenzte Bewunderung, die der Garten Epikurs verlangt, ist ihr nicht gegeben, dazu kennt sie den Gemahl in der Regel zu gut. Im Gegenteil ist sie es, die den

Erfolgen ihres Mannes am längsten mißtraut, so daß man an die biblische Sarah denken könnte, wie sie, hinter der Tür stehend, in ihrem Herzen ungläubig lacht, als die den Abraham besuchenden Himmelsboten diesem noch einen Sohn seines Alters verkünden. Weit eher ist eine solche Frau bereit, den vom Urteil der bösen Welt verwundeten Gatten zärtlich zu pflegen; aber das ist wahrhaftig kein epikureischer Genuß für den Mann, im Gegenteil! Mitleid im Blick des Weibes nach einem Mißerfolg ist die schmerzlichste aller Wunden. Wie Brahms – auch ein Starker, der kein Epikursgärtchen nötig hatte – darüber dachte, wie der Gedanke an eine solche Möglichkeit ihn in seinen jungen Jahren, als seine Werke in den Konzertsälen mit eisiger Kälte aufgenommen wurden, nach seinem eigenen Geständnis vom Heiraten abhielt, kann man in Max Kalbecks großer Brahms-Biographie nachlesen.

Daß im ganzen die Provinz im Gegensatz zur Großstadt die Anlage von Epikursgärtchen begünstigt, ist wohl einleuchtend. Es gibt nicht nur Kreisrichter, auch Kreisdichter. Und je voller die Zahl literarischer und künstlerischer Existenzen heutzutage anschwillt, die alle im Wettbewerbe das Interesse der Welt in Anspruch nehmen, desto sicherer wird es sich von selbst fügen, daß jeder durch Geltung wenigstens in seinem engeren Bezirk sich für die weite Ferne zu entschädigen sucht, in die sein Lichtlein nicht zu dringen vermag. Aber daß solche Selbsteinzirkelung, wenn in ihr nicht bloß verständige Resignation, sondern, wie es häufig der Fall ist, dünkelhaftes Selbstgenügen vorwaltet, den Tod alles auf große Ziele gerichteten Schaffens bedeutet, bedarf wohl keiner weiteren Darlegung. Man mag daher den Zug junger Talente nach der Großstadt im ganzen doch als gesunden Instinkt betrachten. Und Goethes Wort, daß ein Talent sich in der Stille bildet, stellt zu dieser Ansicht keinen Widerspruch vor, da es durch den Zusatz

Goethes ergänzt wird, ein Charakter bilde sich im Strom der Welt. Der Charakter aber ist für den Schaffenden das eigentlich entscheidende Moment.

War in diesen Ausführungen nur von künstlerischen Menschen die Rede, so soll nicht übersehen werden, daß schließlich jedermann ein gewisses Wohlgefallen an sich selbst nötig hat, um heiter und ruhig zu bleiben und daß daher wohl die meisten Lebenden sich ihr Epikursgärtchen einrichten. Allerdings ist auch jedem bereits der ihn schützende Gartenzaun verliehen durch die glückliche Beschränktheit seines Wissens von dem, was die anderen Menschen von ihm halten, entsprechend jener Bemerkung Schopenhauers, daß jeder sich krank ärgern würde, wenn er vernähme, was alles von ihm gesagt und in welchem Ton von ihm geredet wird. Doch dies ist nur die negative Form seines Seelenidylls, nur, wie gesagt, der schützende Zaun. Die Bäume, die im Garten stehen, die Vögel, die in ihren Zweigen singen, die Blumen in den Beeten, die Statuen in den Gebüschen – wer könnte aufzählen, was je nach den tausend verschiedenen Individualitäten den wesentlichen Schatz eines jeden solchen Epikursgartens ausmacht! Manches Narrenreis mag darin gepflanzt sein. Das schadet nichts, wenn nur in der Mitte des Gartens der eine Baum steht, der in der ethischen Botanik „bescheidene Selbstachtung" heißt.

Kampfe zuletzt unterliegen muß. Da tritt denn auch bei solchen Berühmten, einst Erfolgreichen, der Garten Epikurs in sein Recht. Nur ist er nicht eine bloße Eremitage, wie der des niemals bekannt gewordenen Künstlers, sondern, genau dem antiken Garten Epikurs gleichend, ist er belebt von treugebliebenen Freunden und Verehrern und Jüngern, was pietätlose Gegner als „Clique" zu bezeichnen pflegen. Aber solche schlimme Äußerungen gelangen, wo der Garten gut eingerichtet ist, nicht bis zu den Ohren des Meisters. So bequem allerdings wie zu Epikurs Zeiten ist die Bewahrung des Gartens vor unliebsamem Eindringen störender Gestalten und Stimmen heutzutage längst nicht mehr. Für die Aviatiker der Presse ist keine Gartenmauer hoch genug und kein Lorbeerwipfel vor ihnen sicher. Aber es gibt Epikure, die es fertig bringen, die Blätter, die auch in ihr idyllisches Reich flattern, standhaft zu ignorieren. Man erinnert sich, wie ein hochbetagter Jubilar, dessen Name ehrenvoll in die deutsche Literaturgeschichte eingezeichnet bleibt, schon vor vielen Jahren durch seine Getreuen die Mitteilung verbreiten ließ, daß er niemals Kritiken seiner Werke lese. Diese Kundgebung war ein echter Naturlaut aus Epikurs Garten.

Und nun dürfen wir schon sagen: Welches Einerlei in der Hauptsache und doch welche Abwechslung der Varietäten in dieser von der nächstbesten Dachkammer bis vielleicht zu einer Villa Wahnfried reichenden Gartenstraße! Jene Wildente in der Dachkammer ist ein richtiges epikureisches Gartentier, und wenn Hjalmar Ekdal sich und den anderen täglich verspricht, morgen, morgen mit seinen „Riesenkräften" zu arbeiten und, ins Butterbrot beißend, von seiner Lebensaufgabe, seinen Erfindungen schwärmt, die jemals in Angriff zu nehmen er sich wohl hütet, so blüht sein Epikursgärtchen so freudig, daß selbst den strengsten aller Dichter Rührung anwandelt und er diejenigen zurückhalten

möchte, die den schwachen Gartenzaun mit der sittlichen Forderung einrennen wollen. Auf langem Lebensweg lernt wohl jeder selbst Hjalmar Ekdal-Typen kennen. Halb rührend, halb spassig war mir in meinen Studentenjahren ein Maler, der schließlich selbst an die goldenen Medaillen glaubte, von denen er erzählte, daß er sie in Paris, in London für Bilder erhalten habe, von denen alle seine Freunde wußten, daß er sie niemals abgesendet, weil er sie überhaupt gar nicht gemalt hatte. Nur an einem Bilde — „Cäsars Ermordung" — malte er seit zwanzig Jahren, und nie durfte es fertig werden, damit bei der alsdann doch nicht wohl zu vermeidenden Ausstellung nicht vielleicht ein krächzender kritischer Rabe den Frieden seines Epikurgärtchens störe. Es soll auch Dichter geben — Gott segne ihr stolzes Herz — die niemals ihre lyrischen Gaben einem Zeitungsmanne zur Besprechung unterbreiten, nur im Kreise der Eingeweihten mit priesterlicher Würde und unter feierlicher Veranstaltung sie vortragen. „Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin!"

In solchen Epikursgärtchen, wo Messiasgebärden walten, fehlen natürlich die Frauen nicht, „zerschmelzend in tränenreicher Lust." Denn wie die Frauen das treueste Gefolge wahrer Gottessöhne und Propheten sind und wie der Segen, den ihre Huld, solange die Welt steht, echten Künstlerherzen gebracht hat, nicht auszudenken ist, so unterliegen doch viele von ihnen allzu leicht dem Zauber einer mit starkem, wenn auch unberechtigtem Glauben an sich selbst ausgerüsteten Persönlichkeit. Nur die Ehefrau paßt nicht sonderlich in den Garten Epikurs. Wenn sie ein feines, gutherziges und kluges Weibchen ist, wird sie sich zwar wohl hüten, den strebenden Mann an ihrer Seite jemals zu entmutigen; aber jene unbegrenzte Bewunderung, die der Garten Epikurs verlangt, ist ihr nicht gegeben, dazu kennt sie den Gemahl in der Regel zu gut. Im Gegenteil ist sie es, die den

Erfolgen ihres Mannes am längsten mißtraut, so daß man an die biblische Sarah denken könnte, wie sie, hinter der Tür stehend, in ihrem Herzen ungläubig lacht, als die den Abraham besuchenden Himmelsboten diesem noch einen Sohn seines Alters verkünden. Weit eher ist eine solche Frau bereit, den vom Urteil der bösen Welt verwundeten Gatten zärtlich zu pflegen; aber das ist wahrhaftig kein epikureischer Genuß für den Mann, im Gegenteil! Mitleid im Blick des Weibes nach einem Mißerfolg ist die schmerzlichste aller Wunden. Wie Brahms – auch ein Starker, der kein Epikursgärtchen nötig hatte – darüber dachte, wie der Gedanke an eine solche Möglichkeit ihn in seinen jungen Jahren, als seine Werke in den Konzertsälen mit eisiger Kälte aufgenommen wurden, nach seinem eigenen Geständnis vom Heiraten abhielt, kann man in Max Kalbecks großer Brahms-Biographie nachlesen.

Daß im ganzen die Provinz im Gegensatz zur Großstadt die Anlage von Epikursgärtchen begünstigt, ist wohl einleuchtend. Es gibt nicht nur Kreisrichter, auch Kreisdichter. Und je voller die Zahl literarischer und künstlerischer Existenzen heutzutage anschwillt, die alle im Wettbewerbe das Interesse der Welt in Anspruch nehmen, desto sicherer wird es sich von selbst fügen, daß jeder durch Geltung wenigstens in seinem engeren Bezirk sich für die weite Ferne zu entschädigen sucht, in die sein Lichtlein nicht zu dringen vermag. Aber daß solche Selbsteinzirkelung, wenn in ihr nicht bloß verständige Resignation, sondern, wie es häufig der Fall ist, dünkelhaftes Selbstgenügen vorwaltet, den Tod alles auf große Ziele gerichteten Schaffens bedeutet, bedarf wohl keiner weiteren Darlegung. Man mag daher den Zug junger Talente nach der Großstadt im ganzen doch als gesunden Instinkt betrachten. Und Goethes Wort, daß ein Talent sich in der Stille bildet, stellt zu dieser Ansicht keinen Widerspruch vor, da es durch den Zusatz

Goethes ergänzt wird, ein Charakter bilde sich im Strom der Welt. Der Charakter aber ist für den Schaffenden das eigentlich entscheidende Moment.

War in diesen Ausführungen nur von künstlerischen Menschen die Rede, so soll nicht übersehen werden, daß schließlich jedermann ein gewisses Wohlgefallen an sich selbst nötig hat, um heiter und ruhig zu bleiben und daß daher wohl die meisten Lebenden sich ihr Epikursgärtchen einrichten. Allerdings ist auch jedem bereits der ihn schützende Gartenzaun verliehen durch die glückliche Beschränktheit seines Wissens von dem, was die anderen Menschen von ihm halten, entsprechend jener Bemerkung Schopenhauers, daß jeder sich krank ärgern würde, wenn er vernähme, was alles von ihm gesagt und in welchem Ton von ihm geredet wird. Doch dies ist nur die negative Form seines Seelenidylls, nur, wie gesagt, der schützende Zaun. Die Bäume, die im Garten stehen, die Vögel, die in ihren Zweigen singen, die Blumen in den Beeten, die Statuen in den Gebüschen – wer könnte aufzählen, was je nach den tausend verschiedenen Individualitäten den wesentlichen Schatz eines jeden solchen Epikursgartens ausmacht! Manches Narrenreis mag darin gepflanzt sein. Das schadet nichts, wenn nur in der Mitte des Gartens der eine Baum steht, der in der ethischen Botanik „bescheidene Selbstachtung" heißt.